WIDENER
HN Y5I1 C

50523,28.

Harvard College Library

FROM THE

LANE FUND

The sum of $5000 was given by FREDERICK ATHEARN LANE, of New York, N.Y., (Class of 1849), on Commencement Day, 1863. "The annual interest only to be expended in the purchase of books for the Library."

Wurzellocker

Erſter Band

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erſchien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer	Thekla Lüdekind
Der Grabenhäger	Liebe iſt ewig

Novellen

Die Verſuchung

Karline	Reinheit
Wald	Luginsland

Theater

Junker und Fröhner, Dorftragödie.

Wurzellocker

Roman in zwei Bänden

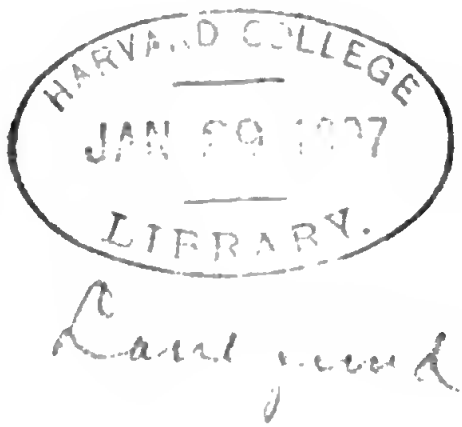
von

Wilhelm von Polenz

Erſter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

50523.28



Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Erſter Band

Erſtes Buch

Die schwüle Luft eines Spätsommertages lag auf der Stadt. Kein Windzug entführte den Rauch, welcher aus ungezählten Essen emporstieg und zu einem Schleier von totem Grau verdichtet über dem ganzen Weichbilde stand. Der Fluß führte wenig Wasser unter den breitspannenden Brückenbogen thalwärts, und das bißchen Kühle, das er auf seinen gelben Wellen mit sich gebracht, verflog schnell, aufgesogen von der Sonne, die, schon seit Wochen unbarmherzig vom wolkenlosen Himmel herniedersengend, den Blättern der Alleebäume längst die Farbe des Tabaks gegeben und das Erdreich in morschen Zunder verwandelt hatte. Jeder Windzug entführte davon Teile, die sich in inniger Verquickung mit dem Straßenstaub, dem Ruß der Fabrikessen und der Schornsteine auf Menschen, Tiere, Pflanzen legten und den Lungen eines jeden Lebewesens das Atmen erschwerten.

Wem in dieser Jahreszeit Beschäftigung oder Kasse nicht erlaubt hatten, ins Hochgebirge oder an die See zu entfliehen, der suchte in den Feierstunden wenigstens aus den Mauern hinauszugelangen in die luftig gebauten Villenvororte, in die Obstgärten und Weinberge unterhalb der

Stadt, vielleicht auch in die ausgedehnten Waldungen im Norden.

Die Menſchenwogen, welche ſich aus dem rauchigen Centrum in die Naturfriſche ergoſſen, hatten jenen herdenartigen Charakter angenommen, den die Menge zeigt, ſobald ein Naturereignis, ein gemeinſames Erleben, oder auch nur verwandtes Bedürfnis ſie nach einer beſtimmten Richtung treibt. Das Gefühl unerträglicher Schwüle hatte in dieſen Tauſenden den nämlichen Drang erzeugt: hinaus unter freien Himmel.

Eine Gruppe von drei Menſchen trennte ſich ab von dem allgemeinen Schwarme: zwei Männer, ein Mädchen. Während die meiſten anderen der ausgeſtreckten Hand eines Wegweiſers folgten, der in fünf Minuten die ſchönſte Ausſicht, Kegelbahn, Bier, Kaffee und andere Herrlichkeiten verhieß, ſchlugen dieſe drei einen ſandigen Fußſteig ein, der in den Wald hineinführte.

Einem Mädchen wie dieſem begegnet man gern. Friſche Wangen, ſchönes Haar, guter Wuchs. In den Bewegungen die Leichtigkeit und anmutige Weichheit, die nur das junge Weib hat. Helle, freundlich blickende Augen, welche man ſich mit Thränen gefüllt ſehr rührend vorſtellen konnte, Augen, die nicht kokett blickten, aber aus denen unbewußt die rührende Mädchenbitte ſprach: finde mich hübſch! Nichts Rätſelhaftes, nichts Dämoniſches, nichts Myſtiſches, aber umſomehr geſunde Sinnlichkeit.

So mancher Mann wendete unwillkürlich den Kopf nach dieſer Erſcheinung, und „ein bildhübſches Mädchen“, das

war eine häufige Bemerkung, die Alma Lux hinter ſich geflüſtert hören konnte.

Wahrſcheinlich war das geſtreifte Sommerkleidchen, das ſie gut kleidete, ihr eigenes Machwerk. Aus ihrem Hut mit allzuviel künſtlichen Blumen und dem grellfarbigen Sonnenſchirm, den ſie nicht recht zu handhaben verſtand, ſprach das harmloſe Beſtreben des Kindes aus dem Volk, für eine Dame gehalten zu werden.

Von den beiden Männern trug der ältere ſeinen einfachen, braunen Lodenanzug mit einem gewiſſen großartigen Selbſtbewußtſein zur Schau, als wolle er ſagen: wenn ich mich gut anzöge, würde meine Häßlichkeit nur noch grotesker wirken. Und in der That, aus dieſen abfallenden Schultern, eckigen Hüften und dünnen Beinen, hätte die größte Schneiderkunſt nichts Anmutiges zu geſtalten vermocht.

Die Geſichtszüge dieſes Mannes, der im Anfang der dreißig ſtehen mochte, machten freilich manches wieder gut, was der Körper an äſthetiſchen Sünden beging. Es war das Geſicht eines intelligenten Pudels. Schmale, hohe Stirn, in die rotblondes Haar in lockigen Büſcheln fiel. Lebhafte, glänzende, kluge und zugleich gute Augen. Brauen, die ſich von der gleichmäßig roten Farbe des ganzen Geſichts nur wenig abhoben. Eine ſpitze Naſe mit weiten, beweglichen Nüſtern. Das Untergeſicht vorſpringend. Oberlippe und Mundwinkel ganz vom blonden Schnauzbart verſteckt.

Von ganz anderem Schrot und Korn war der Jüngere. Die läſſige Haltung, die Art, wie er ſeinen ehemals gut

gemachten, jetzt abgenutzten Anzug trug, sprachen von dem stolzen Gehenlassen eines Menschen, dem der Stempel guter Herkunft von Natur aufgedrückt ist. Die Haut zart, die Glieder schlank und gut proportioniert, die Züge eigentümlich kapriziös gemischt. Die edle Stirn, das ausdrucksvolle Auge schienen einen Anlauf zu energischer Männlichkeit nehmen zu wollen, doch waren Kinn und Lippen die eines Weibes. Niemand konnte es dem jungen Menschen verargen, daß er das Haar im Nacken lang trug, denn es hatte einen ungewöhnlichen, an matte Seide erinnernden Glanz.

Der ältere der beiden schien des Weges kundig zu sein. Zwar war Doktor Lehmfink kein Autochthone. Seine Wiege hatte in einem schwäbischen Gebirgsstädtchen, nahe der Schweizer Grenze gestanden. Sein Leben war eine Wanderung nach Wissen und nach Brot. Ein eigentliches Heim hatte er auch hier nicht; man müßte denn eine Chambre garnie und einen Schemel vor einem Redaktionspult so nennen. — Seit zwei Jahren lebte er in dieser Stadt. Er schätzte den Platz, wie man eine Schutzhütte zu schätzen weiß im Gebirge, die einem eine Zeit lang notdürftige Unterkunft gewährt.

Und auch sein um etwa fünf Jahre jüngerer Begleiter war ein moderner Nomade. Das holperige Pflaster des nordhannöverschen Nestes, dem er entstammte, hatte Fritz Berting seit Jahren nicht mehr betreten. Er war mit seiner Familie zerfallen, galt den Verwandten als ein verlorener Sohn. Trotz seiner Jugend hatte er

ſeine Füße ſchon an den verſchiedenſten Herdfeuern gewärmt.

Sie kannten einander von Berlin her, wo ſie ſich in litterariſchen Kreiſen getroffen hatten. Lehmfink beſaß eine hohe Meinung von Bertings Begabung. Er liebte den Jüngling mit einer Art ſchmerzlichen Bewunderung, wie es ſelbſtloſe Menſchen thun, die in einem jüngeren Genoſſen jene glücklichen Anlagen finden, die ſie in ſich ſelbſt zu erziehen einſtmals heiß bemüht geweſen ſind.

Auch nach ſeinem Wegzug von Berlin hatte Doktor Lehmfink den jungen Berting nicht aus dem Auge verloren. Vor einiger Zeit erfuhr er durch die Zeitungen, daß ein Drama des jungen Dichters bei ſeiner Erſtaufführung in Berlin in aufſehenerregender Weiſe durchgefallen war. Er ſchrieb an den Autor einen Beileidsbrief. Daraufhin war Fritz Berting eines Tages bei ihm erſchienen, mit wenig Gepäck, ohne Geld und in Begleitung eines weiblichen Weſens.

Lehmfinks Auffaſſung von Liebe war nicht eng. Das Leben hatte ihn gelehrt, daß man in allem, was die Beziehungen der Geſchlechter betrifft, nicht weitherzig genug urteilen kann. Aber er wußte auch, daß es keine gefährlichere Klippe giebt für den Menſchen, der noch keine gefeſtigte Stellung hat, als ein ernſthaftes Liebesverhältnis.

Er nahm ſcheinbar Almas Gegenwart als etwas Selbſtverſtändliches hin, ſtellte keine neugierigen Fragen, forſchte nicht, wie die beiden einander gefunden hätten und was ihre Zukunftspläne ſeien.

Lehmfink ſah es für Freundespflicht an, zunächſt für Fritzens äußeres Unterkommen zu ſorgen. Er half eine möblierte Wohnung ſuchen für die beiden, dann wußte er einen Verleger, der gerade auf Ausſchau war nach verheißungsvollen Talenten, zu intereſſieren für den jungen Dichter. Auf Doktor Lehmfinks Empfehlung hin gab der ſonſt äußerſt vorſichtige Geſchäftsmann für einen Roman, den Berting noch nicht einmal zu ſchreiben begonnen hatte, einen Vorſchuß von etlichen hundert Mark.

Fritz Berting hatte die nächſten Wochen dazu gebraucht, ſich in der fremden Stadt umzuſchauen. Man mußte doch erſt in Stimmung kommen, ehe man ſich niederſetzte zum Schreiben. Der Verleger hatte nichts wieder von ihm geſehen, ſeit dem Tage, wo er ſo unvorſichtig geweſen war, ſeine guten Scheine in Fritzens Hand zu legen, in der Hoffnung, ſie in Geſtalt von beſchriebenem Papier zurückzubekommen. Dem Freunde gegenüber hatte Berting die Entſchuldigung, daß man bei der herrſchenden Hitze von keinem Menſchen Gedanken und Einfälle verlangen dürfe.

Lehmfink hätte erwidern können, daß er bei jeder Temperatur Tag ein Tag aus ſein Penſum abarbeiten müſſe; aber er unterdrückte die Bemerkung, denn es kam ihm nicht bei, ſeine Thätigkeit mit der Bertings zu vergleichen.

So ſtreifte Fritz denn in der Stadt umher, betrachtete die Auslagen in den Schaufenſtern, ſtudierte Phyſiognomie und Weſen der Einwohner, amüſierte ſich

über ihre Ausſprache, die eine Karikatur war des Hochdeutſch, ſaß in Reſtaurationen und Kaffees, ſchlürfte einen Eiskaffee nach dem anderen, las Zeitungen, und ging abends ins Gartenkonzert.

Alma ſaß derweilen in der gemieteten Wohnung allein. Anfangs hatte ſie die Zeit damit zugebracht, ſeine und ihre Garderobe in beſſeren Zuſtand zu bringen. Als ſie damit ſchnell fertig geworden war, dachte ſie daran, ſich nach Arbeit umzuſehen. Das nächſtliegendſte für ſie wäre geweſen, wieder in einem Konfektionsgeſchäft Stellung zu ſuchen, als Probierfräulein oder dergleichen. Zwar war tote Saiſon, aber mit ihrer Figur konnte ſie ſchon den Verſuch wagen. Fritz jedoch wollte davon nichts wiſſen, er fand dieſe Art Broterwerb ihrer durchaus unwürdig. Da entſann ſich Alma, daß ſie in der Zeit, ehe ſie in die Konfektion gekommen, Krawatten genäht hatte. Ganz verlernt würde ſie das inzwiſchen auch nicht haben. Sie fragte in verſchiedenen Geſchäften nach Arbeit und erhielt ſchließlich einen Poſten zugeſchnittener Ware überwieſen. Gern hätte ſie ſich eine Nähmaſchine gekauft oder geliehen. Aber Fritz legte dagegen ein entſchiedenes Veto ein. Bei der Engigkeit ihres Logis würde ihn das impertinente Geräuſch der Nähmaſchine ſtören. Alma, die gewohnt war, ſich in allen Stücken ſeinen Wünſchen zu fügen, mußte daher die Arbeit mit der Hand verrichten.

Heute hatte Doktor Lehmfink die beiden abgeholt, um ihnen etwas von der Umgebung der ſchön gelegenen Stadt, von der ſie ſo gut wie noch nichts geſehen hatten, zu zeigen.

Die Unterhaltung war nicht gerade lebhaft; Lehmfink trug ihre Koſten ſo ziemlich allein. Fritz Berting war ſchon ſeit einigen Tagen ſchlechter Laune. Machte das die andauernde Hitze, oder eine ungünſtige Beſprechung, die neulich in einer angeſehenen Zeitſchrift über ſeine Gedichte geſtanden hatte, oder endlich die Entdeckung, daß die von dem Verleger vorgeſchoſſene Summe wie der abnehmende Mond unaufhaltſam kleiner wurde; oder waren es dieſe unangenehmen Dinge vereinigt? Kurzum, Fritz ſah die Welt durch eine rauchgeſchwärzte Brille und nahm ſich nicht die Mühe, dieſen Seelenzuſtand vor ſeiner Umgebung zu verbergen.

Doktor Lehmfink ſprach wie gewöhnlich von Litteratur. Er hatte in früheren Jahren nach dem Dichterlorbeer geſtrebt, ohne es weiter zu bringen als zum Litteraten.

Eine von Lehmfinks Liebhabereien war, die Litteraturgeſchichte nach vergeſſenen oder bei Lebzeiten irgendwie zu kurz gekommenen Autoren zu durchſtöbern, um dieſe Verkannten nachträglich zu Ehren zu bringen. Schon verſchiedene ſolcher Verſchollenen hatte er in Anthologieen und billigen Ausgaben populär zu machen verſucht. Er ſetzte bei ſolchem Bemühen nur Geld zu und Zeit. Von der Not getrieben, war er ſchließlich zum Journalismus übergegangen. Bei dem Feuilleton einer politiſchen Tageszeitung fand er Unterſchlupf. Hier mußte er ſo ziemlich über alles ſchreiben: Theater, Bücherbeſprechungen, Wiſſenſchaftliches. Seine gründliche Bildung kam ihm dabei zu ſtatten, während der hohe künſtleriſche Maßſtab, den er an litterariſche Erzeug-

niſſe anzulegen für Pflicht hielt, ihn oft genug in Kolliſion brachte mit den banalen Forderungen des Publikums, das vor allem Leſefutter will und Senſationelles.

Fritz Berting hörte nur mit halbem Ohre hin.

Mehr Intereſſe legte Alma Lux an den Tag. Sie beſaß die Bildung der Volksſchule, ſchrieb unorthographiſch und kam in ihren litterariſchen Intereſſen nicht über den Kolportageroman hinaus. Aber auf ſie wirkte, wie auf die meiſten Frauen, viel weniger das Thema, als die Perſönlichkeit des Sprechenden.

Doktor Lehmfink war ihr intereſſant. Noch nie in ihrem Leben hatte ſie einen Menſchen geſehen, der ihm ähnlich geweſen wäre. Die großen Augen, das ſtrubbelige Haar und die rötliche Hautfarbe ſeines Geſichts, dazu ſeine Storchbeine reizten ſie beſtändig zum Lachen. Sie konnte ſich gar nicht in die Exiſtenzbedingungen eines ſolchen Weſens hineindenken, betrachtete dieſen Menſchen als etwas Neues, Fremdes, Erſtaunliches, wie eine Art Schauſpiel, das zu ihrem beſonderen Vergnügen aufgeführt wurde. Auch wenn ſie ſeine Worte gar nicht verſtand, bereitete es ihr doch Genuß, ihnen zu folgen und dabei zu denken, wie freundlich es von dieſem hochgelehrten Herrn ſei, ſich überhaupt mit ihr abzugeben.

Und was ihr Vertrauen zu Doktor Lehmfink unendlich vertiefte, war das inſtinktive Gefühl, daß er ein anſtändiger Mann ſei, der nichts Unrechtes von ihr wolle. Sie hatte trotz ihrer neunzehn Jahre die Erfahrung gemacht, daß das bei Männern etwas äußerſt Seltenes iſt.

Die Drei hatten ein ſchmales, mit dünnem Wald beſtandenes Thal durchſchritten, in deſſen Grunde ein ſeichtes Wäſſerlein hie und da aufblitzte. Nun ſtiegen ſie durch tiefen Sand zu einer unbedeutenden Erhöhung empor. Der Gipfel war gelichtet und geſtattete freien Ausblick.

Da unten über Baumwipfel hinweg ſah man die Stadt liegen. Sie füllte das breite Flußthal mit ihren Häuſermaſſen bis zu den jenſeitigen Hügelreihen. Im Oſten ſtanden, gleich blauen Würfeln, eine Anzahl Berge gegen den milchweißen Himmel, deren Gipfel wie mit dem Meſſer abgeſchnitten ſchienen. Der Fluß, von zahlreichen Brücken überſpannt, trat in gefälliger Kurve aus der Stadt heraus, nur für ein kurzes Stück durch freies Land fließend, dann verdeckten ihn ſchon wieder Gebäudemaſſen, Häuſerzeilen, Fabriken. Das ganze, weite, muldenartige Thal beſetzt von menſchlichen Anweſen. Selbſt die niederen Höhenzüge, die nach beiden Seiten zurücktretend breiten Bänken fruchtbaren Vorlandes Platz machten, waren beſät mit Dörfern, Einzelgehöften, Schlößchen und Landhäuſern, die inmitten von Obſtgärten und eingehegten Parks lagen. Wo nach Süden das Gelände offen im Anprall der Sonne ſich breitete, hatte der Weinbau ſeinen Platz gefunden. Nach Norden hin aber dehnte ſich auf rauhem Hochplateau dunkler Kiefernwald, ſandige Heideflächen, ſumpfiges Wieſenland.

Und in dieſen breiten, prächtigen Rahmen eingebettet, lag die Stadt, halb in ihrem eigenen Dunſt und Rauch verhüllt, mit ihren unzähligen Dächern, Eſſen, Schorn-

ſteinen, Giebeln, aus denen hie und da ein ſchlanker Turm, eine majeſtätiſche Kuppel, das Glasdach eines Bahnhofs, der viereckige Kaſten einer Kaſerne als Ruhepunkt im Wechſel kleinerer Formen auftauchten.

Lehmfink machte den Erklärer. Er benannte die einzelnen Stadtteile, die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, die Paläſte, die gewerblichen Anlagen, die großen Straßenzüge.

Es war der günſtigſte Augenblick. Die Sonne, im Sinken von intenſiver Farbenkraft, vergoldete die Kirchturmſpitzen und die Kuppeln, ſpiegelte ſich in tauſend großen und kleinen Scheiben, ließ einzelne Gebäude ſelbſtleuchtend hervortreten, verlieh ſogar den Fabrikeſſen, den großen Steinkäſten, den kahlen Brandmauern, einen wärmeren Ton und durchleuchtete die Wolke von Dunſt und Staub, die über dem Ganzen lag.

Fritz Berting ließ die blaſierte Miene fallen; ſeine Züge belebten ſich bei dem Anblick dieſes Bildes voll Mannigfaltigkeit. Er war überraſcht. Er hatte da unten geſteckt in einer heißen, engen, wenig ſauberen Vorſtadtwohnung. Hatte unter Kohlenſtaub und Straßenlärm gelitten und ſchon manch liebes Mal den ganzen Ort verwünſcht.

„Nicht wahr, das hätteſt du nicht vermutet?“ fragte ihn Lehmfink.

„Ja, was denn! Das iſt ja wirklich eine ſchöne Stadt!“ rief Fritz.

„Wenn man ſo mitten drin ſteckt, Berting, merkt man

zu viel von den Details und zu wenig von der Phyſiognomie. Hier aus der Vogelſchau ſieht man, daß das Ding einen Anfang hat und ein Ende, eine Umgebung, und eine Lage. Und man verſteht nun auch den Sinn, nicht wahr? — begreift, daß eine Stadt gerade hier hat entſtehen müſſen."

„Und da man als Deutſcher, mein lieber Lehmfink, ja natürlich nicht Ruhe hat, bis nicht Zweck und Urſache eines Dinges endgiltig feſtgeſtellt ſind, erkenne ich dieſem Orte jetzt erſt Exiſtenzberechtigung zu, erkläre mich mit ſeinem Daſein ausgeſöhnt und einverſtanden." Fritz lächelte ein wenig ſpöttiſch, dann verlor er ſich wieder ganz in Gedanken.

Lehmfink wollte in ſeinen Erläuterungen fortfahren, aber Fritz unterbrach ihn. „Verſchone mich mit Namen, Lehmfink, oder gar mit Geſchichte! Wenn mir jemand eine Landſchaft erklärt, ſtreift er für meine Augen unfehlbar allen Reiz davon ab. — Iſt das da unten nicht wie ein perſönliches Weſen? So müßte man von irgend einem Punkte aus auf unſeren Maulwurfshaufen von Erde herabblicken können! Dann würde man vielleicht die richtige Würdigung haben des Lebens. Diſtanz iſt alles! Das iſt ja mein Traum; den höchſten Standpunkt zu finden, von dem aus man mit überlegenem und alles umfaſſendem Blick ein Bild geben könnte, zwingend durch Wahrheit, erdrückend durch Natürlichkeit. Das müßte ein wunderbares Kunſtwerk geben, wenn man das ganze große Leben von ſolcher Warte aus belauſchen könnte."

„Schreibe dieſes Buch!“ rief Lehmfink lebhaft. „Schreibe uns dieſes Buch!“

„Die Stadt müßte man erweitern zu einem Symbol des geſamten Volkes, der ganzen Menſchheit. Ach! Man müßte die Dächer da unten aufdecken können, und den Leuten in ihre Stuben blicken und Kammern. Wie ſie eſſen, wie ſie ſchlafen, müßte man wiſſen, wie ſie ſich gebärden, wenn ſie ſich ganz unbeobachtet glauben. Hüllenlos ſie ſehen bei jeder Bethätigung, in ihren primitiven Leidenſchaften ſie belauſchen, wenn ſie lieben und haſſen, wenn ſie hungrig ſind, wenn ſie ſich voll gegeſſen haben und getrunken. Wie Neid, Eiferſucht und Liebe abwechſelnd ſie gegeneinander und aufeinander treiben, wie ſie ſich bald umarmen, bald einander belügen und betrügen und ſich den Tod an den Hals wünſchen. Durch all die heuchleriſchen Hüllen müßte man hindurchblicken können, die ſie Geſelligkeit, Familie, Geſetz, Sitte zu nennen belieben. Wem das gelänge, die Menſchen ſo im Allerheiligſten der Alltagsproſa zu faſſen! Die Tiere, ja die kann man belauſchen. Aber der Menſch iſt Schauſpieler. Es iſt ſo ſchwierig, menſchliche Dokumente, wirklich echte Dokumente zu ſammeln!“ Fritz ſeufzte.

„Und was hätteſt du ſchließlich davon, wenn du auch ein paar Dutzend ſolcher Dokumente glücklich in deine Scheuern geſammelt hätteſt?“ meinte Lehmfink. „Den großen Schatz ewiger Wahrheit hätteſt du damit nicht bereichert. Überlaſſe doch das Sammeln ſolch kleiner Augenblickswahrheiten der Wiſſenſchaft. Warum willſt du in

einem Kehrichthaufen wühlen, lieber Berting, wo dir als Künſtler das ganze Weltall zum Tummelplatz frei ſteht. Früher ſchrieb man Gedichte über Helden und Götter, über Menſchen nur, wenn ſie außerordentliche Dinge wollten; jetzt wird nicht mehr das Erhabene geſchildert, ſondern das Zwergenhafte. Ja, man verläßt das Gebiet des Geiſtigen und Seeliſchen vollſtändig, ſtellt in den Mittelpunkt einen toten Mechanismus als Symbol: ein Warenhaus, eine Straße, ein Bergwerk und ſchreibt darüber Dithyramben."

„Schließlich bedarf die Seele doch des Leibes," warf Berting ein, „und der Leib wieder des Kleides und der Behauſung. Wir ſind Sklaven der Sachen, in denen wir leben. Wie die Menſchen eſſen, trinken, ſchlafen, davon hängt ab, wie ſie denken, fühlen und handeln. Dieſe Grundlage des menſchlichen Daſeins muß auch die Kunſt anerkennen, ſie kann nicht, wie ſie es bisher gethan hat, nur in den Wolken ſchweben wollen. Auf die allernüchternſte Unterlage des Alltäglichen ſoll ſie ihre glänzenden Muſter ſticken. Gefühl, Stimmung, Phantaſie haben wir; aber das genügt noch lange nicht, um den großen Experimental-Roman zu ſchreiben, ſo wie ihn das Ausland hat, wie wir ihn überhaupt noch nicht ahnen. Die Wiſſenſchaft, die Technik, die Soziologie, die ganze Natur, die Welt, alles, was es giebt, müßte man beherrſchen, im Detail ſowohl wie im Ganzen. Wir haben ein modernes Leben, ein großes, gewaltiges. Überall drängt es ſich uns in die Sinne, aber es iſt gewiſſermaßen nur äußerlich da, ſeine Eindrücke bleiben auf der Netzhaut.

Wir ſind ſo von ihm befangen, ſo von ſeiner Neuheit betäubt, daß noch niemand dazu gekommen iſt, es zu verarbeiten. Und es iſt ſo rieſenhaft in ſeinen Dimenſionen, daß die Arbeit faſt hoffnungslos ſcheint, es jemals künſtleriſch zu durchdringen. Ja, wenn man den Optimismus hätte und die Arbeitskraft eines Zola!"

„Ich begreife deine Hoffnungsloſigkeit nicht," ſagte Lehmfink nach einigem Überlegen. „Daß eine Fülle von Stoff vorhanden iſt, der der Verarbeitung harrt, kann man doch für den Künſtler unmöglich als Unglück betrachten. Es kommt eben darauf an, den Geiſt zu erfaſſen, den höheren Sinn der tauſend verwirrenden Einzelheiten um uns her. Wenn der Gelehrte vor dieſer Aufgabe erſchrickt, ſo kann ich das begreifen, denn er muß Kleinarbeit leiſten und wird ſich möglicherweiſe darin aufreiben. Der Dichter aber faßt zuſammen, ſchenkt uns einen Blick von hoher Warte aus, der uns plötzlich die dunklen Thäler der Empirie aufhellt. Der Künſtler kann ſeinen Standpunkt gar nicht erhaben genug wählen. Ängſtliches Forſchen, Sezieren, pedantiſche Wiedergabe der Wirklichkeit überlaſſe er den Forſchern. Ihm iſt Freiheit gegeben und Intuition, er ſoll uns die Harmonie hören laſſen aus allen Diſakkorden des Lebens, die nur ſeinem Ohre vernehmbar iſt. Muß ich dir das ſagen, Berting!"

„Klingt ganz gut, Lehmfink. Du vergißt nur eins: wir Modernen ſind an die Wirklichkeit gebunden mit ehernen Klammern. Unſere Vorfahren hatten es leicht; ſie entfalteten einfach die Phantaſieſchwingen; je höher ſie flogen,

je mehr wurden ſie bewundert. Aber inzwiſchen iſt die Menſchheit älter geworden. Die Naturwiſſenſchaft hat ſie aus ihren Träumen zum hellen Bewußtſein aufgeweckt. Die Sinne wollen zu ihrem Rechte kommen. Alles ſchreit nach Thatſachen. Die vorige Dichtergeneration hat ſich Mühe gegeben, dem Publikum den Wirklichkeitsſinn auszutreiben, alles mußte verhüllt, vergoldet, idealiſiert werden. Wir lachen über dieſe Geſtalten, die eine unmögliche Sprache ſprechen, von Heroismus triefen und von bürgerlicher Tugendhaftigkeit. Dazu ein Milieu, das kein Milieu iſt. Mit einem Worte: Unnatur, Mangel an Mut, Kraft, Originalität. Dieſen ganzen falſchen Idealismus wollen wir ausfegen. Das moderne Leben iſt längſt über ihn hinweggeſchritten. In der Politik, im Erwerb, in der Technik herrſcht der Realismus. Nur in der Litteratur ſind wir um ein halbes Jahrhundert zurück. Das Ausland belächelt uns. Wir, die wir uns mit unzähligen Siegen brüſten, die wir uns anſchicken, der ganzen Welt ein wiſſenſchaftliches Gravelotte und ein induſtrielles Sedan zu bereiten, müſſen uns einfach verkriechen, wenn man uns nach unſeren künſtleriſchen Thaten fragt. Minnige, innige Butzenſcheibenlieder, gedrechſelte Profeſſorenromane mit wiſſenſchaftlichen Fußnoten, tönende Jambendramen, falſch nach Schiller empfunden. — Was ſoll ich noch weiter unſer ganzes Elend aufzählen! — Du weißt doch, Lehmfink, wofür wir Jungen kämpfen, daß wir herauswollen aus der Miſere. Wenn je eine Revolution berechtigt, notwendig, ja heilig iſt, dann dieſe!“ —

Fritz Berting ließ ſeinen Blick über die Stadt gleiten, über das ganze weite von Leben und Arbeit erfüllte Thal. Doktor Lehmfink hätte noch manches zu erwidern gehabt, aber er verſchluckte es. Er wollte den Freund nicht aus ſeinem Träumen reißen. Er ſah, daß in jenem ein Entſchluß arbeite; und das ſchien ihm gut zu ſein.

Fritz Berting ſprach ein paar Worte, wie zu ſich ſelbſt: „Den großen, deutſchen, naturaliſtiſchen Roman, wer den ſchriebe! Ein freies, rückſichtsloſes Buch! Größer als Stendhal, Flaubert, Balzac und die Goncourts, als Zola und Doſtojewskij. Wem das gelänge!“ —

Alma blickte ihn mit ſcheuer Miene von der Seite an. Wenn Fritz ſo ernſt dreinſchaute, dann begriff ſie den Abſtand zwiſchen ſich und ihm. Und das Bewußtſein dieſes Abſtandes machte ſie traurig.

Berting umfaßte das ganze Rund noch einmal mit den Augen, dann nickte er befriedigt.

* * *

Sobald man das Weichbild der Stadt wieder erreicht hatte, trennte ſich Doktor Lehmfink von ſeinen Freunden. Er hatte in der Redaktion ſeines Blattes zu thun, wo heute Abend Konferenz der Redakteure ſtattfand.

Alma hatte ſich bei Fritz eingehängt. Sie war doch ein wenig müde geworden von dem ungewohnten Marſchieren. Langſam ſchlenderten die beiden die Straße hinab; es kam ja wenig darauf an, ob ſie eine halbe

Stunde früher oder ſpäter in ihrem Quartier ankamen. Was wartete ihrer dort, als ein unerträglich heißes Zimmer, ein ſchmales Abendbrot, das man appetitlos genoß, und ſpäter ein Lager, auf dem man ſich ruhelos wälzen würde, bis einen in den Morgenſtunden bleierner Schlaf ohne Erquickung umfing.

Nicht immer geſtattete es Fritz, daß ſie ſich ſo bei ihm einhängte. Er liebte die „Vertraulichkeiten auf offener Straße", wie er das nannte, im allgemeinen nicht. Alma aber wünſchte, wie die meiſten Mädchen in ihrer Lage, alle Welt ſolle wiſſen, daß ſie einander zugehörten, daß er ihr Schatz ſei. Sie war unendlich ſtolz auf ihn. Oft genug, während ſie ſo ſchritten, ſtreifte ihn ihr Blick heimlich bewundernd von der Seite. Er hing ſeinen eigenen Gedanken nach, vor denen ſie großen Reſpekt hatte. Das Mädchen war ſchon zufrieden, wenn er nur duldete, daß ſie ab und zu ſeinen Arm ein wenig drückte, um ihm ein verſtohlenes Zeichen ihrer Anweſenheit zu geben.

An einer Mauer, auf die ihr Weg ſie gerade zuführte, war unter anderen ein großes, rotes Plakat angebracht, auf dem ein Gaſtwirt ſein Gartenetabliſſement anpries. Heute Abend ſollte dort bei „feeenhafter Beleuchtung" ein „Monſtrekonzert" von zwei Militärkapellen ausgeführt werden.

Alma hatte Halt gemacht und ſchickte ſich an, das Plakat von Anfang bis zu Ende durchzuleſen. Fritz zog ſie davon weg. „Schauderhaft!" meinte er.

Mit einem bedauernden Blick nach dem roten Zettel folgte ihm Alma. In ihrer Phantasie hatte das Gelesene eine starke Wirkung hervorgebracht. Sie glaubte wörtlich an die feeenhafte Beleuchtung, an das Monstrekonzert, und malte sich das Ganze aus als ein Paradies von Schönheit und vornehmem Genuß. Aber sie sagte nichts, obgleich sie sich lebhaft sehnte, nach der Langeweile der letzten Wochen gerade heute ein Vergnügen zu haben.

Fritz kam unerwarteter Weise selbst auf den Gedanken, daß man den Abend dort zubringen könne. „Die Musik wird zwar peinigend sein," sagte er. „Mißverstandener Wagner und ungarische Rhapsodie im Stile eines Defiliermarsches vorgetragen. Auch auf die Beleuchtung würde ich gern verzichten, ein paar chinesische Lampions in den Bäumen und Fettnäpfchen an den Rasenplätzen. Aber wenigstens werden wir gute Luft haben. Ich bekomme die ewige Cervelatwurst, die uns Frau Klippel jeden Abend besorgt, nachgerade auch satt. Wir können uns schon mal eine Ausschweifung gönnen."

Alma jubelte.

Man beschloß trotzdem erst nach Haus zu gehen, denn es war gegen sieben Uhr, und das Konzert sollte in der neunten Stunde beginnen.

Der Weg führte durch Straßenzüge, die im freien Felde endigten, an Lattenzäunen vorbei, über liederliches Bauland, auf dem Schutt und Kehricht abgeladen worden war. Dann ein freier Platz, dessen Hintergrund die weitläufige Anlage einer Fabrik bildete. Und wieder kamen

Straßen mit häßlichen, graugelben Häuserfronten und hohen, kahlen Brandmauern.

In den Gaſſen dieſes Viertels herrſchte freies, ungeniertes Leben. Männer in Hemdsärmeln, Cigarre im Munde und Frauen in lockeren Flanellbluſen lehnten zum Fenſter hinaus. Ganze Familien hatten ſich's auf der Straße gemütlich gemacht, wo ſie in voller Öffentlichkeit ihr Abendbrot verzehrten. Kinder balgten ſich und trieben mit viel Geſchrei wilde Spiele auf dem Bürgerſteig. Ein Leierkaſtenmann drehte ſein Inſtrument und veranlaßte die Hunde der Umgegend zu kläglichem Heulen. Mädchen, modiſch aufgeputzt, mit ſchlecht gepflegtem Haar und unſauberen Händen hatten mit einander zu tuſcheln, liefen kichernd über die Straße und ſchielten gelegentlich nach einer Gruppe junger Burſchen, die, Hände in den Taſchen und Hut im Genick, an einer Straßenecke ſtanden, und vorläufig auf die Koketterie dieſer Schönen nicht zu achten vorgaben. Gerüche aller Art ſtrömten aus den offenen Hausthüren und Kellerlöchern. Die Schaufenſter ſchienen hauptſächlich für die Fliegen da zu ſein; Fliegen ſchwammen in Glocken und klebten ſchwarzen Roſinen ähnlich am Leim der Tüten und Bänder, die man ihnen als heimtückiſche Fallen aufgeſtellt hatte. Was ſonſt an Auslagen vorhanden war hinter den ſchmutzigen Glasſcheiben, konnte eher abſchrecken als zum Kaufen anlocken.

Unter gewöhnlichen Umſtänden würde Fritz Berting ſich beeilt haben, möglichſt ſchnell ſolchen Eindrücken zu entkommen. Heute verweilte er dabei mit einem gewiſſen

liebevollen Intereſſe. Es war, als hätten dieſe ſchlampigen Weiber, dieſe groben Männer, die aufgeputzten Mädel, die ſchmutzigen Kindergeſichter, als hätten die häßlichen Häuſer, die ganze Straße, ihm irgendwelche wichtigen Geheimniſſe zu erzählen. Der Hauch von Armſeligkeit und Vernachläſſigung aber, der über allem lag, ſeinen verwöhnten Nerven ſonſt ein Greuel, gab ihm heute nur den Eindruck einer intim charakteriſtiſchen Stimmung.

Alma wußte nicht recht, warum er jetzt in einem fort Halt machte und mit intereſſierter Miene die gleichgiltigſten Dinge betrachtete. Aber ſie hütete ſich wohl, ihn darüber auszufragen. So lieb er häufig ſein konnte, ſo empfindlich und unberechenbar war er zu anderen Zeiten. Dann brachte ihn eine Frage, eine Bemerkung, ein Lachen, ganz außer ſich.

Alma fürchtete ſich vor Szenen. Nicht aus gewöhnlicher Feigheit. Sie ahnte dunkel, daß mit jedem Streit, den ſie miteinander hatten, ein Teil des Liebeskapitals unwiederbringlich dahinſchwinde, des gemeinſamen Kapitals, zu dem ſie ſowieſo den größeren Teil beiſteuerte.

An der nächſten Straßenecke gab es einen großen Menſchenauflauf. Ein Mann und ein junges Weib zankten ſich. Es war ſchwer zu erkennen, um was es ſich eigentlich handelte, denn die halbe Straße hatte ſich im Nu verſammelt. Weiber nahmen Partei, Männer lachten und feuerten an, Kinder lärmten dazwiſchen. Aus allen Fenſtern blickten neugierig Köpfe.

Das junge Weib in anderen Umſtänden, nur leicht

bekleidet mit Rock und Nachtjacke, das Haar zerzauſt, warf ihrem Manne, einem großen, ungeſchlachten Burſchen, Untreue vor. Er ſtand trotzig da, kam nicht zu Worte unter der Flut von Beſchuldigungen, die ſich über ihn ergoß. Die Frau plauderte alles aus, enthüllte das ganze traurige Familienleben, gab es der Schadenfreude der Zuhörer preis. Er ballte die Fäuſte, bedrohte ſie. Da trat ſie dicht vor ihn hin, forderte ihn heraus, ſie zu ſchlagen, ſie ins Geſicht zu ſchlagen, vor der ganzen Straße ſie zu ſchlagen, wie er es, wenn ſie allein ſeien, ſo oft thue. Der große Kerl knirſchte mit den Zähnen vor Wut, rollte die Augen und wagte es doch nicht, ſie anzurühren.

Fritz Berting betrachtete den Vorgang mit atemloſer Spannung. Alles nahm er in ſich auf, jede kleinſte Veränderung der Züge, die wechſelnden, blitzartigen Bewegungen, jede Nuance der Stimmen. Das armſelige Weib, wie ſie unter der Wucht ihrer Gefühle und im Bewußtſein ihres Rechtes über ſich ſelbſt hinaus geſteigert wurde. Wie ſie Worte fand von Kraft und Größe, die ihr im gewöhnlichen Leben ſicherlich niemals zu Gebote geſtanden hätten. Während bei dem brutalen Manne vor dieſem unerwarteten Ausbruch großer Leidenſchaft die feige Hundsnatur zum Durchbruch kam. — Nichts entging Fritz. Er ſah die Phyſiognomieen der Zuſchauer, ihre Lüſternheit; wie ſie danach lechzten, daß jener zuſchlagen möge, wie ſie ein blutiges Schauſpiel herbeiſehnten.

Alles das nahm der Dichter in ſich auf, mit einer

gewiſſen kühlen Befriedigung den Schatz von Dokumenten bereichernd, den er, wo er ging und ſtand, zu vermehren bemüht war.

Als ſich die Streitenden ſchließlich bei der Annäherung eines Poliziſten ins Haus zurückzogen, verließen auch Fritz und Alma den Platz.

‚Wahrhaftig!‘ dachte Fritz Berting bei ſich, ‚man braucht doch nur die Naſenſpitze eines Geſichtes zu ſehen, um den ganzen Menſchen mit Leichtigkeit daraus zu rekonſtruieren. Ich kenne die ganze Vorgeſchichte, die intimſten Erlebniſſe dieſer beiden Menſchen. Und nicht bloß ſie, ihre Sippe, die Klaſſe, die ganze Straße, die Atmoſphäre, das Milieu, in dem ſie leben. Es ſteht klar und deutlich vor mir, als lebte ich ſeit Jahren mit ihnen zuſammen, teilte ihre Genüſſe, ihr Elend. Über ihre Gedanken, ihre Regungen, ihre Bedürfniſſe könnte ich Rede ſtehen, bis ins Kleinſte.‘

Bei Alma hatte das Erlebte ganz andere Gefühle ausgelöſt. Sie kannte ſolche Szenen, wie die eben geſehene, nur zu gut. Mit geheimem Grauen erfüllte ſie dergleichen. Erinnerte es ſie doch an ihre traurige Kindheit. In ähnlicher Umgebung war ſie aufgewachſen. Armut und Elend tragen überall in der Welt das gleiche Gewand. Schamloſigkeit, Zügelloſigkeit, Mangel an Würde blickten durch die Löcher ihres zerfetzten Kleides. Wie genau kannte ſie dieſe Auftritte auf offener Gaſſe, die rohen Männer, die keifenden Weiber, die gaffende, ſchadenfrohe Menge, wenn der Jammer der Häuslichkeit herausgeſchafft

wird wie Kehricht, in dem dann jedermann nach alten Knochen und dergleichen zu wühlen ſich für berechtigt hält.

Fritz Berting ſpann das Erlebnis mit Behagen weiter aus. Ihm hatte es einen noch weit intenſiveren Genuß bereitet, als der Anblick der ſchönen Stadt zu ſeinen Füßen im Abendſonnenſchein.

Als die beiden von dem Ausfluge in ihre Wohnung zurückkehrten, ſagte Frau Klippel, die Quartierwirtin, es wäre ein Herr dageweſen, der nach Herrn Berting gefragt hätte und etwas Geſchriebenes zurückgelaſſen habe; außerdem ſei auch ein Brief mit der Poſt gekommen.

Fritz ging ins Wohnzimmer. Er griff zunächſt nach dem Brief. Der Umſchlag zeigte ihm die Hand ſeiner Schweſter. Schrieb Konſtanze auch einmal wieder! — Was darin ſtehen würde, glaubte er im voraus zu wiſſen. Ihre Briefe waren ſich ja alle ziemlich gleich. Sie enthielten Berichte darüber, was ihr Mann, den ſie über alles bewunderte, geſagt und gethan habe, und ermahnende Worte für Fritz, der, ſeit er ſich der Litteratur zugewendet hatte, von der Familie als verlorener Sohn betrachtet wurde.

Fritz hätte die Lektüre des ſchweſterlichen Briefes, der ihm ſchwerlich Neues bringen würde, auf ſpäter aufgeſchoben, wenn nicht der Poſtſtempel Berlin geweſen wäre, der ihn ſtutzen machte. Sein Schwager Wedner war in einer öſtlichen Provinzialhauptſtadt Regierungsbeamter.

Wie kam es, daß Konſtanze ihm aus der Reichshauptſtadt ſchrieb? —

Der Brief gab ihm hierüber ſofort Aufklärung. Die Schweſter vermeldete, daß ſie nach Berlin verſetzt ſeien. Wedners brennender Wunſch, ins Kultusminiſterium zu kommen, ſei damit erfüllt. Sonach wäre ihr Mann nun endlich in der Stellung angelangt, in die er ſeinen religiöſen Intereſſen und ſeiner ernſten Geſinnung nach gehöre. Daß die Verſetzung außerdem auch eine Rangerhöhung und eine nicht unbedeutende Gehaltsaufbeſſerung bedeute, ließ die Schreiberin mit einfließen. Eines ſei ihr nur wehmütig, daß jetzt, wo ſie nach Berlin gekommen, Fritz gerade die Stadt verlaſſen hätte. Dann kamen Fragen, wie es ihm gehe, und die Bitte, ihr doch zu ſchreiben. Die Verſtimmung, die leider zwiſchen ihm und Wedner beſtehe, dürfe nimmermehr auch auf ſie übergreifen. Sie wollten doch ja nicht vergeſſen, daß ſie beide einzig noch übrig ſeien von den Geſchwiſtern. Ganz nebenbei erwähnte die Schweſter, daß Fräulein Mariechen Pauli noch immer unverlobt ſei.

Fritz mußte lächeln, als er an dieſe Stelle kam. Konſtanze blieb doch immer dieſelbe: ſtets bereit, den Bruder für die Ehe einzufangen, um ihn damit der ſoliden Bürgerlichkeit wieder zuzuführen.

Eines fehlte Fritz noch zur Vollſtändigkeit des ſchweſterlichen Briefes: die Ermahnungen. Sie kamen auch und in unerwarteter Form. Neulich, ſo ſchrieb Konſtanze, habe Wedner in einem Blatte, noch dazu in einem anerkannt ſchlecht geſinnten, eine Erzählung von

Fritz gefunden. Wedner, der ſonſt niemals ſolche Sachen leſe, habe hier einmal eine Ausnahme gemacht, um zu ſehen, was ſein Schwager eigentlich jetzt ſchreibe. Er ſei entſetzt geweſen, habe Fritzens Arbeit eine „Verhöhnung“ genannt, „alles deſſen, was uns heilig iſt“. Sie ſelbſt habe das Blatt gar nicht in die Hand nehmen dürfen, könne nur aus Wedners Entrüſtung ihre Schlüſſe ziehen. Warum denn Fritz ſo etwas thue? Ob er denn gar nicht daran denke, daß er aus guter Familie ſtamme? Wenn der Vater das erlebt hätte, der ſo auf den Namen Berting gehalten habe. —

Hier hielt Fritz inne. Er war gegen Konſtanzens Vorwürfe ziemlich abgebrüht und machte ſich im allgemeinen aus ihren mütterlichen Winken nicht viel; wußte er doch, daß die Gute nur ein Echo war ihres Gatten. Von dem Schwager Wedner aber Verſtändnis oder gar Billigung ſeiner Kunſt zu erwarten, hätte geheißen, vom Maulwurf Sinn für Aſtromonie verlangen. Fritz wunderte ſich über Mißdeutung ſeines Schaffens von der Seite nicht. Wenn aber die Schweſter ihm ſagen wollte, was er ſeinem Namen ſchuldig ſei, brachte ſie ſein Blut in Wallung.

Über den letzten Teil des Briefes hingegen konnte Fritz nur lachen. Die Schweſter erkundigte ſich, ob er denn immer noch mit „dieſer Perſon“ in Beziehung ſtünde, mit der er in Berlin geſehen worden ſei. Sie könne ihm nicht verſchweigen, was Wedner über dieſen Punkt geſagt habe: daß, ſolange Fritz ſeinen Wandel nicht ändere und

nicht ernſthafte Zeichen von Beſſerung an den Tag lege, an eine Ausſöhnung nicht zu denken ſei. Außerdem, ſo fügte die Schweſter charakteriſtiſcher Weiſe hinzu, müſſe ihm ein ſolches Leben doch ſehr teuer kommen. Wie es denn mit Fritzens Geldverhältniſſen ſtünde? Sie könne doch unmöglich glauben, was in der Verwandtſchaft erzählt werde, daß Fritz das Seine ſchon völlig verthan habe. Er ſolle nur nicht denken, daß die Familie für ihn eintreten würde; dazu ſeien ſie einmal nicht in der Lage und außerdem habe Wedner geſagt, müſſe man es Gott überlaſſen, Fritz auf den rechten Weg zurückzuführen.

Mit der abermaligen Bitte, recht bald zu antworten, ſchloß der Brief der Schweſter.

Fritz faltete das Schreiben zuſammen und legte es in ein beſonderes Fach, zu dem er den Schlüſſel ſtets bei ſich in der Taſche trug. Er traute der Quartierswirtin nicht, und auch Alma brauchte dieſen Brief nicht zu leſen.

Dann ſummte er ſich einen Gaſſenhauer, ſuchte die läſtigen Gedanken, die ihm Konſtanzens Geſchreibſel erweckt hatte, loszuwerden.

Auf dem Tiſch lag auch noch der Zettel von jenem Herrn, der in ſeiner Abweſenheit dageweſen war. Fritz nahm ihn zur Hand und trat damit ans Fenſter.

Er entzifferte aus der ziemlich unleſerlichen Handſchrift, daß ein gewiſſer Karol ihn erſuche, heute abend in ein Bierlokal der inneren Stadt zu kommen; der Tiſch, an dem Herr Karol ſitzen würde, war genau bezeichnet.

Er kenne Herrn Berting aus ſeinen Veröffentlichungen,

ſchrieb Karol, und fühle den lebhaften Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft. Auch er ſei ein Mann der Feder. Er glaube verwandte Ziele zu haben mit Berting und darum würde es ihm eine Genugthuung bedeuten, ſich einmal unter vier Augen mit ihm auszuſprechen.

Karol, Karol! — — Fritz ſtrengte ſein Gedächtnis an. Er glaubte ſich zu entſinnen, den Namen beim Durchblättern ſozialiſtiſcher Blätter einigemale unter Feuilletons geſehen zu haben. Er hatte die Artikel nicht geleſen, weil er im allgemeinen nicht viel von einer Verquickung der Kunſt mit Parteipolitik hielt. Aber ein Gedicht war ihm in Erinnerung geblieben, das auch die Unterſchrift „Karol“ trug. Es hatte angefangen: „Laßt eure Federn Dolche ſein!“ und war, wie Fritz bei flüchtigem Durchleſen erſchien, ſtark an Herwegh angelehnt. Und dieſer Mann ſchrieb ihm jetzt, daß er die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters Berting herbeiſehne. —

Fritz mußte unwillkürlich lächeln. Er ſeinerſeits ſehnte ſich nicht nach Begegnung mit dieſem Kollegen. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß es eine Enttäuſchung geben werde.

Von dem Spaziergang etwas ermüdet, hatte er ſich auf dem Sofa niedergelaſſen. Er überlegte, ſollte er der Aufforderung Folge leiſten? Es war doch eigentlich Arroganz, jemanden, den man gar nicht kannte, einfach zum Rendezvous aufzufordern mit der Behauptung, daß man „gemeinſame Ziele“ habe.

Aber gerade das Selbſtbewußtſein, das ſich in den

Zeilen ausdrückte, reizte auch wieder die Neugier, den Schreiber kennen zu lernen. Vielleicht war Herr Karol doch nicht ganz ohne litterariſchen Einfluß. Man konnte nicht wiſſen, ob man ſich nicht eine Chance verdarb, wenn man den Mann einfach an ſeinem Tiſche vergeblich warten ließ.

Eben war er mit ſich ins reine gekommen, daß er den Abend dieſem Karol opfern wolle, als aus dem Schlafzimmer Alma eintrat. Sie hatte ſich umgezogen, ihr beſtes Kleid angelegt.

„Soll ich den Sammethut aufſetzen?“ fragte ſie, „oder den mit den Mohnblumen?“

Da fiel ihm ein, was er ihr vorhin zugeſagt hatte.

„Ach richtig, dein Monſtrekonzert! — Entſchuldige, Liebling, daraus kann heute nichts werden. Ich muß mich mit einem Herrn treffen, der mir geſchrieben hat.“

Das eben noch ſtrahlende Geſicht des Mädchens verdüſterte ſich. Die Thränen kamen ihr ſofort. Sie ſchluckte an irgend einem unausgeſprochenen Wort und trat ans Fenſter.

Fritz ſetzte ihr vom Sofa her auseinander, daß die Sache von größter Bedeutung für ihn ſei. Er erklärte, daß er durch dieſen Herrn Karol mit einem angeſehenen Blatte in Verbindung kommen werde. Alma glaubte ihm nicht. Sie lebte lange genug mit Fritz zuſammen, um ſofort zu fühlen, wenn er es nicht ganz aufrichtig meinte.

Ihr Ohr war das der Eiferſüchtigen. Alma war eiferſüchtig auf jedes Ding, jeden Menſchen, mochte es

Mann ſein oder Weib. Sie war in dieſem Falle auch gekränkt. Da ſchrieb ein beliebiger, wildfremder Herr an ihn und ſofort hatte Fritz darüber vergeſſen, was er ihr verſprochen.

Wie hatte ſie ſich auf dieſes Konzert gefreut! Garnicht ſo ſehr der Muſik wegen, oder der Beleuchtung, wie er wohl annahm; ſondern darauf, mit ihm dorthin gehen zu dürfen, an ſeinem Arme, überhaupt ihn einmal wieder für ſich zu haben einen ganzen Abend lang. Das war nun alles zu Waſſer geworden, und ſeine ſchönſten Erklärungen änderten daran nichts.

Was bedeuteten Vernunftgründe für Alma. Sie hörte nur das eine aus ſeinen Worten, daß die Kunſt, oder um was es ſich ſonſt handeln mochte, ihm mehr bedeute als ſie.

Sie ſchwieg beharrlich. Das hübſche Geſicht, das man nur immer heiter und aufgeräumt zu ſehen gewohnt war, glich auf einmal einem feſtlichen Zimmer, in dem alle Kerzen ausgelöſcht ſind.

„Übermorgen iſt Sonntag!“ ſagte Fritz. „Ich wollte längſt einmal Lehmfink einladen. Dann gehen wir zuſammen aus, Liebchen. Ich will ſogar Sekt ſpendieren. Den haben wir lange nicht getrunken. Denke mal: Sekt!“

So ließ Alma ſich nicht beſchwichtigen. Sie hatte eine jener Enttäuſchungen erlebt, die Frauen nicht leicht vergeſſen. Fritz kannte ſie ſchlecht, wenn er glaubte, ſie mit einem in Ausſicht geſtellten Sektdiner zu verſöhnen. Er begriff überhaupt nicht, um was es ſich für ſie handelte.

Wenn er ihr in dieſem Augenblicke geſagt hätte: Ich werde dem fremden Herrn abſchreiben, gieb du dein Konzert auf, wir wollen den Abend ganz ſtill hier verbringen — jubelnd würde ſie dieſem Vorſchlage zugeſtimmt haben. Mit ihm zuſammen ſein, am liebſten allein! Fühlen, daß man einander zugehöre, die Stunde genießen, die ſo nicht wieder kam. Übermorgen! — Was war Übermorgen? Er hätte ihr ebenſogut verſprechen können, daß er ſie morgen heiraten wolle, das würde ſie nicht getröſtet haben über das verlorene Glück, das ſie für heute geträumt hatte.

Er trat zu ihr, ſtreichelte ihr die Wange und raunte ihr ins Ohr: „Nicht maulen, Liebchen! Wir können noch oft gehen. Konzerte giebt's viele.“

Aber die Stirn blieb kraus und die Augen voll Thränen. Es war ſo bitter zu denken, daß er ihr das anthun konnte, gerade ihr! Daß ſie ihm ſo wenig bedeutete, nach allem, was ſie gemeinſam durchlebt.

* * *

Fritz Berting und Alma Lux hatten einander in Berlin kennen gelernt, etwa vor fünf Vierteljahren. Sie war damals noch nicht lange in der Reichshauptſtadt geweſen, in die ein Zufall ſie aus ihrer ſchleſiſchen Heimat verſchlagen hatte.

Ihr Vater war als Aufſeher in einer großen Spinnerei angeſtellt. Sie ſelbſt hatte von der Konfirmation ab der Mutter in der Haushaltung geholfen. Die Familie war

ſtark, das Auskommen ſchmal und die Frau nicht ſonderlich wirtſchaftlich. Alma lernte alle Sorgen eines ärmlichen Hausſtandes in früher Jugend kennen.

Dann ſtarb der Vater nach kurzer Krankheit. Die Mutter heiratete bald darauf einen jüngeren Mann, der früher Schlafburſche im Hauſe geweſen war. Alma, empört über das, was ihr wie Treuloſigkeit vorkam, verließ die Mutter und trat als Verkäuferin in ein Geſchäft ein.

Dort ſah ſie ein berliner Geſchäftsreiſender. Er redete dem jungen, bildhübſchen Mädchen zu, nach Berlin zu kommen, in der Hauptſtadt wolle er ihr eine beſſere Stellung verſchaffen. Alma wäre vielleicht nicht auf die Lockungen des redegewandten Mannes eingegangen, wären nicht die unerquicklichen Verhältniſſe in der Familie geweſen.

In Berlin erwieſen ſich die Verſprechungen des Reiſenden als blauer Dunſt. Alma beſaß jedoch Beſonnenheit genug, ſich ſeinen kuppleriſchen Plänen zu entziehen. Auf eigene Fauſt ſuchte ſie ſich Beſchäftigung.

In einem großen Geſchäftshauſe für Damenkonfektion fand ſie feſte Stellung. Aber auch hier wurde ihr das Leben ſchwer gemacht. Ein jugendlicher Commis wollte ſie durchaus heiraten, und einer der Chefs näherte ſich ihr mit minder ehrenvollen Anträgen. Sie wechſelte die Stelle, ohne daß es ihr an dem neuen Platze in dieſer Beziehung beſſer ergangen wäre.

Die Kolleginnen verlachten ſie wegen ihrer Sprödigkeit, und die abgewieſenen Männer waren nicht gut auf ſie zu

ſprechen. Aber ſie ließ ſich nicht irre machen. Was ſie daheim in ihrer nächſten Umgebung als junges Ding geſehen, hatte dem Mädchen einen tiefen Abſcheu beigebracht vor Leichtſinn in Liebesdingen. Lieben wollte ſie, aber nur, wenn der Rechte käme und nur dieſen einen. Heute dieſem, morgen jenem ohne Liebe ſich hingeben, wie ſie es bei ſo manchem Mädchen erlebte, das ſchien ihr ekelhaft und ein großes Unrecht.

Eines Tages lernte ſie Fritz Berting kennen bei einem öffentlichen Balle, den zu beſuchen ſie ſich durch eine Freundin hatte bereden laſſen. Er brachte ſie abends bis vor die Hausthür und bat um Erlaubnis, ſie wiederſehen zu dürfen. Sie ſagte nicht nein, und man traf ſich von da ab häufig.

Zwar begriff Alma ſehr bald, daß es ſich bei Fritzens Liebeswerbung auch nicht um Heirat handle; aber es fiel ihr darum nicht ein, ihn mit den Männern, die ſich ihr bisher genähert hatten, auf eine Stufe zu ſtellen. Ihr hatte ſich mit ſeinem Erſcheinen ein Traum erfüllt. Der Rechte war gekommen.

Fritz Berting verlangte von Alma, daß ſie ihre Stellung als Ladenfräulein aufgebe, er werde für ſie ſorgen. Sie zogen nicht zuſammen. Er beſaß damals noch eigenes Vermögen und konnte ſich den Luxus geſtatten, zwei Wohnungen zu bezahlen. Alma wurde von ihm reichlich mit Kleidern ausgeſtattet; er wünſchte, daß ſie wie eine Dame auftreten ſolle. Auch verlangte er, daß ſie ihre Hände ſchone, damit ihre Fingernägel in „an-

ständigen Zuſtand“ kämen. Sie that ihm den Gefallen, enthielt ſich jeder groben Arbeit, obgleich das langweilig genug war; das Nichtsthun lag gar nicht in ihrem Weſen. Aber dieſes Mädchen hätte ſchließlich noch ganz andere Opfer gebracht für den Mann, den ſie liebte.

Was Fritz Berting eigentlich ſei, womit er den Lebensunterhalt verdiene, hätte Alma damals kaum anzugeben vermocht. Sie kümmerte ſich darum auch nicht im erſten Liebesglück. Dann als ſie in aller Unbefangenheit über einen Menſchen ſpottete, der ausſehe „wie ein Dichter“, ſagte er ihr: auch er ſei ein ſolcher, und er kenne keinen höheren Titel. Sie war beluſtigt über ſeine Bemerkung, die ſie für Spaß hielt, bis ſie ein Buch fand, das ſeinen Namen als Verfaſſer trug. Neugierig begann ſie darin zu blättern. Es waren Verſe. Er nahm ihr das Buch weg; davon verſtehe ſie nichts. Sie erklärte ſtolz, daß ſie auf der Schule manches Gedicht auswendig gelernt hätte. Zum Beweiſe begann ſie zu deklamieren. Aber er hielt ſich entſetzt die Ohren zu und rief: mit Uhland könne man ihn umbringen.

Mit der Zeit lernte Alma auch verſchiedene ſeiner Bekannten näher kennen. Das waren die wunderlichſten Leute der Welt. In ihren Reden und Angewohnheiten konnte man ſich gar nicht zurecht finden. Ernſthafte Dinge behandelten ſie leicht und leichte äußerſt ernſthaft. Die Männer waren noch nicht das erſtaunlichſte; aber die Damen dieſes Kreiſes! Wie ſie ſich kleideten und über was für Dinge ſie ſprachen! — Der kleinen Alma blieb oft der Mund offen ſtehen. Zu ſchreiben ſchienen ſie mehr

oder weniger alle, Männlein wie Weiblein. Und die, die nicht ſchrieben, malten, traten öffentlich auf, hielten Vorträge vor hunderten und tauſenden von Zuhörern.

Alma verſuchte gelegentlich zu den Geſprächen auch ein Wort zu ſagen; aber da ſah man ſie erſtaunt an, als rede ſie in fremder Zunge. Oder man beluſtigte ſich über ihre Ausſprache, zog ſie wohl gar auf. Fritz ſaß mit verdroſſener Miene dabei, und machte ihr, wenn ſie allein waren, Vorwürfe. Sie hielt ihm vor, daß ſie doch nichts dafür könne, wenn ſie wenig gelernt habe. Er meinte: auf Bildung komme es in dieſem Falle gar nicht an, ſondern auf Geſchmack. Bildung könne ſie ſich noch jetzt zur Not erwerben, aber Geſchmack ſei eine Sache der Kultur und des Taktes; die habe man oder man habe ſie nicht. Das verſtand ſie nun wieder nicht; aber das Demütigende fühlte ſie wohl heraus. Am meiſten aber grämte ſie ſich, daß Fritz ſich ihrer vor ſeinen Freunden zu ſchämen ſchien. Sie verhielt ſich fortan ganz ſtille in Geſellſchaft, gab nur noch verſchüchtert Antwort, wenn ſie direkt gefragt wurde.

So war Alma, obgleich ſie mitten drin ſtand in einem Kreiſe intereſſanter, ungewöhnlicher Menſchen, doch eigentlich einſam. Sie fühlte ſich herausgeriſſen aus allem, was ſie bisher gehabt. Freilich hatte ſie ihren Fritz. Er konnte ſehr lieb ſein und gütig in den glücklichen Augenblicken ihres Zuſammenlebens. Manchmal aber war er ſchroff und kalt, ja geradezu feindlich gegen ſie.

Das machte, er hatte Sorgen. Sie merkte es ſehr bald, obgleich er ihr nicht Einblick gewährte in ſeine Ver-

hältniſſe. Wie gern hätte ſie geholfen! Warum war er nur ſo ſtolz? Warum verdiente er ſich nichts? Sie ſtellte ihn einmal darüber zur Rede. Er antwortete ihr: in Deutſchland habe alles ſeinen Marktpreis, nur nicht Verſe. Als ſie darauf ſagte: dann möge er das Verſemachen doch laſſen und etwas ſchreiben, das Geld einbrächte, da lachte er bitter auf und nannte ſie „Eva".

Fritz Berting war jetzt ganz in Anſpruch genommen von etwas Neuem. Er hatte ſich entſchloſſen, ſein Drama „Leiſer Schlaf", das alle Bühnen bisher abgelehnt hatten, auf eigene Koſten zur Aufführung zu bringen.

Er nannte es: einen „letzten Wurf". Wenn das ein Mißerfolg ſei, dann könne er ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießen.

Ohne alles zu verſtehen, was er ſagte, begriff Alma doch, daß es ſich für ihn um Großes, Entſcheidendes handle. Sie klagte nicht, wenn er fortan durch Proben, Beſuche bei Schauſpielern und Kritikern und andere Vorbereitungen für den „Tag der Schlacht" ihr immer mehr entzogen wurde.

Fritz Berting hatte auf dieſe Aufführung, wie auf eine letzte Karte, den Reſt ſeines kleinen Vermögens geſetzt. Mit ſeiner Familie war er zerfallen. Der Vater, dem Korrektheit über alles ging, hatte ihm niemals verziehen, daß er die begonnene juriſtiſche Carriere aufgegeben und zur Bohême übergelaufen war, daß er anſtößige Gedichte ſchrieb und Dramen, die alles andere waren als hofbühnenfähig.

Die Kunſt hatte für ihn einen goldenen Boden noch nicht gehabt. Seine Gedichtſammlungen waren in preciöſeſter Ausſtattung erſchienen und brachten ihm, obgleich ſie im Kreiſe der Kenner nicht unbeachtet geblieben waren, die Herſtellungskoſten keineswegs zurück.

Dramen zu ſchreiben, hatte er ſehr früh angefangen. Leſſing, Schiller, Körner, Laube ſtanden bei ſeinen Erſtlingen Pate. Dann hatte er fünfaktige Römerdramen verfaßt, und die große von der Geſchichte ſelbſt geſchriebene Hohenſtaufentragödie in ſchlechten Jamben verballhorniſiert. Durch Zufall kam ihm Grabbe in die Hände, und nun wimmelten ſeine Entwürfe von grauſamen Lüſtlingen und Bluthunden, die ſich mit dem Mantel philoſophiſchen Weltſchmerzes zu drapieren verſtanden. In der Zeit, wo der junge Dichter mit der lebendigen Bühne in erſte Berührung kam, beherrſchte das franzöſiſche Sittenſtück und ſeine Nachahmungen das Repertoire. Von da ab ließ er ſeine Stücke nur noch im Salon ſpielen. Natürlich handelte es ſich um Ehekonflikte. Die Geſtalt des allwiſſenden, die Abſicht des Dichters interpretierenden, witzigen Raiſonneurs, fehlte auch in Fritz Bertings Komödien nicht.

Dieſe Einflüſſe verblaßten vor einem Geſtirn von unerhörter Form und Strahlenbrechung, das damals am Himmel der deutſchen Litteratur aufſtieg: Ibſen.

Er wirkte wie die Entdeckung eines neuen Erdteiles. Alles war an dieſem Dramatiker ungewöhnlich: die Technik, die Sprache, die Probleme, auch ſeine Perſönlichkeit, ſein Werdegang. Als eine fertige, gereifte, in ſich ge-

ſchloſſene Erſcheinung ſtand er mit einem Male da, auftauchend aus dem Unbekannten. Er war weit mehr als ein Theaterdichter. Wenn auch nur für ſeine kleine Heimat geſchrieben, meinten ſeine Dichtungen doch die ganze Welt. Er war der Dichter der Epoche, weil er die Sehnſucht nach einer neuen Ethik zu erfüllen ſchien. Denn bei ihm gab es keine Staatsaktionen, keine Intriguen und Verwickelungen im Sinne des alten Theaters, das Intereſſe war konzentriert auf das Seeliſche, die Handlung verlegt in das Gewiſſen der Menſchen. Moraliſch waren ſeine Stücke, aber im Sinne einer neuen, ſubtileren, freieren Moral als die alte, nach himmliſcher Belohnung ſchielende. Eine Moral, die auf geſundem Egoismus und kühner Selbſtverantwortung ruhte. Die moderne, ſelbſtherrliche, dem Gängelbande von Staat und Kirche entwachſene Menſchheit wurde gezeigt, nach welchen Grundſätzen ſie in Wahrheit lebt, welche Triebe, Bedürfniſſe und Ziele ſie in Wirklichkeit regieren. In die tiefſten Schichten der ſozialen Heuchelei bohrte dieſer Dichter hinab, an alles morſche Geſtein klopfte er. Ein revolutionärer Dichter, der alte Götzen von ihren Piedeſtalen warf und an das Heiligſte und Verehrteſte kühl den Maßſtab unerbittlicher Wahrhaftigkeit legte, eine neue Welt mit neuen Geſetzen für Gut und Böſe, Schön und Unſchön, Geſund und Krank ſchuf.

Fritz Berting ſtand zunächſt vor dem Phänomen Ibſen wie überwältigt. Dann ſah er keine andere Rettung, ſich von dem unerhörten Ereignis zu befreien, als es ſich von der Seele zu ſchreiben.

Das Drama, das er in dieſer Verfaſſung ſchrieb, hieß: „Leiſer Schlaf“. Er wollte damit zeigen, wie für das empfindliche Bewußtſein des Modernen nicht die groben Übertretungen der landläufigen Moral es ſind, die den Menſchen zum Schuft machen, ſondern die viel feineren Verſtöße, die kein Staatsanwalt verfolgt, die moraliſche Feigheit, die Unterlaſſung mutiger Thaten. Dieſe Dinge haben einen leiſen Schlaf.

Das Drama hatte wenig äußere Handlung, war aber, wie der Autor glaubte, wirkſam durch ungewöhnliche Wandlungen und Enthüllungen im Seelenleben. Leider konnte er jedoch keinen Theaterdirektor zu der eigenen günſtigen Meinung bekehren, ſo verzweifelt er ſich auch nach dieſer Richtung bemühte.

Schließlich kam er zu dem Entſchluß, das Stück in einem gemieteten Saale von ſelbſt engagierten Schauſpielern aufführen zu laſſen.

Von vornherein ſtand ein Unglücksſtern über Leiſem Schlaf. Einer der wichtigſten Darſteller ſprang noch während des Einſtudierens ab, weil ihn ein berühmter Mime auf ſeine Gaſtſpieltouren ins Ausland mitnahm. Bis ein Erſatz gefunden war, vergingen Wochen. Darüber rückte der Frühling heran, für das Theater die tote Saiſon.

Schließlich kam's aber doch zur Aufführung. Das Haus war zwar in Anbetracht der Jahreszeit immer noch leidlich beſucht, aber das Publikum trug keine verheißungsvolle Phyſiognomie, für den, der ſich auf das rätſelvolle Ding, Premierenſchickſal, einigermaßen verſtand. Die

wenigen Kritiker, die ihren Beruf höher auffaſſen als den eines Theater-Reporters, waren ausgeblieben. Die Zeitungen hatten ihre grünſten Jungen entſandt, weil ſie der Sache nicht viel Wert beilegten. Die für Litteratur und Theater intereſſierten Laien, auf die der Dichter ſo ſehr gehofft hatte, waren ſchwach vertreten. Was gekommen, war eine von Neugier und allerhand unſachlichem Intereſſe angezogene, oder auch durch ziemlich wahllos verteilte Freibillets herbeigelockte Maſſe von zweifelhafter Verſtändnisfähigkeit.

Es kamen noch einige nicht vorauszuſehende Mißgeſchicke hinzu, welche das Publikum von vornherein in eine dem Erfolge gefährliche Stimmung verſetzten. Der Schauſpieler, den Fritz Berting an Stelle jenes anderen, untreu gewordenen, herangezogen hatte, war um eines Hauptes Länge kleiner als ſeine Partnerin, die überhaupt aus dem zuſammengewürfelten Enſemble körperlich wie geiſtig ſtärker hervorragte, als für eine einheitliche Wirkung gut war.

Und dazu ein Publikum, das nicht wußte, was es mit dem Dargebotenen anfangen ſollte! Der Dialog zündete nicht, die Situationen ließen kalt, die Pointen fielen unter den Tiſch. Es wollte nicht jene Verbindung eintreten, nicht jene Leitung feiner Fäden des Einverſtändniſſes ſich anſpinnen zwiſchen Zuſchauer, über den Darſteller hinweg, mit dem Dichter im Hintergrunde, die ſo notwendig iſt für den Erfolg eines Abends.

Als der Vorhang zum erſten Male niederging, erſcholl einiger Applaus. Aber die paar Leute, die durch ihre Frei-

billets, oder weil ſie perſönliche Freunde des Autors waren, ſich verpflichtet fühlten, zu klatſchen, wurden, als ſie es gar zu eifrig trieben, ſchließlich durch Ziſchen zur Ruhe verwieſen.

Im zweiten Akte ſchlug die Stimmung des Publikums um. Bisher hatte man ſich anſtändig gelangweilt, jetzt aber entſtand Huſten, unruhiges Hin- und Herrücken und Flüſtern; ein böſes Omen für den Ausgang der Sache.

Und nun der Höhepunkt des Dramas. Ein Dialog zwiſchen Held und Heldin, wo die Gegenſätze der Naturen in einer leidenſchaftlichen Szene aufeinanderplatzten. Es war einer jener Momente, die bei Premieren nicht ſelten ſind. Die Stimmung iſt dann wie bei einem Gewitter, ſchwer, geladen, tragiſch, voll höchſter Spannung. Dann ſpricht das Unbedeutendſte mit. Ein einziger falſcher Ton kann alles verderben. In ſolchen Momenten hat ſelbſt die grobe Maſſe ein inſtinktives Künſtlerurteil. Sie weiß es, daß in ihre Hand das Schickſal der Dichtung, ja vielleicht des Dichters gelegt iſt. Dieſes Bewußtſein von der eigenen Bedeutung macht jedes Ohr feiner hören, jedes Auge ſchärfer erkennen.

Unter Gelächter fiel der Vorhang über dem zweiten Akte. Als er ſich zum dritten und letzten Male hob, zeigte es ſich, daß die Schlacht verloren ſei. Die Leute, die am Ulke Freude haben, hatten nun die Oberhand gewonnen. Die Schauſpieler ſelbſt aber gaben das Spielen auf, ſagten nur noch ihre Rollen zu Ende.

Der Dichter hatte einige Tage vorher, als er noch

des Gelingens ſeiner Sache ſicher geweſen, die Darſteller und eine Anzahl Freunde zur Zuſammenkunft in einer Weinſtube eingeladen. Das Feſt wurde trotz der Niederlage ſchließlich noch abgehalten, das einmal beſtellte Diner verzehrt und dem kalt geſtellten Sekt tüchtig zugeſprochen. Es herrſchte Galgenhumor. Maximilian Nackede, Fritzens ehemaliger Studienfreund und jetziger Dichtergenoſſe, tröſtete den Autor in einer launigen Anſprache damit, daß eben vor manchen Stücken das Publikum rettungslos durchfallen müſſe. Er feierte den Abend als einen heiligen Taufakt: die Aufnahme eines neuen Mitglieds in den Orden der Verkannten.

Die Mehrzahl der Erſchienenen, Herren wie Damen, bezechten ſich. Der Dichter ſelbſt wurde, ſeiner Sinne nicht mächtig, von einigen ebenfalls ſtark ſchwankenden Freunden in früher Morgenſtunde nach ſeinem Quartier geſchafft.

Als er dort im Laufe des Vormittags erwachte, fand er an ſeinem Lager Alma, die das Gelage nicht mitgemacht hatte.

Sie wich nicht mehr von Fritz. Ohne daß er ſie eingeladen hätte, quartierte ſie ſich bei ihm ein. Er legte ihr nichts in den Weg.

Fritz ließ alles gehen, wie es gehen wollte. Gleichgiltigkeit hatte ihn befallen, als natürlicher Rückſchlag gegen die fieberhafte Aufregung der letzten Wochen.

Den Gnadenſtoß gaben ihm die Beſprechungen, die über ſein Stück in den Zeitungen erſchienen. Den Jüng-

lingen von der Kritik war ſein Durchfall eine gefundene Gelegenheit, ihren Witz an Dichter und Dichtung auszulaſſen. Hatten doch dieſe Herren ſämtlich mindeſtens ein unaufgeführtes Drama im Schubfach liegen, das wie eine feurige Kohle glimmend allen ihren Theaterkritiken zu grunde lag. Es bleibt immer eine Freude, konſtatieren zu können, daß ein Rivale zu Falle gekommen iſt. Und nun gar hier, wo einer verſucht hatte, mit eigenem Gelde ſeinem überall abgewieſenen Stücke auf die Bretter zu helfen. Wie kam ein Dichter überhaupt zu Geld? — Das war gegen alle Traditionen des Standes. Der „geſunde Inſtinkt“ der Zuhörerſchaft wurde belobt, der ſich gegen ein ſolches Experiment aufgelehnt hatte.

Berting lernte die Kollegen von eigentümlicher Seite kennen. Solange er als Lyriker ein verhältnismäßig harmloſes, weil wenig einträgliches Gebiet beſtellt hatte, ließ man ihn gewähren, hatte ihm ſogar gelegentlich ein Wort der Aufmunterung gegönnt. Sobald er aber als Dramatiker nach einem Kranz zu greifen wagte, den jeder im ſtillen erſehnte, weil er mit dem größeren Ruhme auch die größeren Einnahmen verhieß, ward er verdächtig; man warf ihm Knüppel zwiſchen die Beine.

Die mißlichen Geldverhältniſſe vermehrten die Bitterkeit ſeiner Lage. Fritz hatte niemals ein Budget gemacht; ſeitdem er in den Beſitz des väterlichen Erbteils gekommen, immer nur aus dem Vollen gelebt. Jetzt war das Kapital verbraucht. Um ſo zahlreicher liefen die Rechnungen ein, an deren Bezahlung er niemals gedacht hatte. Er wechſelte

die Wohnung, um den allzu aufdringlichen Mahnern entrückt zu ſein.

Eine Sendung von einigen hundert Mark, die anonym ankam, half ihm fürs erſte ſich über Waſſer halten. Er ahnte, von wem das Geld komme. Sein Freund Nackede, der zwar ſelbſt kein Kröſus war, aber einige wohlhabende Gönner ſeiner leichtgeſchürzten Muſe in Berlin W beſaß, ſteckte unverkennbar dahinter. Die luſtigen Verſe in verſtellter Handſchrift, welche die Sendung begleiteten, trugen ganz den Stempel Nackedeſchen Witzes.

Schwer genug fiel es, ſolches Geſchenk anzunehmen für einen, der ſich noch nicht an das Leben auf anderer Leute Koſten gewöhnt hatte. Aber wenigſtens hatte ihm Nackede durch ſeine graziöſe Brücke das Betreten des ungewohnten Weges etwas erleichtert.

Ein Gedanke kam Fritz, an ſeinen Freund, Michael Baron Chubsky, zu ſchreiben. Der hatte ihm vor gar nicht langer Zeit von Paris aus geſchrieben — mit einem mitleidigen Seitenblick auf die barbariſchen Litteratur- und Kunſtverhältniſſe in Deutſchland, denen er glücklich entronnen ſei — Paris ſei die einzige Stadt, in der ein Menſch von Geiſt und Geſchmack atmen könne. Chubsky, der in drei Sprachen, polniſch, deutſch und franzöſiſch dichtete, hatte Fritz — allerdings im Abſynthrauſche — früher einmal geſtanden, daß er, wäre er überhaupt der Freundſchaft fähig, wahrſcheinlich am erſten noch Fritz Berting mit dieſem Gefühl beehrt haben würde.

An den Baron Chubsky alſo ſchrieb Fritz, teilte ihm

mit, wie kläglich es ihm ergangen ſei, daß er ſich Berlins gründlich müde fühle, und daß er daran gedacht habe, nach Paris überzuſiedeln. Chubsky antwortete mit einer Pünktlichkeit, die man ſonſt nicht an ihm kannte: er rate dringend ab, nach Paris zu kommen, dort ſei gar kein Boden für einen deutſchen Autor. Und er, Michael Chubsky, reiſe eben für einige Monate an die engliſche Küſte, könne alſo gar nichts in der Sache thun. Zwiſchen den Zeilen war nur zu deutlich die Beſorgnis zu leſen, daß der Freund ihm über den Hals kommen könne.

In dieſer trüben Zeit, wo alle Quellen zu verſiegen ſchienen, erfuhr Fritz Berting, was er an Alma beſaß. Sie ſorgte und dachte für ihn wie eine Mutter.

Er hatte ihr wohl früher in ſchlechter Laune vorgeworfen, ſie erſchlage ihn geiſtig mit ihrem Banauſengeſchwätz. Und nun wurde es für ihn zur Erquickung, ſich von ihr vorerzählen zu laſſen. Er fand heraus, daß ſie ſehr nett zu plaudern verſtehe, ja er mußte geſtehen, daß ſie viel natürliche Beobachtungsgabe und Mutterwitz beſitze. Dabei ſtrebte ſie nicht an, geiſtreich gefunden zu werden. Sie redete, wie ihr der Schnabel gewachſen war. Die Anklänge an den Dialekt ihrer ſchleſiſchen Heimat, die das berliner Leben noch nicht ganz verwiſcht hatte, gaben ihrer Sprechweiſe etwas anheimelnd Schlichtes.

Sein Unglück war für ſie zum Glück ausgeſchlagen. Das Schickſal hatte ihn hilfsbedürftig gemacht. Nun konnte ſie zeigen, wie ſie ihn liebte. Nun durfte ſie ihm

dienen und im Dienen herrſchen, was im Grunde die Sehnſucht jedes liebenden Weibes iſt.

Denn ſie wollte ſeine ganze Liebe haben. Seine Zärtlichkeit bedeutete ihrer Leidenſchaft nur ein magerer Brocken. Sie wollte die Seele des Geliebten. Die ſchnell aufflackernden und ſchneller verflogenen Regungen der Sinne waren ihr immer nur Abſchlagszahlungen auf Höheres.

Auch er ſolle mit der Zeit von denſelben ſtarken Gefühlen erfaßt werden, die ſie beſeelten, das hoffte ſie zu erreichen, indem ſie ſich ihm unentbehrlich machte, ihn der ſanften Gewohnheit des Geliebt-ſeins unterjochte.

Auch noch von anderer Seite wurde in dieſer Zeit für Fritz eine Art Hilfsaktion ins Leben geſetzt. Seine Familie, die nach verſchiedenen Todesfällen jetzt nur noch aus der Schweſter, deren Mann, dem Gatten der verſtorbenen Schweſter und den noch jungen Kindern aus beiden Ehen beſtand, rührte ſich, nachdem man längere Zeit ſich um den verloren Gegebenen nicht gekümmert hatte. Sie hatten durch die Blätter von ſeiner Niederlage als Dramatiker gehört. Der Augenblick ſchien günſtig, den, wie ſie annahmen, kleinlaut Geſtimmten, der Bohême zu entreißen, ihn dem bürgerlichen Leben wiederzugewinnen.

Sein Schwager Regierungsrat Wedner beſuchte ihn in Berlin. Er bezeichnete ſich, als Bevollmächtigter der Familie, bereit, mit ihm zu unterhandeln. Die Vorſchläge, die man zu machen hatte, waren folgende: Fritz ſolle das Schreiben laſſen, das ſeinen Namen nur diskreditiere und

nicht einmal Geld einbringe; ferner müſſe er das Frauenzimmer von ſich thun, mit dem er zuſammen lebe. Auszahlung, falls ſolche nötig, wollte der Schwager in die Hand nehmen. Und als letzten Punkt: Fritz ſollte zurückkehren zur juriſtiſchen Carriere, die er ſinnloſer Weiſe verlaſſen.

Zu dem „Rettungsverſuch", wie der Schwager Regierungsrat das nannte, gehörte auch der Wink, daß man für Fritz eine junge Dame in Ausſicht habe, aus achtbarer Familie, nicht ohne Vermögen, die bereit ſein würde, über ſein Vorleben wegzuſehen und es mit ihm zu verſuchen.

Dieſes in allem Ernſt geſtellte Anſinnen ſeiner Anverwandten wirkte auf Fritz empfindlicher als ein Peitſchenſchlag auf nackte Haut. Das jagte ihn auf aus der Lethargie, die ihn nach ſeinem Mißerfolge befallen hatte. Nun war es Ehrenſache, jenen zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe, daß er ſie mitſamt ihrem traurigen Rettungsverſuche verachte. Die nächſte Folge der ſehr erregt endenden Unterredung war ein unheilbarer Bruch mit ſeinem Schwager Wedner.

Die Indignation über das Erlebte glühte noch in ihm, während er eine Anzahl Skizzen abfaßte, in denen er die faule Moral, die Heuchelei, die Unnatur des modernen Familienlebens der höheren Stände rückſichtslos geißelte. Und ſiehe da, dieſe Federzeichnungen, welche in verſchiedenen Blättern ſofort Abdruck fanden, verſchafften ihm in wenigen Wochen mehr Popularität, als er mit ſeiner geſamten bisherigen Produktion gewonnen.

Noch einen anderen Erfolg hatte die mißglückte Einmischung der Anverwandten in seine Verhältnisse: Fritz Berting war sich seiner Liebe zu Alma erst recht bewußt geworden. In tiefer Empörung stellte er sich auf Seite der Verunglimpften. An sie war er nun mit verstärkten Ketten gebunden.

* * *

Am zweiten Tische links vom Eingang der Bierstube, in die er Fritz Berting gebeten hatte, saß der Dichter Karol. Da er die sämtlichen Zeitungen des Lokales bereits durchgelesen hatte, war er jetzt unbeschäftigt und überdachte noch einmal die Worte, die er an den Kollegen von der Feder richten wollte. Er lächelte selbstzufrieden, schon im voraus des günstigen Eindruckes gewiß; denn so rechnete Karol: welcher Mensch und zumal welcher Schriftsteller würde widerstehen können, wenn man ihm seine Dichtungen ins Gesicht lobte.

Er hatte nicht immer seinen jetzigen Namen getragen, eigentlich hieß er Silber. Aber dieser Name paßte nach Ansicht des Trägers nicht recht zu einem deutschen Dichter. In Silber lag ein harter, verdächtiger Metallklang, der sich mit dem Idealismus, den man hierzulande bei dem Sänger voraussetzte, nicht gut zu vertragen schien.

Sein Vater war von Russisch-Polen ins Reich eingewandert, hatte in einer jener rapid aufblühenden Industriestädte des oberschlesischen Kohlenreviers sich nieder-

gelaſſen. Er handelte mit fertiger Herrengarderobe. Der alte Silber nahm aber auch jeden anderen Verdienſt gern mit. Eine Spezialität von ihm war, bei Umzügen, Todesfällen oder auch Konkurſen Sachen aufzukaufen, mit denen die Leute augenblicklich nicht wußten, wohin, um ſie ſpäter mit Profit wieder an den Mann zu bringen.

Der älteſte Sohn Siegfried beſuchte die Realſchule. Der Vater hatte ihn zum Kaufmann beſtimmt. Der kleine Siegfried trat ſchon frühzeitig in ein Verhältnis zur Weltlitteratur; und zwar geſchah dies auf nicht ganz alltägliche Weiſe. Unter dem Trödelkram, den der Vater allmählich in den Hinterräumen ſeines Geſchäftes aufſtapelte, befanden ſich auch allerlei Bücher. Da gab es ganze Romanbibliotheken, Lexika, Encyklopädieen, Bände von deutſchen Magazinen und franzöſiſchen Revuen, illuſtrierte Zeitungen, Witz- und Modeblätter. In dieſe Bücherei höchſt gemiſchter Natur verſenkte ſich der Jüngling, dem Frühreife und die Wißbegier ſeines Stammes in hohem Grade eigen war.

In der Schule bekam Siegfried zu hören, daß wir Deutſchen eine Litteratur beſäßen, die man in eine althochdeutſche Zeit, eine mittelhochdeutſche Zeit und eine neudeutſche Zeit einteile, und daß die großen Dichter der klaſſiſchen Periode, Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe ſeien. Siegfried Silber dachte darüber anders. Für ihn gab es nur einen Dichter, der hieß: Heinrich Heine.

Er war auf die vollſtändige Ausgabe von Heines

Werken geſtoßen. Sein geiſtvoller Stammesgenoſſe ſtellte ihm alles in den Schatten, was je in deutſcher Sprache geſungen und geſchrieben worden war. Heine zu erreichen, vielleicht zu übertreffen, wurde der ehrgeizige Traum des jetzt Sechzehnjährigen, der als Commis hinter dem Ladentiſche ſeines Vaters mit Bergarbeitern, Dienſtboten und ſchmierigen Polacken um den Preis von Hoſen, Stiefeln und Mützen hin und her feilſchen mußte.

Neben ſeinem Ideal, Heine, gab es für ihn auch Götter niederen Ranges. Da waren Gutzkow, Laube, Herwegh, Freiligrath. Die Autoren des jungen Deutſchland mit ihrer Schwärmerei für Humanität, Weltbürgertum und Tyrannenſturz entſprachen ſeinem jugendlich freigeiſtigen Oppoſitionsdrang.

Es blieb nicht beim Leſen allein. Siegfried Silber fing an, ſich mit der Feder zu verſuchen. Die litterariſchen Sporen wurden im Feuilleton eines heimatlichen Winkelblattes verdient. Dann fiel dem jungen Menſchen von ungefähr eine Broſchüre Laſſalles in die Hände, die auf ſein leicht erregbares Gemüt wirkte wie ein Funken, der in eine Pulvermine fällt. Von dem temperamentvoll genialen Erwecker des vierten Standes war die Brücke ſchnell geſchlagen zu dem nüchterneren Karl Marx, und Siegfried Silber damit gewonnen für die rote Internationale.

Der alte Silber war durchaus nicht einverſtanden mit der politiſchen Entwickelung des Sohnes. Er war ein Israelit vom alten Schlage, orthodox und konſervativ, der

es für die beſte Politik hielt, die Leute ſtreiten zu laſſen und es mit denen, die im Regimente ſaßen, nicht zu verderben. Er mißbilligte auch die Beſchäftigung des Sohnes mit Litteratur, die er für ein brotloſes Gewerbe anſah.

Siegfried aber fühlte, daß er zu größeren Dingen berufen ſei als zum Kleiderhandel. Er quittierte den Dienſt beim Vater und wandte ſich zunächſt nach Breslau. Der angehende Litterat erkannte jedoch ſchnell, daß es in der Provinzialhauptſtadt ſeinesgleichen genug gebe und ſetzte ſeinen Stab noch ein Stück weiter weſtwärts.

Ohne Geld, ohne Verbindungen war er in eine ihm gänzlich fremde Stadt eingezogen. Kühn that er auch den Sprung in das Wagnis einer auf die Feder allein gegründeten Exiſtenz. Zunächſt nahm er den indifferent klingenden nom de plume „Karol“ an.

Er war fürs erſte durchaus nicht auf Roſen gebettet. Sein Vater gewährte ihm keine Unterſtützung, weil der Sohn gegen ſeinen Willen gehandelt hatte. Mit der Begründung eines litterariſchen Rufes aber ging es nicht ſo ſchnell, wie Siegfried Silber ſich das gedacht hatte. Die Blätter radikaler Richtung nahmen zwar ſeine Gedichte auf, deren revolutionäre Tendenz ihnen zuſagte, bezahlten dafür aber kein Honorar. Die ſogenannte gutgeſinnte Preſſe aber wies die Feuilletons des kleinen, unbekannten Schnorrers hochmütig ab. Ebenſo ging es ihm bei den Bücherverlegern, denen er ſeine Arbeiten anbot. Die Partei nützte ſeinen Eifer aus und ſeine Intelligenz. In den Debattierklubs und im Arbeiterbildungsverein war er ein gern gehörter

Redner. Aber alles das brachte kein Geld. Siegfried Silber lernte das Hungern gründlich kennen.

Schließlich half er sich mit dem Abfassen von Zeitungsromanen, die er miserabel bezahlt bekam; mit Übersetzen verdiente er sich auch ein paar Groschen, außerdem schrieb er den Text zu einer Operette. Jeden Auftrag nahm er an. Sogar Gelegenheitsgedichte und Couplets für Tingeltangelsänger entflossen der Feder, die Heinrich Heine hatte übertreffen wollen.

Aber während er so um das tägliche Brot sich abmühte, in einer ganz elenden Wohnung existierte, ließ er den Mut nicht sinken. Vor dem Verzweifeln schützte ihn der zähe Optimismus seiner Rasse. Er war nach wie vor entschlossen, die Welt mit der Feder zu erobern.

Er, der in gar keinem Verhältnis stand zur Gesellschaft, der völlige Outsider, kritisierte, ja verachtete sie im Grunde. Die Menschheit betrachtete er als Material für seine hochfliegenden Pläne. Dabei besaß er nur seine Belesenheit und die Geschäftskenntnisse, die er sich hinter dem Ladentische des Vaters erworben hatte. Seine Bildung war durchaus lückenhaft, er sah die Welt aus der Perspektive des Kaffeehauses. Aber was ihm hier fehlte, ersetzte er reichlich durch Kombinationsgabe, Spürsinn und Findigkeit. Er gehörte zu der Art, denen die Zeitung Surrogat ist für die Eigenanschauung; Menschen, scheinbar ohne Erlebnisse, ohne Erfahrungen, die doch mit Hilfe der argusäugigen Presse von allem erfahren, an allem teilnehmen und über alles zu räsonnieren verstehen.

Um die Stadt, in der er lebte, kümmerte er ſich ebenſo wenig, um ihre Schönheiten, Kunſtwerke, Altertümer, Umgebung. Für dergleichen hatte er keinen Sinn. Er war durch und durch Nomade, ohne Heimatgefühl, und darum auch ohne Gefühl für Kulturwerte.

Hingegen ſagte ihm ſein Scharfſinn, daß gerade hier das rechte Terrain ſei zum Ausbau ſeiner Pläne. Es kam nur darauf an, ſich eine Weile über Waſſer halten, auf dem Poſten zu ſein und ſeine Augen überall zu haben. Dann mußte auch ſeine große Zeit kommen.

Vor allem hieß es Anſchluß gewinnen an litterariſche Kreiſe, ſich Freunde machen unter ſeinesgleichen, womöglich eine Klique bilden, in der, ſoviel wußte er, das Regiment ganz von ſelbſt auf ihn übergehen würde.

Ähnliche Briefe, wie den an Fritz Berting, hatte er ſchon einige geſchrieben. Bisher mit negativem Erfolge. Die Leute waren einfach nicht gekommen.

Siegfried Silber fing an unruhig zu werden. Sollte er heute wieder der Geäffte ſein? Er ſah nach der Uhr; die zum Rendezvous vorgeſchlagene Stunde war überſchritten.

Endlich trat ein hochgewachſener, blonder junger Menſch durch die gegenüberliegende Thür und ſah ſich ſuchend im Lokale um. Siegfried Silber erhob ſich eiligſt.

„Sie ſind Herr Berting, ich bin Karol!“

Man verbeugte ſich gegenſeitig und nahm dann an dem Tiſche einander gegenüber Platz.

Fritz Berting ließ das Auge etwas erſtaunt auf der

Erſcheinung des Jünglings ruhen, der ihn hierher citiert hatte. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß der Träger des Namens Karol Jude ſein könne. Nun ſah er es auf den erſten Blick. In Berlin hatten Juden zu ſeinem vertrauteſten Umgang gehört; Fritz war an ſie und ihre Art gewöhnt.

Trotzdem frappierte ihn dieſe Phyſiognomie, die, offenbar durch keine Kreuzung verdorben, den Stempel echten Semitentums trug. Die Naſe ſtark gebogen, das Geſicht bei breitem Schädel ſchmal. Stirn und Kinnpartie fliehend, die Ohren ſpitz und zurückliegend. Dunkel blitzten die mandelförmigen Augen aus dem weißgelben Geſicht hervor, wie aus einer Maske, hatten ein Leben ganz für ſich. Der Bart um die roten vollen Lippen, das Haupthaar, das über der Stirn ſchon dünn wurde, ſeidenſchimmernd lockig.

Eigentlich war das Geſicht nicht häßlich; wie ein Individuum, das den Ausdruck wirklicher Raſſe trägt, überhaupt nicht unſchön ſein kann.

Die ſchwächliche, ſchon in der Jugend gekrümmte Figur, und die ausgemergelten Gliedmaßen verrieten die Zugehörigkeit zu einem Volke, das Jahrhunderte der Knechtſchaft nicht gebrochen, nur äußerlich gebeugt haben.

Fritz fiel zweierlei ſofort ſtark an dieſer fremdartigen Phyſiognomie auf: der ſcharf beobachtende Blick, dem doch die Stetigkeit fehlte, und ein ſpöttiſches Lächeln. Dem ſtand zur Korrektur gewiſſermaßen die große Höflichkeit und beſcheidene Zuvorkommenheit gegenüber, deren ſich der

Beſitzer der aufdringlich funkelnden Augen und des ironiſch zuckenden Mundes befliß.

„Was will der eigentlich von dir?“ war der Gedanke, den Fritz Berting nicht los werden konnte, dieſen forſchenden, lächelnden, in ſteter nervöſer Erregung begriffenen Zügen gegenüber.

„Ich hatte mir ſchon längſt gewünſcht, den Dichter von ‚Leiſer Schlaf‘ kennen zu lernen,“ begann Siegfried Silber, als ſie einander an dem kleinen Tiſche gegenüber ſaßen, und der Kellner das Bier für Fritz gebracht hatte. „Nun fügt es der Zufall — — oder vielmehr, es iſt nicht Zufall! In ſeeliſcher Beziehung giebt es keinen Zufall. — Es iſt etwas Magiſches dabei; man kann es eine höhere Art der Anziehungskraft auf immateriellem Gebiete nennen. Wenn ich mich im übrigen auch von allen Vorurteilen frei gemacht habe und mir das Metaphyſiſche eigentlich quantité négligeable iſt, ſo huldige ich auf einem Gebiete doch mit vollem Bewußtſein frommem Glauben. Ich glaube feſt, daß es heimliche Beziehungen giebt der Geiſter, elektriſche Ströme vielleicht, welche auf myſtiſche Weiſe die Sympathie von Menſch zu Menſch vermitteln. Denken Sie doch nur, es iſt geradezu wunderbar, ich beſchäftige mich im Geiſte viel mit Ihnen, habe Ihre Werke geleſen; der Dichter Berting iſt mir längſt ein geiſtiger Bruder. Ich ſehne mich im ſtillen danach, ihn kennen zu lernen, unterlaſſe es aber, an ihn zu ſchreiben, weil der Brief ein ſo armſeliger Vermittler von Gefühlen iſt, vielleicht auch aus Scheu, aus Angſt, aufdringlich zu er-

ſcheinen. Und da auf einmal erfahre ich, daß Sie in denſelben Mauern weilen, wie ich. Auch Sie haben ſich geflüchtet vor der Verſtändnisloſigkeit der Banauſen. Ich will nicht unzart eingreifen in Ihre perſönliche Erlebniſſe, Herr Berting. Ich glaube zudem, alles zu wiſſen. Die Überzeugung, daß zwiſchen uns eine Art Verwandtſchaft nicht bloß in der Auffaſſung des Dichterberufs, nein auch in den Schickſalen beſteht, iſt ſtark in mir. Ich hoffe, daß Sie mir das nicht als Unbeſcheidenheit auslegen werden, Herr Berting! Ich bin eine impulſive Natur, und Sie haben mich warm gemacht durch Ihre Dichtungen."

So ging es weiter. Silber erzählte ſeine ganze Leidensgeſchichte mit ungeheurem Wortreichtum und Zungenfertigkeit. Bei Fritz überwog die Beluſtigung über dieſen ſonderbaren Kauz, der ihm nach einer eben erſt geſchloſſenen Bekanntſchaft bereits alle „Heiligtümer" und „geheimen Blutungen" ſeines Innern aufdeckte.

Der Dichter Karol trug zunächſt die Koſten der Unterhaltung allein. Seine Rede floß dahin, wie Waſſer, das in einer Rinne eilig plätſchernd bergab ſchießt. Es iſt kein Ende abzuſehen, und ſtauen, daß es eine Tiefe bilde, kann man es auch nicht.

Fritz wußte ſchließlich kein anderes Mittel, um dieſen ſtetig murmelnden Redeſtrom zu unterbrechen, als nach der Uhr ſehend, zu bemerken, daß er heut abend noch etwas vorhabe.

Sofort zeigte Siegfried Silber eine gänzlich veränderte

Miene. Er rückte näher an Fritz heran und ſprach auf einmal in nüchtern ſachlichem Tone. Es war, als ob ein zweiter Menſch, der Geſchäftsmann, urplötzlich aus irgend einer Verſenkung ſeines Weſens emporgeſtiegen wäre.

Soviel er wiſſe, ſagte Siegfried Silber, ſei Berting fremd in dieſer Stadt. Fragen, wie es mit ſeiner pekuniären Lage beſchaffen ſei, wolle er aus Gründen der Diskretion nicht. Aber, daß er mit Gedichtſammlungen und einem durchgefallenen Stücke keine Schätze erworben habe, liege wohl klar auf der Hand. Die einzige Möglichkeit für den Litteraten, bekannt zu werden und Geld zu verdienen, ſei heutzutage nun einmal die Zeitung. Falls Herr Berting, wie er, Karol, annehme, den Wunſch hege, mit der lokalen Preſſe in Verbindung zu treten, ſo geſtatte er ſich hierdurch ſeine Vermittelung anzubieten.

Fritz erwiderte darauf, daß, falls er mit der Preſſe hätte in Verbindung treten wollen, ihm dies durch ſeinen Freund Doktor Lehmfink ein leichtes geweſen wäre. Mit abſichtlicher Kühle dankte er für die freundliche Abſicht. Er konnte nicht umhin, das Anerbieten und die Art, wie es gemacht wurde, etwas aufdringlich zu finden.

Bei Nennung des Namens Lehmfink zeigte Siegfried Silber eine überraſchte, wenig erfreute Miene. Auch er habe die Ehre, Herrn Doktor Heinrich Lehmfink zu kennen. Er wollte wohl noch etwas Ungünſtiges hinzufügen, dem ſpöttiſchen Zucken des Mundes nach zu ſchließen; als aber Fritz betonte, Lehmfink ſei ſein intimſter Freund, meinte er einlenkend: „Ein ausgezeichneter Mann, der Herr Lehm-

ſink. Als Charakter ſehr ehrenwert, gewiß! Aber ich meine doch, daß er ein wenig altmodiſch iſt. Seine politiſchen Anſichten ſowohl wie ſein litterariſches Urteil ſind, gelinde geſagt, rückſtändig. Sollte Ihnen das entgangen ſein, Herr Berting? Das kann ich mir bei einem Beobachter, wie Sie ſind, kaum denken."

Fritz ließ das auf ſich beruhen. Silber lächelte und machte eine Bewegung, als wolle er ſagen: gehen wir über ſolche Kleinigkeiten hinweg. Abermals rückte er näher an Fritz heran, und nachdem er ſich umgeſehen hatte, als fürchte er Lauſcher, ſuchte er mit einem großen Aufwande eindringlicher Beredſamkeit Berting zur Mitarbeiterſchaft für ein beſtimmtes Blatt zu gewinnen. Sie brauchten eine „erſte Kraft" für das Feuilleton, und Berting ſei gerade der rechte Mann dafür. Er ſchreibe, wie man aus ſeinen letzten Skizzen erſehen habe, einen gepfefferten Stil und gehe rückſichtslos vor in der Kritik der höheren Stände.

Fritz war ſich längſt darüber klar, welcher Partei ſich Silber verſchrieben habe. Er erwiderte, daß er nicht die geringſte Luſt und Anlage in ſich verſpüre, für ein politiſches Blatt zu arbeiten. Er würde ſich gelähmt fühlen in ſeinem Schaffen, wenn er beſtändig nach einem Chefredakteur oder gar nach der allmächtigen Partei im Hintergrund blicken müſſe. Ihm ſei im Grunde alle Politik furchtbar langweilig, und er begreife nicht, wie Leute von Geiſt und Geſchmack damit ihre Zeit vergeuden mochten. Auch habe er gefunden, daß Menſchen, die ſich einer Partei

verſchrieben, mit der Zeit unrettbar verſimpelten. Jede Frage werde dann in das Prokruſtesbett des Parteiprogramms gezwängt, wo ſie verſtümmelt wieder herauskomme. So hätte er es an Leuten verſchiedenſter Richtungen beobachtet. Am langweiligſten aber ſei ihm von allen politiſchen Phraſen die erſchienen, wonach die Maſſen regieren ſollten. Und um vom künſtleriſchen Schaffen zu reden: er meine, daß politiſche Tendenz jedes Kunſtwerk in ſeinen Grundbedingungen aufhebe; denn Freiheit ſei der Urgrund aller Kunſt. —

Auf das Wort „Freiheit“ fuhr Silber, der Fritzens Rede mit nervös zuckenden Mienen begleitet hatte, wie ein Stoßvogel los.

„Freiheit!“ rief er und erhob theatraliſch die Arme, „Freiheit giebt es ja im modernen Deutſchland nicht!“ .... Und nun öffneten ſich die Schleuſen ſeiner Beredſamkeit von neuem.

„Wir leben in Zuſtänden, wie ein mündiges Volk ſie kraſſer niemals geſehen hat. Große Dinge ſind äußerlich erreicht, jawohl! Aber ich frage Sie, Herr Berting, was haben wir, die Intellektuellen, durch die Reichsgründung gewonnen? — Das Vaterland iſt größer geworden, reicher, mächtiger; was nützt uns das, den Menſchen mit geiſtigen Bedürfniſſen! Ich will nicht davon reden, daß man uns nicht heranläßt an die Staatskrippe; ich verlange nichts von den Regierenden als das eine: Geht uns ein wenig aus der Sonne! Freie Bahn dem Talent! Gleiches Recht für den Adel auch des Geiſtes! Gleichheit vor dem Geſetz

ſteht nur auf dem Papier! Es herrſcht im neuen Deutſchland ſchlimmere Stickluft als im dunkelſten Europa! Da iſt das Philiſterium, das jeden Fortſchritt verbarrikadiert wie ein unbewegliches, glotzäugiges Mammut. Da iſt die Streberei, die kein höheres Ziel kennt, als Regierungsrat zu ſein, oder wenigſtens den Leutnant der Reſerve auf ſeine Karte ſetzen zu dürfen. Überall knieen wir vor dem Erfolge. Wenn man uns nach geiſtigen Thaten fragt, antworten wir: im Jahre 1870 haben wir die Franzoſen geſchlagen. Oder: wir haben Bismarck. Jawohl, Bismarck! Sein ſchwindelerregendes Glück in allen Ehren; aber iſt er für uns Junge ein Glück? Laſtet er nicht auf uns allen wie ein eherner Alp? Was kann im Schatten eines ſolchen Koloſſes gedeihen? Ahnt er etwas von unſeren Schmerzen? Was ſind wir vor ihm? — Dieſer Alte iſt unſer Fluch. Eine Generation von Greiſen hat das Heft in Händen. Sie laſſen uns nicht aufkommen. Es iſt in der Kunſt genau wie in der Politik und im wirtſchaftlichen Leben. Eine kleine Kaſte von Junkern, Offizieren, Beamten, Prieſtern giebt den Ton an. Wir ſind in ihren Augen Hunde. Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen, Herr Berting, damit Sie nicht denken, ich übertreibe. Ich hatte einen Freund, der als Freiwilliger diente. Mit Begeiſterung war er an die Dienſtzeit herangegangen, denn er liebte die Armee, nannte ſie das Größte und Glänzendſte, was wir beſäßen, glaubte an die Phraſe, daß die allgemeine Dienſtpflicht eine Schule ſei für das ganze Volk. Dem armen Kerl ſind dieſe Illuſionen bald genug ausgetrieben worden.

Ich muß einſchalten: mein Freund war von Beruf Journaliſt, er hatte ſchon verſchiedene aufſehenerregende Sachen veröffentlicht, ehe er eintrat. Der Leutnant, der die Freiwilligen ausbildete, machte ſich unausgeſetzt lächerlich über den Beruf meines Freundes, ſprach von „Federvieh", von „verfluchter Dintenkleckſerei", von „roten Litteraten" und ſo weiter. Das iſt charakteriſtiſch! Die Intellektuellen werden bei uns verfolgt mit Haß und Verachtung von der hochmütigen brutalen Herrſcherkaſte. Wir ſind ihnen das, was in alter Zeit das fahrende Volk den Schnapphähnen war. Deutſchland ſteckt noch tief, tief im Mittelalter. Ich habe vergeſſen zu erzählen, daß mein Freund jetzt Sozialdemokrat iſt von Überzeugung, und mit der Zeit ſicher in unſerer Partei eine Rolle ſpielen wird. Iſt es dann ein Wunder, wenn wir, die gebildete Jugend, uns denen zuwenden, die gleich uns geknechtet ſind, die wie wir Hunger fühlen, den doppelten Hunger nach Brot und nach Licht. Das Brot können wir ihnen nicht geben, denn wir haben ſelbſt keins; aber Licht wenigſtens können wir ihnen von dem unſrigen leihen. Die Herren oben werden es eines Tages bitter bereuen, daß ſie die Intelligenz vor den Kopf geſtoßen haben. Sie werden es bereuen, ſage ich!"

Fritz Berting ſah mit Staunen in Siegfried Silber, wie er das ſprach, wieder einen ganz neuen Menſchen vor ſich. Die dunklen Augen glühten in leidenſchaftlichem Haß, ſein ſchwächlicher Leib zitterte vor Erregung. So gefiel er Fritz eigentlich beſſer. Denn dieſe Anwandlung war echt und ohne Poſe. Es war die Empörung eines ver-

bitterten Menſchen, der empor will und überall zurückgewieſen wird. Wieviel furchtbare Erfahrungen mochten hinter ſolchem Haſſe liegen? Fritz konnte ihm das nachfühlen; man brauchte nicht Jude zu ſein, um den dumpfen Druck zu empfinden, der durch das ganze Land auf den Gemütern der Aufſtrebenden lag.

Ein korpulenter Herr im eleganten Sommeranzug, der aus einem Hinterzimmer des Reſtaurants kam, trat an den Tiſch, an welchem die beiden ſaßen. Es war der Verleger Weißbleicher. Sein ungeſundes Geſicht mit der dicken Naſe und den Hängebacken erinnerte an die Phyſiognomie eines fetten Bibers. Auf der Naſe balancierte in höchſt unbequemer Lage, weil er nirgends Halt fand, ein goldener Klemmer. Als der Mann den Hut lüftete, ſah man, daß er nur noch wenig Haar auf dem runden Schädel hatte.

Weißbleicher fragte, ob es erlaubt ſei, ſich für einen Augenblick bei den Herren niederzulaſſen. Doch wurde die Frage nur pro forma gethan, denn er hatte dabei ſchon den Stuhl in der Hand und warf den Hut in die Mitte des Tiſches, um von vornherein zu zeigen, daß er mit den beiden jungen Litteraten keine großen Umſtände zu machen beabſichtige.

Fritz war wenig angenehm berührt, mit dieſem Manne hier zuſammenzutreffen. Er hatte Weißbleicher gegenüber kein ganz reines Gewiſſen. Als Lehmfink vor Wochen

mit ihm bei dem allmächtigen Verleger gewesen war, wurde besprochen, daß Fritz Berting sofort mit seinem Roman beginnen solle. Nur unter der Voraussetzung, daß er bald etwas von dem Autor in Händen halten würde, hatte sich der sonst vorsichtige und zähe Geschäftsmann dazu bewegen lassen, Geld auf Vorschuß zu geben. In dem peinlichen Bewußtsein, noch keine Zeile an dem Buche geschrieben zu haben, war Fritz seinem Gläubiger bisher wohlweislich aus dem Wege gegangen. Nun hatte ihn die Nemesis doch ereilt; hier gab es kein Ausweichen.

Breit und protzig saß Weißbleicher da und erzählte über die Badereise, von der er kürzlich zurückgekehrt war. Er habe vorgehabt, Herrn Berting in diesen Tagen aufzusuchen; das heutige Zusammentreffen erspare ihm den Weg.

Wie Fritz etwartet hatte, erkundigte sich der Verleger sehr bald nach den Fortschritten „unseres Romans". Der Dichter murmelte etwas von großer Hitze, und daß er schlecht disponiert gewesen sei, darum habe das Werk nicht den Fortschritt gemacht, den er selbst gewünscht. Weißbleicher sah ihn von der Seite an und meinte: „Ihr Freund Doktor Lehmfink sagte mir damals: Sie produzierten leicht." Fritz hätte gern darauf erwidert: daß leichtes Produzieren nicht immer das beste sei, bedachte dann aber noch rechtzeitig seine Schulden, und versicherte, er werde künftighin um so fleißiger sein. Der Verleger gab ihm den Rat, das ja wahr zu machen; denn wenn er mit seinem Buche Geschäfte machen wolle, müsse es zum Weihnachtsmarkte fertig ausliegen.

„Ich will verſuchen, Sie zu lancieren. Wollen mal ſehen, ob wir einem von euch Jungen nicht Bahn brechen können. Ich thu's, weil ich wirkliches Intereſſe habe an der Bewegung. Verdienen wird man dabei nichts, wahrſcheinlich ſogar nur zuſetzen. Aber, wie geſagt, ich habe nun mal die Liebhaberei für Neues und Originelles und bin von jeher Optimiſt geweſen."

Fritz Berting wußte ganz genau, was er von der Glaubwürdigkeit ſolcher Worte im Munde ſeines Verlegers zu halten hatte. Lehmfink hatte den Mann ein „notwendiges Übel" genannt. Die liſtigen Äuglein in dem fetten Geſicht, die der goldne Klemmer nicht ganz verdeckte, verrieten ihn. Seine plumpe Naſe war doch fein genug, um unfehlbar herauszuwittern, was auf dem Wege war, Mode zu werden. War es jetzt noch nicht Mode, um ſo beſſer! Dann konnte man es billig erwerben. Er ſicherte ſich die jungen Autoren, von denen er glaubte, daß ſie Zukunft hätten. Er that es um der Sache willen, weil er Optimiſt war, wie er ſagte. Dieſe Begeiſterung entlockte ihm wohl einmal ein paar hundert Mark, wie hier.

Nachdem er Fritz Berting noch einmal gnädig aufmunternd zugenickt hatte, erhob ſich Weißbleicher. Schon halb im gehen wandte er ſich und ſagte: „À propos, Herr Karol! ſo nennen Sie ſich ja wohl, junger Mann?"

Siegfried Silber beeilte ſich, zu verſichern, daß ſo ſein Dichtername ſei.

„Mir fällt da eben ein, daß ſich von Ihnen noch ein

Manuſkript bei uns herumtreibt. Ich habe neulich hereingeguckt; aber es iſt nichts für meinen Verlag. Sie haben ſich da ein ſehr wenig erfreuliches Thema gewählt. Der Gegenſatz zwiſchen orthodoxen Juden und Reformjudentum. Es mag ganz gut beobachtet ſein; aber, wie geſagt, es wirkt peinlich. Das Publikum will nun mal ſolche unſympathiſchen Stoffe nicht! Laſſen Sie das Manuſkript abholen, Herr Karol, ich kann es nicht gebrauchen.“ —

Fritz ſah, wie Siegfried Silbers bleiches Geſicht noch um eine Nuance bleicher wurde. Ein Blick flammenden Haſſes aus den Augen des jüngeren Semiten folgte dem Stammesgenoſſen, der ſich entfernte, ohne den kleinen Bocher auch nur des Lebewohls zu würdigen.

Silber faßte ſich jedoch ſchnell, ſeine Gefühle verbergend. „Sie haben Glück gehabt, bei Weißbleicher anzukommen,“ ſagte er nervös lächelnd zu Fritz. „Er hat Renommee und Geld, und gilt für einen ſmarten Geſchäftsmann.“

* * *

Fritz Berting war in jener Nacht gar nicht zu Bett gegangen. Nachdem er ſich von Siegfried Silber getrennt hatte unter dem Vorwande, müde zu ſein, unternahm er einen Gang durch die Stadt, die ſich in dieſer ſchwülen Sommernacht belebter zeigte als am Tage.

Vor den hell erleuchteten Gartenlokalen ſaßen Gäſte, Kopf an Kopf. In den breiten, baumbepflanzten Avenuen

erging ſich das Volk: Arbeiter, Dienſtboten, alle jene, die am Tage nicht Zeit hatten, der Stadt zu entfliehen. Dazwiſchen ſchlenderte junges Volk einher, Ladenjünglinge, Schüler mit Cigarren und Spazierſtöcken, die den Eindruck wirklicher Herren hervorzurufen ſuchten, was ihnen hin und wieder mit Hilfe des Dämmerlichtes auch gelang. Auf allen Bänken, beſonders aber auf denen, die weit weg waren von den Gaslaternen, Liebespaare, deren Zärtlichkeit im umgekehrten Verhältnis ſtand zu der Stärke der Beleuchtung. Von einem Vergnügungsetabliſſement, das am jenſeitigen Ufer des Stromes lag, wurden hie und da Walzermelodieen herübergetragen und brachten Stimmung in die Herzen und Lebendigkeit in die Füße der Mädchen.

Fritz Berting ſchritt durch dieſes Treiben ohne Plan. Es zog ihn heut Nacht nicht nach Haus, obgleich er wußte, daß Alma ſeiner wartete. Sie konnte ihm in dieſer Stimmung nichts ſein. Das was in ihm entſtehen wollte, was nach Ausdruck rang, geſtattete keine Rivalität, bedurfte einer ſtillen, von allen fremden Tönen befreiten Stunde. Er ſelbſt kannte es ja noch nicht einmal genau, das Neue, das ſich unklar und verworren in der letzten Zeit und ſeitdem immer deutlicher gemeldet hatte, Leben heiſchend, Geſtaltung fordernd in ſeinem Innern. Zwieſprache wollte es mit ihm halten; und dazu mußten ſie ganz allein ſein, er und dieſes unfertige junge Gebilde. Er zitterte davor, wie eine Jungfrau zittern mag vor der Berührung des Mannes, ſcheu, voll Bangigkeit und voll wonniger Erwartung zugleich.

Er ſuchte einſamere Orte auf, als jene breiten, belebten Alleen waren. Bald hallte ſein Schritt auf dem Trottoir langer, wenig belebter Straßenzüge. Vor ihm leuchteten in endloſer Linie, allmählich zu winzigen Punkten verſchwindend, die Straßenlaternen. Er ſchritt über einen weiten Platz, als gerade die Glocke vom Turme der alten Kirche Mitternacht verkündete. Darauf geriet er in das Gewirr kleiner, dunkler Gaſſen und Gäßchen. Der Poliziſt, der hier auf Wache ſtand, muſterte ihn mit ſcharfem Blick; in ſolcher Gegend erweckt ein gutgekleidetes Individuum Verdacht. Ein weibliches Weſen, deſſen Züge er im Dunkeln nicht erkennen konnte, flüſterte ihm haſtig ein Wort zu, deſſen Sinn zu dieſer Stunde nicht mißzuverſtehen war. Als die enge, von widerlichen Gerüchen erfüllte Gaſſe plötzlich endete, empfing ihn ein friſcher Luftzug. Es war der Strom, der von weither aus den Gebirgsgründen, Wieſen und Wäldern, in denen ſich ſeine Wäſſer ſammelten, dieſen erquickenden Hauch in die ſtädtiſche Schwüle brachte.

Nun wußte Fritz auf einmal ein Ziel für ſeine Wanderung. Hinaus aus dieſer Enge, immer hinwandern am Laufe des Fluſſes, der ihm vorkam wie ein trauter, gleich ihm nach Einſamkeit dürſtender Freund. Unterhalb der Stadt, wo er zwiſchen flachen Ufern dahinſtrömte, war eine Stelle, die Fritz liebte. Durch Zufall war er neulich in die Gegend gekommen bei einem Abendſpaziergange mit Alma.

Dorthin lenkte er ſeine Schritte. Die Dunkelheit verhüllte die Häßlichkeit der Schuppen, Kohlenhaufen,

Fabriken, Dampfeſſen, die hier überall die Häuſerreihen unterbrachen. Endlich war er außerhalb des Bereichs der Gebäude und ſchritt auf einem langen Steindamm hin.

Wie viel ſchöner das alles noch war bei Nacht! Im Waſſer ſpiegelte ſich der Mond. Ein leichter Nebel lag über dem jenſeitigen Ufer. Es herrſchte in der Stille doch ein heimliches Leben und Weben. Die Natur ſchlummert nicht in den Sommernächten. Aus dem Weidengeſtrüpp längs des Dammes ertönte der verſchlafene Ruf von Waſſervögeln. Inſekten zirpten im Graſe, Nachtfalter umſurrten ihn. Bald hatte er auf der einen Seite freies Feld. Aber hinter ihm der leuchtende Ausſchnitt der Himmelsglocke zeigte die Stelle an, wo die Stadt lag, von der ſich der nächtliche Wanderer ſchnell entfernte.

Er atmete auf. Einſamkeit! Das war es was ihm gefehlt hatte in der letzten Zeit. Nicht die Hitze hatte ihn am Schaffen gehindert, wie er dem Verleger gegenüber behauptet; nein! Die Anforderungen, die das Leben an einem ſtellte, die Zerſtreuungen, zu denen es einen ſtetig verführen wollte; ja ſelbſt Liebe und Zärtlichkeit der Freundin, alles, alles waren ebenſoviel Hinderniſſe.

Fritz Berting gehörte zu den Künſtlern, die nicht produzieren können, wenn Menſchen um ſie ſind; deren Erfindungskraft wie gelähmt iſt, wenn ein fremdes Auge auf ihnen ruht. Die bloße Anweſenheit eines anderen im Zimmer verurſachte ihm peinigendes Schamgefühl, erſtickte jeden Gedanken im Keime. Selbſt Alma ſtörte ihn, auch wenn ſie garnicht ſprach, wenn ſie nur mit ihrer Näherei

dabei saß. Das Mädchen kannte diese Eigenheit, verhielt sich so still wie möglich. Aber dann war es wieder ihr Schweigen, was ihn verdroß. Er lauerte gewissermaßen auf den Moment, wo sie ihn stören würde. Und geschah es, dann warf er ihr vor, durch ihr Verschulden sei ihm wieder einmal der Faden abgerissen. Das gab dann einen wundervollen Grund, an einem solchen Tage die Arbeit ganz und gar ruhen zu lassen.

Von dieser unfruchtbaren Stimmung, die ihn schon seit Wochen in ihrem Banne gehalten hatte, fühlte er sich heute Nacht endgiltig befreit. Schon am Nachmittage hatte er es empfunden, beim Anblick der schönen Stadt, die Lehmfink ihnen gezeigt hatte, daß sich etwas rege, sich melde in ihm, zum Leben befreit sein wolle von ihm. Ein unruhiges, banges, süßes Gefühl, wie es den Menschen befällt, der eine große Idee empfangen hat. Dazwischen hatte er an allerhand andere Dinge gedacht, sich mit verschiedenen Leuten unterhalten, neue Eindrücke aufgenommen. Aber er hatte bei alledem gewußt: das ist nicht das Wesentliche. Viel viel wichtiger war das, was in ihm vorging. Mit Namen konnte er es noch nicht nennen; aber doch war es da und wuchs, ohne sein Dazuthun.

Er ging und ging. Das Plätschern der Wellen ward ihm zur rhythmischen Begleitung seiner Gedanken. Nichts Anregenderes und Vertraulicheres als das strömende Wasser.

Solch ein Fluß ist ein lebendiges Ding, ein Wesen, von eigenem Willen beseelt, und doch ein stiller unaufdring-

licher Geſelle, ohne Verlangen und Neugier, nur mit ſich und ſeinem Rinnen beſchäftigt. Beſtändigkeit und Wechſel in einem, jung und uralt zugleich. Ein Bild des unaufhaltſamen, rätſelhaften, unberechenbaren Lebens.

Die Gedanken eilten, als würden ſie von den glitzernden Wellen leicht davongetragen, in unermeßliche Fernen. Rückwärts und vorwärts ſchaute der Dichter. War ſein Daſein nicht wie dieſer Strom? Das kleine Stück, welches ſich dem Auge darbot, die Gegenwart, hell erleuchtet, dann eine Biegung des Laufes — über das Heute ſah niemand hinaus. Und die Vergangenheit, aus den Träumen der Kindheit verſchleiert auftauchend, wie ein dünnes, blitzendes Band aus Nebeln. Der Sinn des Ganzen ein Rätſel! Einiges, wo ein Lichtſtreif hinfiel, ſah man, dahinter Strecken, die grau waren. Bis ſich die letzte Spur verlor, in dem Dunkel der Herkunft.

Wo kam er her? Wo ging er hin? Wer war er? —

Wenn Fritz Berting in Augenblicken der Selbſtbetrachtung überſchlug, was wohl an den ſechsundzwanzig Jahren ſeines Lebens das Außerordentlichſte ſei, das Wertvollſte, dasjenige, was ihm Luſt und Verlangen gab, dieſes Leben weiterzuführen, ſo war es das Bewußtſein, ein Dichter zu ſein.

Seine Entwickelung war nicht auf ebener Bahn hingegangen. Zum Dichter hatte er ſich gebildet im ſcharfen Gegenſatz zu ſeiner Umgebung.

Die Kindheitseindrücke haften nicht tief, verliehen ſeinem Denken und Dichten nicht das Lokalkolorit eines beſtimmten Gaus, einer beſtimmten Landſchaft. Sie konnten es nicht; denn Fritzens Vater gehörte jener Klaſſe moderner Nomaden an, den Beamten, die heute hierhin, morgen dahin beordert werden durch den Dienſt, ihre Zelte abbrechen und aufſtellen müſſen, nicht wie und wo es ihnen gefällt, ſondern nach Beſtimmungen, die irgend ein Menſch in irgend einem Reſſort weit weg in der Hauptſtadt trifft.

Geheimrat Berting war ein Mann von Ehrgeiz; ein Mann, den die Regierung ſeiner Gewandheit und Schneidigkeit wegen gern auf ſchwierige Poſten ſtellte. Von Geburt Hannoveraner, war er nach dem Jahre ſechsundſechzig mit fliegenden Fahnen zum Sieger übergegangen. Man hatte ihn zunächſt nahe der öſtlichen Grenze angeſtellt, in jenen Provinzen, wo Preußen auch im Frieden beſtändig unter Waffen ſteht gegen die Polen. Dann war Berting plötzlich zur Schlichtung ſchwieriger Arbeiterverhältniſſe in das weſtfäliſche Kohlenbecken verſetzt worden. Schließlich langte er wieder in ſeiner Heimat im Hannöverſchen an.

Fritz, der als Kind und als halbwüchſiger Menſch dieſe Verſetzungen mitgemacht hatte, empfing von der wechſelnden Szenerie keinerlei ſtarke Impulſe. Die Atmoſphäre im Vaterhauſe blieb auch in den verſchiedenſten Städten immer die nämliche. Wie die Möbel und der Hausrat, die man von einem Ende Deutſchlands zum andern mit ſich herumſchleppte, ungemütlich, ſteif und langweilig, ſo waren auch Sitte und Gewohnheit des Hauſes

ohne Frische, Natürlichkeit und Farbe. Es herrschte in der Geheimratsfamilie der auf die Häuslichkeit übertragene Ton des Bureaus, korrekt, pedantisch, frostig, der Entwickelung einer Individualität, nun gar einer künstlerischen, direkt feindlich.

Später verwunderte sich Fritz oft selbst, woher er eigentlich die „Lust am Fabulieren" habe. Vom Vater gewiß nicht. Das mütterliche Angesicht verschwamm ihm undeutlich in der Erinnerung; ihr Wesen hatte keinen festumrissenen Eindruck hinterlassen. Für das Kind war ihre Persönlichkeit ausgelöscht, als sie früh starb. Aber in späteren Jahren hatte Fritz manchmal die undeutliche Empfindung, daß er der Frau, die ihn die ersten Kinderlieder gelehrt und ihm später schöne Märchen erzählt hatte — soweit der Gatte solche Allotria gestattete — doch mehr für seine Entwickelung verdanke, als sich zahlenmäßig nachweisen ließ.

Zu seinen beiden älteren Schwestern stand Fritz auch nur bestenfalls im Verhältnis der Gleichgiltigkeit. Er versäumte dadurch jenen glücklichen Zustand harmloser und intimster Neigung vom Knaben zum Mädchen, der eben nur zwischen Bruder und Schwester möglich ist; eine Erfahrung, die für den werdenden Mann von größtem Segen werden mag. Fritzens Schwestern waren daran Schuld, daß ihm dieses Glück nicht zuteil wurde. Die jungen Damen betrachteten den jüngeren Bruder mehr oder weniger als höchst unnötigen Ballast für die Familie und als ein Hindernis vor allem für ihren Plan, sich möglichst

ſchnell und möglichſt gut zu verheiraten. Beide erreichten dieſen Lebenszweck in mehr oder minder vollkommener Weiſe, und verließen leichten Herzens das Vaterhaus, in dem jetzt nur der alternde Geheimrat und der minderjährige Fritz zurückblieben.

Innerhalb der einzelnen Schulen, die Fritz in den verſchiedenen Städten der väterlichen Reſidenz aufſuchte, beſtanden große Unterſchiede der Schülerſchaft, des Lehrkörpers, der Einrichtungen. Zweierlei nur ſchien ſich an allen Stätten humaniſtiſcher Bildung gleich zu bleiben: der pedantiſche Eifer, mit dem man beſtrebt war, den jungen Leuten die Sprachen des Altertums einzupauken, und als Gegenſatz dazu: die Vernachläſſigung der Mutterſprache.

In der Provinzialhauptſtadt, in deren höchſtem Regierungskollegium der alte Berting ſchließlich einen Ruheposten erhielt, gab es ein gutes Theater. Fritz, der ſich daheim in der ſteifen Geſellſchaft des ältlichen Herrn, der viel an dem Sohne herumzunörgeln fand, nichts weniger als wohl fühlte, wurde zu einem eifrigen Theaterbeſucher.

Er ſah ſtaunend die Dichter, welche ihm die Trockenheit des Litteraturunterrichts nahezu verekelt hatte, hier in jugendlicher Kraft und Friſche auferſtehen. Er machte die Bekanntſchaft jener Welt von unvergänglicher Gedankenfülle, die den ſchlichten Namen trägt: Shakeſpeare. Er lernte nun auch die Dichter unſeres ſilbernen Zeitalters kennen, die das Gymnaſium ihm unterſchlagen hatte. Dazwiſchen hinein ſah er direkt aus Paris Importiertes oder doch nach Pariſer Modell Gearbeitetes. Das Talmi vom

Edelmetall zu unterſcheiden, war er noch zu jung. Er nahm mit gierigem Appetit alles, was geboten wurde, kritiklos in ſich auf.

Die draſtiſche Kraft des lebendigen Theaters übte auf die leicht erregbare Phantaſie des jungen Menſchen faſcinierende Wirkung. Er ſtand gerade in dem kritiſchen Alter, wo im Jüngling ſich der Mann ſchüchtern zu regen beginnt. Wo der Körper ſich reckt und ſtreckt, der Bart ſprießt, die Stimme wechſelt. Jene komiſch rührende Zeit des männlichen Backfiſchtums, in der alle Geſetze regelmäßiger Entwickelung plötzlich aufgehoben erſcheinen, wo der Junge ängſtlich ſtaunt über das, was ſich in ihm und an ihm vollzieht wie die Wirkung einer fremden Macht. Eine Periode der ſcheuen Träume und Wünſche, lächerlicher Einbildungen und dreiſter Eroberungspläne. Nichts iſt da im Gleichgewicht; die Gliedmaßen ſcheinen einander zu bekämpfen, kein Ebenmaß, weder im Körper noch in den Funktionen; und auch in der Seele herrſcht derſelbe Anarchismus.

In dieſer Zeit meldet ſich tief beunruhigend der Trieb zum anderen Geſchlecht. Die Liebesſehnſucht tritt mit jener elementaren Kraft auf des Naturereigniſſes, die Hüllen der Schüchternheit und Scham ſprengend, rückſichtslos wie alle Lebensprozeſſe.

Das weibliche Weſen, das Fritzens erſte Liebe entzündete, war die Heroine des Theaters. Eine Perſon von reifen Formen mit ausdrucksvollen Zügen, eine echte, weithin wirkende Bühnenerſcheinung. Sie war ungefähr

doppelt ſo alt wie Fritz, verheiratet und hatte Kinder. Was bedeutet das einem verliebten Jüngling! — Er ſah in Frau Korſewska überhaupt nicht ein irdiſches Weib, für ihn war ſie ein Weſen aus einer anderen Welt. Es kann ſolcher Leidenſchaft, über die zu lachen oder entrüſtet den Kopf zu ſchütteln leicht iſt, etwas eigen ſein wie religiöſe Hingebung, eine Inbrunſt die nur die junge, unentweihte Seele in ſolcher Kraft zu empfinden vermag.

Die Briefe des Primaners an dieſe Dame fanden keine Beantwortung; aber einen dem liebeglühenden Fritz völlig unerwarteten Erfolg hatten ſie: der Gatte der Schauſpielerin, ein penſionierter Offizier, ſuchte Fritzens Vater auf und bat ihn, ſeinem Filius zu raten, nicht ſoviel Porto anzulegen für Briefe, welche der Adreſſatin anfangs äußerſt beluſtigend geweſen, auf die Dauer aber doch läſtig würden.

Das war einer jener Schläge, die das jugendlich unbewehrte Gemüt treffen, wie Ruten einen entblößten Rücken. Frühe Liebe wurde hier mit roher Hand ausgemerzt gleich einem Verbrechen, ſtatt behandelt zu werden als verzeihliche Verirrung.

Fritz hatte das Unglück, in dieſer Kriſis an ſeinem Vater nicht einen Freund zu haben, ſondern einen korrekt pedantiſchen Aufſeher. Geheimrat Berting fand dem Fehltritte ſeines Sohnes gegenüber kein anderes Gefühl als das moraliſcher Entrüſtung. Auf den Gedanken, daß Fritz Schmerzen leide, daß er weniger der Strafe als des Zuſpruchs bedürftig ſei, kam er nicht. Damit war für den

Vater endgiltig die Gelegenheit verſäumt, das Vertrauen des Sohnes zu gewinnen.

Es wuchs Gras über dieſe Angelegenheit, die Wunde vernarbte äußerlich; denn in jenem Alter bietet die Natur wunderbare Heilkräfte. Aber bei Fritz blieb, ohne daß er es ſelbſt wußte, etwas verkapſelt zurück, ein dumpfes Mißtrauen gegen den Vater, eine allgemeine Verbitterung und frühreife Weltverachtung.

Das Erlebnis bewirkte bei dem Gymnaſiaſten nicht etwa „Zerknirſchung und innere Einkehr“, die der Vater verlangte, ſondern höhniſchen Cynismus als Reaktion ſeiner Verzweifelung. Der Beſuch des Theaters war ihm ſtreng unterſagt; aber er wußte ſich anderwärts ſchadlos zu halten. An Stelle jener erſten idealen Liebe trat ein durchaus realer Liebeshandel. Bei einer drallen Kellnerin fand der junge Menſch Erhörung ſeiner Wünſche.

Schulden beim Wirt, Händel mit einem eiferſüchtigen Freunde der Schönen, Anzeige beim Vater, waren die unausbleiblichen Folgen dieſes frühen Liebesverhältniſſes.

Geheimrat Berting fragte ſich in tiefer Bekümmernis, wie gerade er zu einem ſo ungeratenen Jungen komme. Daß er vielleicht ſelbſt Schuld habe an den Ausſchreitungen des Sprößlings, ſagte ſich der alte Mann nicht.

Das Maturitätsexamen wurde trotzdem zum Staunen aller Beteiligten beſtanden. Hierauf hieß es: ſein Jahr abdienen. Fritz trat in Berlin ein, wo er gleichzeitig an der Univerſität für die juriſtiſche Fakultät immatrikuliert war. Er fühlte nicht den geringſten Trieb in ſich zum

Studium der Rechte; aber ſein Vater, von dem er vorläufig noch wirtſchaftlich abhängig war, verlangte von ihm, daß er dieſe Carriere ergreife. Der alte Geheimrat würde das Anſinnen toll gefunden haben, ſich mit dem grünen Jungen über die Wahl eines Lebensberufes zu verſtändigen.

Als Freiwilliger lernte Fritz alle die Vergnügungen bedenklichſter Natur kennen, welche Berlin für einen jungen Menſchen von ungeſtümer Sinnlichkeit zu Tages- und Nachtzeiten feilbietet. Der alte Herr fand zwar, daß der Militärdienſt etwas teuer zu ſtehen komme; aber er bezahlte, wenn auch murrend, was von ihm verlangt wurde.

Fritz hatte in dieſem anſtrengenden Jahre, das ausgefüllt war vom Dienſt und den faſt noch größeren Strapazen eines ausgelaſſenen Lebens, weder Zeit für ſein Fachſtudium noch für irgend welche anderen geiſtigen Intereſſen gefunden. Nur zur Muſik gewann er ein neues Verhältnis. Durch einen ſeiner Kameraden wurde er in die Wunderwelt eingeführt, die Richard Wagner heißt.

Dichteriſche und muſikaliſche Kompoſitionen, denen dieſer große Verführer aller Sinne Leben gegeben, ſtürmten mit überwältigender Kraft auf den Jüngling ein und betäubten ihn eine Zeit lang allen anderen Stimmen gegenüber. Und Hand in Hand mit dem Komponiſten des Triſtan kam ein anderer Magier über ſeine vom Peſſimismus ſchon ergriffene Seele: Schopenhauer. Der eine führte ihn ein in die Schrankenloſigkeit myſtiſcher Urgefühle, der andere lehrte ihn die bewußte Verachtung der Welt und

die Flucht ins „Nirwana“. Von dem Verfaſſer „der Welt als Wille und Vorſtellung“ war die Brücke ſchnell geſchlagen zu Hartmann, zu Vogt, Moleſchott und Büchner. Und nachdem der junge Menſch Blut geleckt hatte beim philoſophiſchen Materialismus, ſuchte er folgerichtig die Ergänzung ſolchen Weltbildes in der Naturwiſſenſchaft. Abermals ging ihm eine neue Welt auf mit Darwin und der Evolutionstheorie.

Daß ein Menſch, der ſo ſchwere Biſſen zu verdauen hatte, nicht Zeit finden konnte, ſich auf das Staatsexamen vorzubereiten, lag auf der Hand. Fritz hatte wohl die Unterſchriften der Herren Profeſſoren über all die Collegien, die er nicht gehört hatte, in ſeinem Heft ſtehen — denn das kontrollierte der Vater — aber ſein Kopf blieb völlig unberührt von Pandektenlehre, Civilprozeß und anderen Materien der Rechtsgelahrtheit. Der Geheimrat aber drängte zum Examen; denn er war für den Sohn womöglich noch ehrgeiziger, als er es ſeinerzeit für ſich ſelbſt geweſen.

Fritz wurde ſich immer klarer, daß ihn von der Welt des Vaters etwas Unüberbrückbares trenne, das hieß: moderne Weltanſchauung. Der Alte ſtand auf der Seite, die ihm ſeine ſiebzig Jahre anwieſen; der Sohn war auf weiter Fahrt begriffen, deren Ende niemand abſehen konnte.

Fritz hatte keinerlei Fühlung mit den ſtudentiſchen Verbindungen, den Couleuren, oder den freien Vereinen. Alles Kommentweſen war ihm zuwider. Dafür verkehrte er in einem Klub, der ſich aus Menſchen der verſchiedenſten

Berufe und Klaſſen zwanglos zuſammen gefunden hatte. An zwei Abenden der Woche traf man ſich, um zu disputieren, Vorträge zu halten und anzuhören, die neueſten Ereigniſſe des öffentlichen Lebens, der Litteratur und Wiſſenſchaft beim Glaſe Bier und der Cigarre durchzuhecheln.

Da waren Künſtler aller Schattierungen, Menſchen der verſchiedenſten religiöſen Bekenntniſſe; doch wogen die vor, welche gar keine Religion hatten. Die politiſche Geſinnung der meiſten war radikal. Sozialdemokraten gab es da und Juden — viele waren beides — auch vereinzelte dem Anarchismus nahe ſtehende Perſönlichkeiten. Geiſtiges Proletariat, ewige Studenten, geſcheiterte Journaliſten, Menſchen, welche alten, abgetragenen Kleidern glichen, deren Farbe und Stoff überhaupt nicht mehr zu ergründen iſt, deren Beruf, wenn eine Definition dafür gefunden werden muß, höchſtens der war: Zeitgenoſſe zu ſein.

Die Vorträge, welche im verräucherten Hinterzimmer eines obſkuren Lokales einer wenig bekannten Gegend des öſtlichen Berlins abgehalten wurden, die Debatten, die ſich daran knüpften, waren, entſprechend der buntſcheckigen Geſellſchaft, kraus und ungleichwertig genug. Das Panier, das dieſe Corona zuſammenhielt, war jedoch im Grunde kein unedles. Sie hatten eine Hoffnung, einen Glauben, ein Ideal, eine Richtung in die Zukunft. Sie wollten etwas, wenn auch in verworrener Weiſe, ſie träumten von großen Thaten der Kunſt und Wiſſenſchaft, erſehnten eine Wandlung der Verhältniſſe auf allen Gebieten. So verſchieden ſie ſein mochten nach Herkunft und Lebensgang,

eines war ihnen gemeinſam, daß ſie die Gegenwart verdammten, und daß ſie von der Zukunft Großes erwarteten. Befreiung wollten ſie aus den Feſſeln des Dogmas, der Schablone, der Konvention, von denen ſie ſich überall bedrückt und gehemmt fühlten. Ein Durſt erfüllte ſie nach Freiheit, ein Heißhunger nach Wahrheit und Schönheit. Sie machten von dem Rechte der Jugend reichlich Gebrauch, das Beſtehende niederzureißen und groteske Luftſchlöſſer an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie ſchlugen Schlachten mit Worten, verdammten allmächtige Staatsleute in Grund und Boden, vernichteten Modekünſtler durch ihre Kritik, entthronten wiſſenſchaftliche Theorieen und Syſteme, die Jahrhunderte lang gegolten hatten, an einem Abende. Sie gründeten Zeitungen, die es niemals auch nur zum Erſcheinen brachten, und beſchloſſen Theateraufführungen, zu denen außer den ſtets vorhandenen aufführungsbedürftigen Dramatikern nichts weiter da war.

Aber alles das nicht zum Spaß, ſondern in jenem bitteren, fanatiſchen Ernſt der ohnmächtig Einflußloſen, denen nicht geſtattet iſt, ihren Hoffnungen zu leben.

Es war der uralte Kampf, der von Anbeginn durch die ganze Welt tobt; die Revolution der Jugend, die Empörung neuer Generationen gegen das Althergebrachte, Eingeroſtete, der knirſchende Haß der Aufſtrebenden gegen die, welche, auf ihren Erfolgen ausruhend, das Heft in Händen halten.

Weil man an das wirkliche Leben nicht heran konnte, weil man jenſeits der Barriere ſtand, welche von der

Praxis die Theorie trennt, ergriff man das einzige Mittel, das zur Verbreitung ſeiner Ideen übrig blieb: das Wort, das geſprochene wie das geſchriebene.

Die einen drückten ihren Schmerz in lyriſchen Gedichten aus, die anderen reformierten die Welt durch Leitartikel. Eine Anzahl von ihnen und nicht die wenigſten, legten ihren Proteſt gegen die beſtehende Geſellſchaftsordnung in Dramenform nieder.

Fritz Berting bildete in dieſer Geſellſchaft eine auffällige Erſcheinung. Er ſtammte aus geordneteren Verhältniſſen, als die meiſten Mitglieder dieſes Klubs. Das was ihn zu jenen Bohêmiens hinzog, die in Kleidung, Sprache, Manieren ſeinen von der heimiſchen Kinderſtube her verwöhnten Anſprüchen durchaus nicht genügten, war eben jenes verwandte Bedürfnis nach Befreiung nnd Selbſtändigkeit, nach Ausleben und Sich-bethätigen-dürfen.

Das Verhältnis des Sohnes zum Vater wurde immer unerträglicher, je feſter der alte Herr auf ſeinem Willen beſtand, daß Fritz die Staatscarriere einſchlage, und je deutlicher der junge Mann erkannte, daß die Erfüllung des väterlichen Wunſches gleichbedeutend für ihn ſei mit Lebendig-begraben-ſein.

Gerade weil Fritz aus einer höheren Schicht der Geſellſchaft ſtammte als ſeine Genoſſen, lernte er die Engigkeit der Konvention und die Unduldſamkeit des Vorurteils viel bitterer verſpüren, als jene, die, von Anfang an niederer Herkunft, überhaupt nicht deklaſſiert werden konnten. Als ſeine erſte Gedichtſammlung erſchien, erlebte er einen Sturm

der Entrüſtung in der ganzen Verwandtſchaft und Freundſchaft. Alte Schulkameraden von ihm, jetzt Offiziere oder Korpsſtudenten, ließen ihn, wenn er gelegentlich mit ihnen zuſammentraf, durch ihre Zurückhaltung deutlich merken, daß man ihn als einen Verdächtigen betrachte. Er ſchien in den Augen dieſer Leute abgefallen von den Traditionen des Standes, indem er „unter die Litteraten“ gegangen war.

Es mußte früher oder ſpäter zu einem Bruche kommen zwiſchen Vater und Sohn. Als Fritz, ſobald er mündig geworden, das mütterliche Erbteil für ſich verlangte, erhielt er das Geld, welches ihm ja nicht vorenthalten werden konnte, zwar ausgezahlt, aber der Vater machte ihn gleichzeitig darauf aufmerkſam, daß, wenn Fritz ſtatt einen ſoliden bürgerlichen Beruf zu ergreifen, weiterhin in anrüchiger Geſellſchaft verkehre und „lascive Bücher“ ſchreibe, er ihn enterben werde. Fritz antwortete einige Zeit nach Ergehen dieſer väterlichen Drohung mit der Veröffentlichung einer zweiten Gedichtſammlung, die alles, was der alte Herr an der erſten verwerflich gefunden hatte, in verſtärktem Maße aufwies.

Von da ab war das Tafeltuch zwiſchen ihm und der Familie zerſchnitten. Als der Geheimrat ein Jahr darauf ſtarb, fand es ſich, daß Fritz im Teſtament auf das Pflichtteil geſetzt war.

Nun folgten jene Jahre in Berlin, während deren Fritz Berting mit ſeinen Dramen vergeblich bei den Bühnenleitern, Dramaturgen und Theateragenturen antichambrierte. Der Disputierklub ging ohne Sang und Klang ausein-

ander. Einige wenige von den jungen Leuten rangen ſich durch, kamen unter das Notdach einer Redaktion oder ergriffen den erſten beſten Beruf als Rettungsplanke. Viele tauchten unter auf Nimmerwiederſehen in der dunklen Woge des berliner Lebens. Fritz machte neue Bekanntſchaften. Sein Geld halfen ihm Freunde und noch ſchneller Freundinnen durchbringen.

Er fragte ſich manchmal, wenn er ſeine Lage bedachte, ſeine Mittelloſigkeit, den geringen Erfolg ſeiner Dichtungen, ob es nicht doch weiſer geweſen wäre, wenn er dem Wunſche ſeines Vaters folgend, die juriſtiſche Laufbahn eingeſchlagen hätte. Dann ſäße er jetzt als wohlbeſtallter Herr Referendar mit Ausſicht auf Beförderung, könnte Leutnant der Reſerve auf ſeine Karte ſchreiben, wäre Mitglied der guten Geſellſchaft und eine geſchätzte Stütze von Thron und Altar.

Er mußte zugeben, daß ſein Daſein dann ein glänzenderes und bequemeres geweſen ſein würde. Und dennoch konnte er nicht bereuen, das andere Teil erwählt zu haben. Es kam ihm vor, als ob — wenn an ſeinem Leben überhaupt etwas gut und der Achtung wert war — es jener Entſchluß ſei, mit dem er, vor die Wahl zwiſchen Philiſterium und Künſtlerlaufbahn geſtellt, ſich entſchieden hatte für das, was ihm der edelſte Beruf dünkte auf Erden: der des Dichters.

* * *

Schon lange glitzerte das Mondlicht nicht mehr über den Wellen. Weißlicher Nebel zog herauf aus unsichtbaren Verstecken, wo er im Verborgenen gelauert hatte, und verhüllte allmählich das ganze weite Flußthal. Zugleich lichtete sich der Himmel im Osten. Kälte in der Luft und Feuchtigkeit am Boden kündeten das Ende der lauen Sommernacht.

Fritz kehrte um. Da er nicht wußte, wo er sich befand, hielt er es für das beste, genau auf dem Wege, den er gekommen, nach der Stadt zurückzukehren. Ihn fröstelte in der Morgenluft und er fühlte den Nachtmarsch in seinen Gliedern. Aber er war glücklich.

Das was er in dieser Nacht ersonnen hatte, konnte ihm nicht wieder genommen werden. Es war etwas da, etwas, das mehr bedeutete als Gefühl und Stimmung. Vor seinem inneren Auge stand es. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, und er hielt es fest.

Er wußte jetzt, was der leitende Gedanke seiner Dichtung sein würde. Die Kette gleichsam, in die er den bunten Einschlag verweben wollte seiner Empfindungen, der Grundakkord, der durch alles zittern sollte, das Thema, das zu variieren war.

Wenn es überhaupt einen Namen gab, der umfassend genug war für eine so große, so bedeutsame Sache, so lautete er: das Geschlecht.

Wohl wußte Fritz Berting, daß es kühn sei, ein Buch aufbauen zu wollen auf einem einzigen Begriffe; wohl ahnte er die verborgenen Abgründe, die in einem Thema so heikler Natur lauerten.

Aber in dieſem Augenblicke entzückten Erſchauens war er wie der Wanderer, der lange in enger Schlucht einhergeſchritten iſt und auf einmal vor eine herrliche Fernſicht geſtellt wird. Er denkt nicht an die Mühſeligkeiten, nüchternen Wegſtunden und Gefahren, die ihn von jenen Fernen trennen. Als wäre ſeine Sehkraft geſteigert, ſieht er die fernſten Gipfel und Zacken in herrlichſter Beleuchtung vor ſich liegen, zum Greifen nahe. Und es erſcheint ſo leicht, das, was man klar erkennt, ſich zu eigen zu machen.

Das Geſchlecht! War es nicht das größte, fruchtbarſte, intereſſanteſte Thema, das man ſich wählen konnte? — Lag darin nicht alles eingeſchloſſen, das Körperliche ſowohl wie das Geiſtige? War es nicht der Punkt, wo der Menſch am engſten und nachdrücklichſten zuſammenhing mit der Natur? Seine Abſtammung vom Tiere wie ſeine Verwandtſchaft mit Gott, ſeine Achillesferſe, wie ſeine Apotheoſe, aus dieſem einen Punkte wurden ſie verſtändlich. Es war Kraft und Schwäche, Tragik wie Glück und Erfolg, Liebe, Haß, Kampf, Streben und Untergehen, höchſtes Heldentum, tiefſte Entartung, Aufblühen und Verwelken des Einzelnen, wie ganzer Familien, Klaſſen, Völker zu erklären aus ihrem Verhalten als Geſchlechtsweſen.

Fritz hatte einmal von einem ſeiner mediziniſchen Freunde gehört, daß bedeutende Pſychiater, ehe ſie eine Diagnoſe ſtellen, ſich zunächſt über das Geſchlechtsleben des Patienten, als die wichtigſte Frage, klar zu werden trachten. War hier nicht ein Fingerzeig für den Dichter? —

Was hatte die Naturwiſſenſchaft in den letzten Jahr-

zehnten zu ſo erſtaunlichen Erfolgen geführt? Was hatte ſie triumphieren machen über alle Bethätigungen des menſchlichen Geiſtes? Die Schärfe der Beobachtung. Man hatte das, was man mit Augen geſehen, mit Ohren gehört, was man betaſtet, gerochen, geſchmeckt, mit einem Worte, was man ſinnlich wahrgenommen, zunächſt einmal nüchternen Sinnes konſtatiert, und das alſo untrüglich Feſtgelegte in Atome zergliedert und es in ſeinen feinſten Regungen analyſiert. Mit Hilfe ſcheinbar ſo einfacher Mittel war man zu tiefen Wahrheiten, zu epochemachenden Entdeckungen, ja zur Aufſtellung univerſeller Syſteme gelangt.

Wenn nun ſchon der Gelehrte, der in dem groben Material empiriſchen Wiſſens arbeitete, zu ſo geſteigerten Reſultaten gekommen war, mit Hilfe dieſer Methode, wie würde da erſt dichteriſche Phantaſie und Intuition Hand in Hand mit exakter Beobachtung und Analyſe zu neuen Horizonten führen und herrliche, unerhörte Gebilde zu Tage fördern. —

Vielleicht war man hier auf dem Wege zur neuen Kunſt. Vielleicht würde die Dichtung, geſtützt auf dieſe Methode, emporſteigen zu ungekannter Höhe. Warum ſollte ihr verſagt ſein, was die Wiſſenſchaft erreicht hatte, während eines halben Jahrhunderts im Sturmſchritt Zeiträume zu durcheilen, zu deren Bewältigung früheren Generationen Jahrtauſende nicht genügt hätten.

Es kam darauf an, von der Wiſſenſchaft zu lernen, die wertvollen Vorarbeiten, welche die Forſchung geliefert hatte, zu verwerten, ihre Methode ſich anzueignen.

Genau wie der Gelehrte, hieß es, nüchtern ſein, ſich nicht durch Aberglauben vergangener Epochen das Auge trüben laſſen. Vor allem hieß es auch, die ſentimentale Empfindſamkeit abſtreifen, die uns im Blute lag. Und weiter galt es, ſich freimachen von altmodiſchem Vorurteil, von alledem, was uns unter dem Namen Moral und Religion Fremdes, Unnatürliches und Erkünſteltes anerzogen worden war. Der Naturwiſſenſchaftler und der Philoſoph hatten das längſt zum alten Eiſen geworfen, auch der Dichter konnte damit nicht mehr wirtſchaften, wenn anders er an der Spitze moderner Weltanſchauung marſchieren wollte. Dabei konnte er ſehr gut ein Seher bleiben und ein Prophet. Sein Auge ſollte, geſchärft durch wiſſenſchaftliches Sehen, in alle Abgründe und Tiefen der Wirklichkeit tauchen, ſtatt wie es früher geweſen, verzückt Ausſchau zu halten nach dem, was man jenſeits der Wolken vermutete. Rückſichtslos mußte der Moderne ſein, auf die Gefahr hin, von prüden Seelen ſchamlos genannt zu werden. Er durfte ſich nicht fürchten, vor dem Armeleutegeruch, jenen Dünſten, die auffliegen von Armut und Krankheit, welche die Moraliſten als Schmutz und Laſter zu bezeichnen beliebten. Er durfte ſich nicht ſchämen, die Seciersäle, die Gefängniſſe, die Irrenhäuſer zu betreten; denn alle dieſe Erſcheinungen waren wichtige Beſtandteile des Lebens, bildeten menſchliche Dokumente, eröffneten große Perſpektiven, gaben Gelegenheit, die Welt zu zeigen wie ſie war, nicht wie Idealiſten träumen mochten, daß ſie ſei.

Freilich, zimperlich durfte man da nicht ſein und auf

Zimperlichkeit anderer durfte man auch nicht achten. Den Mut mußte man beſitzen, ſich ganz auszukleiden, nackt hinzutreten vor die Menge. Dann allein durfte man hoffen, durch Wahrheit wie die Natur ſelbſt zu wirken.

Was aber waren die ſtärkſten, echteſten Gefühle des Mannes? Was beherrſchte von dem Augenblicke an, wo unter bangen Wehen aus dem Knaben der Jüngling geboren wird, das Denken, Dichten, Schaffen, Wünſchen, kurz, das ganze Sein des normalen, männlichen Individuums? — Von Schopenhauer konnte es lernen, wer es nicht aus eigener Erfahrung wußte: der Geſchlechtstrieb. Der gewaltige, autokratiſche Herrſcher, der allmächtige, launenhafte Störenfried, der große Künſtler, unter deſſen unſichtbarem Finger alles Farbe bekommt und Form, der ewig wache Regulator des Leibes wie der Seele.

Dieſen Trieb in den Mittelpunkt ſetzen einer Dichtung, hieß daher nur konform handeln den ewigen Geſetzen des Kosmos.

Im Geſchlecht war die Stelle, wo man an die menſchliche Natur herankonnte. In allem anderen wußten die Menſchen einen ſchwer zu durchdringenden Panzer von Konvention, Satzung, von erheuchelter Sittenſtrenge um ſich zu legen. Hier hatte das Gewand eine Lücke, durch die man ein Stück lebendig nackter Menſchenhaut durchſchimmern ſah.

Und nun für das Leben des Einzelnen wie für das große Ganze dieſen roten Faden nachzuweiſen, der ſich oft verborgen der alltäglichen Einſicht, doch für feinere Augen

überall ſichtbar hindurchzog, die natürliche Unterlage dieſer das Daſein bedingenden Gefühle durchleuchten zu laſſen durch alles, wie Gold durch ein feines Gewebe; jenſeits aller Moral, ſachlich wahr und gerecht das Geſchlechtsleben zum Zünglein zu machen der Wage, war das nicht eine Aufgabe, würdig des modernen Dichters, der nicht Sänger ſein wollte allein und Fabuliſt, ſondern auch Forſcher zugleich, Richter und Geſetzgeber im Geiſtigen wie im Sinnlichen. Der das ganze Leben mit ſeinem Auge umſpannte und ſich das Recht herausnahm, jeder Erſcheinung gegenüber ſeine Anſicht zu äußern, und jedem Stoff, mochte er noch ſo ſpröde erſcheinen, ſeinen Schöpferodem einzuhauchen.

Die Erkenntnis dieſes Naturgeſetzes in Fleiſch und Blut des Kunſtwerkes umzuſetzen, darauf kam es jetzt an. Daß ihm das gelingen würde, bezweifelte er im Augenblicke der Empfängnis nicht.

Auf Zehen ſchlich er ſich in das Quartier. Es gelang ihm ins Bett zu kommen, ohne Alma zu wecken. Er ſchlief ſofort ein, und als er ſpät im Vormittage erwachte, fühlte er ſich ſtark, friſch und zum Schaffen luſtig.

* * *

Sofort ließ er eine Änderung vornehmen in dem Quartier. Sie hatten nur zwei Zimmer zu ihrer Verfügung. Alma pflegte mit ihrer Nähterei im Wohnzimmer zu ſitzen, dort ſtand auch Fritzens Schreibtiſch. Da er

aber die Angewohnheit hatte, während des Schreibens gelegentlich aufzuſpringen und im Zimmer umherzulaufen, ſo wäre man in dem ohnehin beſchränkten Raume allzuſehr beengt geweſen. Er traf alſo ein Abkommen mit Frau Klippel, wonach Alma geſtattet ſein ſollte, in dem Wohnzimmer der Wirtin jenſeits des Ganges zu ſitzen und zu nähen. Zugleich ließ er nun die von Alma längſt ſehnlichſt gewünſchte Nähmaſchine anſchaffen. Von da drüben her ſtörte ihn das Geräuſch ja doch nicht. Das Mädchen war glücklich über die Nähmaſchine und noch mehr über die gute Laune, die plötzlich, ſie wußte nicht woher, über ihren Fritz gekommen war.

In den nächſten Tagen und Wochen ſaß Fritz Berting an dem kleinen, wackeligen Schreibtiſch aus Nußbaumholz. Er ging nur ganz wenig aus, und Alma hatte Mühe, ihn zum Innehalten der Mahlzeiten zu bewegen, ſo verſeſſen war er auf die Arbeit.

Freier und leichter ſeien ihm die Gedanken noch niemals zugeſtrömt, deuchte ihm. Seine Einbildungskraft ſchien unerſchöpflich. Ein guter Einfall zog den anderen nach ſich, Szene reihte ſich an Szene. Die Figuren ſprangen wie geharniſchte Ritter gewappnet aus der Phantaſie hervor. Er ſchuf wie im Fieber und auch wieder jeden Augenblick der Verantwortung ſeines Thuns ſich voll bewußt, eingedenk des großen Amtes, das der Dichter ausübt. Vater und Freund ſeiner Geſchöpfe, hingeriſſen, erſchüttert, mit ihnen bangend, hoffend und liebend, doch über ihnen ſtehend, kühl ihre Geſchicke abwägend, ein Richter

über Gut und Böſe, über Wahr und Unwahr, über Schön und Häßlich.

Fritz Berting war ein Neuling im großen Roman. Bisher war er mehr Lyriker geweſen als irgend etwas anderes. Selbſt ſeinen Dramen wurde von Kennern der Vorwurf gemacht, daß ſie erfüllt ſeien von lyriſcher Stimmung, daß ihnen der große, herbe, geſchloſſene Gang der Tragödie abgehe. Seine Proſaſkizzen hatte er ſelbſt nur als Vorarbeiten betrachtet. Nun ſtand er endlich vor der Aufgabe, die ihm ſeit Jahren vorgeſchwebt: dem großen naturaliſtiſchen Romane.

Das war freilich ein ander Ding als das leichte Abpflücken einer Stimmung, das Austönenlaſſen einer Sehnſucht, das Weiterſpinnen eines melancholiſchen Traumes. Hier mußte ſchwere Arbeit gethan werden. Material galt es heranſchaffen aus dem Gedächtnis und der Erfahrung. Da mußte geſichtet, geprüft, eingeordnet werden. Auf dem Fundament poſitiven Wiſſens ſollte das Ganze ruhen, damit es vor dem Wirklichkeitsſinn ſtandhalte. Wollte man den Leſer zwingen, an die Welt luftiger Ideen zu glauben, die man aufbaute, ſo mußte man geſtalten mit grobem, haltbarem Stoff, ebenſo wie ein Architekt, um einen konſtruktiven Gedanken auszuführen, Stein und Eiſen, Sand und Kalk braucht. Das Schwierige war, die Materialien ſo zu verbinden, daß ſie nicht den Grundgedanken verdeckten, erdrückten oder ertöteten, ſondern im Gegenteil in ſinngemäßer Anordnung ihn laut und deutlich zum Ausdruck brachten.

Bei einem ſo groß gedachten Werke waren dem Autor nicht alle Teile gleichmäßig aufgegangen. Oft kamen ihm während des Schreibens Erwägungen, die ihn nötigten, das ſchon Geſchaffene zu ändern und neues einzubauen. Stockungen traten ein. Auf einmal, nachdem eine Zeit lang das Schaffen glatt von ſtatten gegangen war, wie das Abſpinnen eines Fadens, gab es einen Knoten. Von ſeinen Geſtalten hätte der Dichter in jedem Augenblicke genau angeben können, wie ſie dachten, fühlten, was ſie wollten und hofften, planten; aber die Erfindung ſtockte, und die Phantaſie hatte ſchwereres Arbeiten, wenn es hieß, die äußeren Verhältniſſe zu ſchildern, in denen dieſe Menſchen Tag ein Tag aus lebten.

Als Milieu der Handlung hatte er ſich eine große Stadt gedacht. Aber da eine ſolche doch ein mehr oder weniger umfaßbares Weſen iſt, das ſich in ſeinem Umfang der künſtleriſchen Geſtaltung entzieht, hatte er ſich innerhalb der Stadt wiederum ein Viertel, und in dieſem eine Straße ausgewählt. Und zwar hatte er den Hauptplatz der Handlung in einen Vorort verlegt, ähnlich dem, in dem er augenblicklich lebte. Hier waren die Verhältniſſe einfach, ja beinahe primitiv und darum überſichtlich. Die ſtädtiſche Bevölkerung mit ländlichen Elementen durchſetzt, minder raffiniert, in ihren Äußerungen harmloſer und natürlicher, als der Großſtadtmenſch ſich zu geben pflegt. Intereſſante Gegenſätze dazu von reich und arm, von gebildet und ungebildet, von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Hier war gleichſam ein Filter für das Land, das nach der

Stadt hereinſtrömte und zunächſt die gröbſten Beſtandteile abſetzte. Andererſeits war hier aber auch der Kehrichthaufen, auf welchen die Stadt all ihr Verkommnes und Verbrauchtes hinausſchaffte, all den Müll, der vom Haushalte eines großen Gemeinweſens abfällt. Dazwiſchen Familien beſſeren Urſprungs, die der größeren Billigkeit wegen im Vororte wohnten. Fabrikanlagen, die auf dem wohlfeileren Terrain wie die Pilze aufſchoſſen, deren Beſitzer oder Direktoren in prunkvollen Villen logierten, während die Arbeiter und Arbeiterinnen die langen grauen Zeilen der Mietskaſernen bewohnten. Damit es dem Straßenbilde aber nicht an Buntheit fehle, verkehrten in dieſer Gegend beſonders gegen Abend Soldaten aller Truppengattungen aus den unweit gelegenen Kaſernen; dieſe Gäſte wurden von den Mädchen ebenſo gern geſehen wie von den Gaſtwirten. In den zahlreichen Vergnügungslokalen fand dann zur Nachtzeit eine oftmals recht innige Verquickung dieſer verſchiedenartigen Elemente ſtatt.

Welch herrlich charakteriſtiſcher Hintergrund, wie gemacht für das Thema, das Fritz ſich geſtellt hatte! Der Stoff lag hier geradezu auf der Straße. Er brauchte nur das Fenſter zu öffnen, und es wurden ihm Geräuſche zugetragen, die ihn leicht in Stimmung verſetzten: der langgezogene Ton der Fabrikpfeife, das Lärmen unbeaufſichtigter Kinder, die ſich ungeniert tummelten wie Sperlingsſchwärme, das Geſchwätz der Weiber von der Gaſſe, Leierkaſtenmuſik, welche die Mädchen elektriſierte und die Hunde des ganzen Quartiers zu elegiſchem Geheul veranlaßte. Vieles ging

hier in ländlicher Unbefangenheit auf der Straße, unter dem Thürſtock, bei offenen Fenſtern vor ſich, was man ſonſt bei verſchloſſenen Thüren und bei herabgelaſſenen Gardinen vornimmt.

Alles redete ſeine Sprache zu Fritz von dem Augenblicke ab, wo er ſich die Mühe nahm, darauf zu achten; ſelbſt die Gerüche, die nicht immer angenehm aus Kellern, Budiken, Gruben und Goſſen aufſtiegen. Auch ſie verrieten ihm die Geheimniſſe der Häuſer, die Gewohnheiten ihrer Bewohner. Es gab nichts in ſeiner Umgebung, das ſtumm geweſen wäre.

Und ſelbſt das Quartier, das er bewohnte, wurde zur Fundgrube von Dokumenten. Da war die Wirtin, Frau Klippel, eine Perſon, der man trotz ihres jetzigen vernachläſſigten Aufzuges die Spuren ehemaliger Stattlichkeit noch immer anſehen konnte. Der Mann war Eiſenbahnſchaffner und hielt ſich im Dienſte den größten Teil des Tages, oft auch der Nacht, außerhalb des Hauſes auf.

Frau Klippel lief von früh bis Abend in loſer Bluſe, die ihre entwickelten Formen kaum verdeckte, mit ungemachtem Haar, in Filzſchuhen einher. Richtige Mahlzeiten zu kochen, war ſie zu träge. Das tägliche Brot der Familie beſtand größtenteils aus Butterſemmeln, Kuchen und ſehr viel Kaffee. Das Quartier war ſtets ſchmutzig, obgleich die Frau unter dem Vorwande aufzuwiſchen, zu jeder Zeit auch in die Zimmer der Mieter eindrang.

Fritz hatte Alma anfangs verboten, ſich in intimeren Verkehr einzulaſſen mit Frau Klippel, denn er wußte

wohl, daß ſie beide, in ihrem vor dem Geſetz nicht legitimen Verhältnis, ſich vor Indiskretion ganz beſonders zu hüten hatten.

Aber ſeitdem Almas Nähmaſchine in der Wohnſtube der Familie Klippel ſtand, war der Verkehr mit den Leuten nicht zu vermeiden. Die Wirtin brachte oft Stunden damit zu, eines ihrer beliebten Aufwiſchtücher in der Hand, bei der fleißigen Alma zu ſtehen, ihr Rat zu erteilen für die Arbeit.

Dieſe Frau erſparte einem wirklich das Abonnement eines ſpannenden Romans beim Kolporteur. Sie war wie ein großes Lexikon des Klatſches für das ganze Stadtquartier, das über heikle Familienangelegenheiten die erſtaunlichſten Aufſchlüſſe zu geben vermochte.

Fritz verſchmähte es nicht, ſich nun doch mit dieſer chronique scandaleuse näher zu befaſſen. Kaum hatte Frau Klippel gemerkt, daß ſie bei Herrn Berting mit ihren Berichten Anklang finde, ſo ließ ſie alle Minen ſpringen, gab für ihren Mieter gleichſam Extravorſtellungen.

Fritz ſtaunte geradezu. Die Kraft der Einbildung, die dieſem Weibe eigen war, ließ die ſtärkſte dichteriſche Phantaſie hinter ſich. Aber auch ihre Beobachtungsgabe, das Vermögen, zu kombinieren, aus Kleinigkeiten überraſchende Schlüſſe zu ziehen und kühne Vermutungen aufzubauen, war beneidenswert. Sie goß ein wahres Füllhorn des Skandals aus. Ihm war, als würde der Kehricht des ganzen Stadtteils vor ihm ausgebreitet.

Frau Klippel ſprach den unverfälſchten Dialekt ihrer

Heimat, der an ſich ſchon geeignet iſt, alles ins Ordinäre zu verwandeln. Überhaupt gaben ſich in ihrem Charakter die ſchlechten Eigenſchaften ihrer Landsleute ein Stelldichein. Sie war durchaus nicht dumm, im Gegenteil von einer gewiſſen pfiffigen Intelligenz. Bar jeder Würde und Haltung, genußſüchtig dabei, ohne Energie und Temperament, eifrig im verdächtigen anderer und in hämiſcher Spottſucht. Ins Geſicht freundlich und ſtets bereit, ſich wegzuwerfen. Farblos und nachgiebig wie Brei, der auf jeden Druck nach allen Seiten hin nachgiebt.

Glücklich war dieſe Perſon nur, wenn ſie hinter der Kaffeetaſſe ſaß und wenn ſie ein Opfer fand für ihre Redſeligkeit. Ihre Erzählungen hatten etwas vom Puppentheater an ſich. Sie führte ihre Perſonen meiſt redend ein. Niemals hatten ihre Geſchichten ein Ende, aus jeder entwickelte ſich wieder ein halbes Dutzend neue. Alles hing da unentwirrbar zuſammen, wie ein großer Rattenkönig. Die Erzählerin aber fand ſich in dieſem Labyrinth immer zurecht.

Für gewiſſe Erſcheinungen des Liebeslebens hatte der auf alles Skandalöſe beſonders erpichte Sinn dieſer Frau überraſchend einfache Erklärungen. Und gerade für das, was Fritzens Thema bildete, das Sexuelle, war ſie mit einer Art unfehlbaren Witterung ausgeſtattet. In allen ihren Erzählungen bildete das Verhältnis der Geſchlechter gleichſam das A und das O, das Leitmotiv für unzählige Variationen, der natürliche Untergrund, aus dem jede Erſcheinung ſich ganz ſelbſtverſtändlich entwickelte und erklärte.

Nicht, daß Fritz Berting den Rohstoff, welchen die redselige Person in reicher Fülle vor ihm ausbreitete, hätte direkt in seinen Roman aufnehmen können; aber er verschmähte die geheime Mitarbeiterschaft Frau Klippels an seinem Buche nicht. Denn Fritz erkannte mehr und mehr, daß, wenn er sein Ziel erreichen wollte: ein naturalisches Kunstwerk zu schaffen, er sich nicht scheuen dürfe, sein Auge an jede der unscheinbaren und äußerst seltenen Klinzen zu legen, durch welche uns hie und da gestattet ist, die Natur in ihren intimsten Heimlichkeiten zu belauschen.

Er sprach jetzt manchmal mit Alma über den Plan seines Buches, ja las ihr einzelne Stellen vor und suchte ihre Ansicht darüber zu erforschen. Er wußte zwar, daß Almas Geschmack durchaus ungebildet sei, aber ihm lag auch garnichts an ihrer Kritik; etwas ganz andres wollte er von ihr erfahren.

Verschiedene Physiologen, mit deren Werken er sich beschäftigt hatte, behaupteten: das Weib sei das Geschlechtswesen katexochen. Im weiblichen Organismus habe alles Beziehung zu dieser wichtigen Funktion, für die sie recht eigentlich von Natur bestimmt seien. Alles am Weibe, das Alltägliche wie das mystische Rätselhafte könne aus diesem einen Punkte erklärt werden; im Geschlecht liege ihre ganze Inferiorität, aber auch ihre Größe und Genialität.

Fritz vermutete, daß diese Theorie viel Wahres enthalte. Bei wem anders aber mochte man sich darüber vergewissern, als eben beim Weibe selbst!

Es ging ihm jedoch eigenartig mit Alma; ſie mochte von dieſen Dingen nicht ſprechen. Wenn er ſie ausforſchte über ihre Gefühle, ihre Regungen und Triebe errötete ſie, wich ängſtlich aus, ſuchte das Geſpräch auf anderes zu lenken. Lachte er ſie dann aus wegen ihrer Zimperlichkeit, drang er in ſie, Dinge, die zwiſchen Liebesleuten ſo natürlich ſeien, nicht zu verſchweigen, dann war ſie im ſtande zu weinen. Einmal nachts unter dem Schutze der Dunkelheit machte ſie einen Verſuch, ihm alles zu erklären; aber es kam nur ein verwirrtes Stottern heraus, das ſie jäh abbrach, um ihr heißes Geſicht bei ihm zu verbergen. Sie müſſe ſich zu Tode ſchämen, behauptete ſie.

Fritz ſtaunte. Was für ein ſtarkes, urſprüngliches Gefühl doch beim Weibe die Scham war! Alma, die ſo feurig liebte, deren Lebenselement die Zärtlichkeit war, die ſich ihm hundertmal rückhaltlos hingegeben hatte, Alma zog ſich ſcheu zurück, wenn er das, was das alltägliche Brot ihres Verhältniſſes war, zu analyſieren verſuchte. Es ſchien das mehr als bloß kindiſche Einbildung.

Er mußte da doch wohl auf ein Naturgeſetz geſtoßen ſein. Und ſchließlich hatte ihm Alma durch ihr Verhalten mehr verraten von den verſteckteſten Geheimniſſen des Weibes, als ſie durch noch ſoviel beſchreibende Worte vermocht hätte.

* * *

Die einzige Zerſtreuung, die Fritz Berting ſich in dieſer Zeit angeſtrengteſten Schaffens gönnte, war der Verkehr mit ſeinem Freunde Doktor Lehmfink. Man traf ſich des Nachmittags im Café, oder auch abends im Bierhaus. Da wurde über Politik, Tagesereigniſſe, am meiſten aber über Litteratur geſchwatzt.

Abends pflegte Fritz zu dieſen Zuſammenkünften Alma mitzubringen. Er wußte, daß Lehmfink gegen ihre Geſellſchaft nichts einzuwenden habe. Da mußte das Mädchen oft ſtundenlang den Geſprächen der Freunde zuhören und hatte Mühe, das Gähnen zurückzuhalten, das Fritz nicht leiden mochte. Lehmfink, der ihren Augen die Müdigkeit anſah, hob dann wohl die Sitzung auf unter dem Vorwande, ſelbſt müde zu ſein, und verſchaffte der Ärmſten ſo die erſehnte Bettruhe.

Selten kam es vor, daß Fritz Berting und Heinrich Lehmfink derſelben Anſicht geweſen wären. Was ſie einigte, war eigentlich nur das ſtarke Intereſſe, das beide für Litteratur hegten, obgleich ſie auch hier faſt immer im Gegenſatz der Anſichten ſtanden. Aber gerade dieſe Verſchiedenheit machte den Verkehr anregend, ließ die Unterhaltung niemals in die ſeichte Bucht der Fachſimpelei geraten.

Gewiſſe, wie Fritz deuchte, etwas ſtark rückſtändige Moralanſichten des Freundes ſchrieb er auf das Conto der kleinen Verhältniſſe, aus denen Heinrich Lehmfink ſtammte. In der altmodiſchen Art ſich zu kleiden, in einer gewiſſen würdevollen Steifheit der Haltung, in der hyper-

ſoliden Lebensführung, hatte jener den deutſchen Spieß-bürger nicht völlig abgeſtreift, bei aller Weite ſeines geiſtigen Horizonts. Und wie in der grotesken äußeren Erſcheinung, ſo erſchienen auch in ſeinem Charakter komiſche Züge mit Größe und Freiheit des Weſens merkwürdig vermiſcht. Fritz konnte nicht anders, als dieſen wunderlichen Kauz, der ihn durch ſeine Pedanterie gelegentlich ärgerte, deſſen weltfremdes, altfränkiſches Weſen ihn oftmals zum Widerſpruche reizte, im geheimen doch zu bewundern.

Fritz wußte, daß ſein Freund ein Märtyrer war ſeiner Ehrlichkeit. Ein Mann von dem gründlichen Wiſſen Lehmfinks, von ſeiner Beleſenheit, ſeinem Fleiß, würde, wenn er nur verſtanden hätte, ſich ein wenig anzuſchmiegen, fünf gelegentlich gerade ſein zu laſſen, den Mantel nach dem Winde der öffentlichen Meinung zu hängen, eine ganz andere Stellung im Journalismus wie in der Litteratur haben einnehmen können. So aber war Heinrich Lehmfink einer von jenen wenig beneidenswerten Sklaven der Feder, der für den Tagesbedarf des Publikums ſeine guten Kräfte anſtrengen mußte. Nebenher arbeitete er wiſſenſchaftlich, ſchrieb Kommentare, gab kritiſche Ausgaben heraus. Aber auch hier ſtand der Erfolg nicht im Verhältnis zur aufgewendeten Kraft.

Fritz wußte, daß ſein Freund von ſeinen Honoraren Mutter und Schweſter, die von der Witwenpenſion eines Stadtſchreibers leben mußten, unterſtützte. Nun fing Lehmfink neuerdings auch noch an, ganz ungebeten von

einer alten Schuld abzutragen, die er in Berlin bei Fritz kontrahiert hatte.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Fritz Berting Geld, welches er verborgt hatte, zurückerhielt. Eigentlich mußte man sich ja scheuen, das von einem Manne anzunehmen, dem es so wenig glänzend erging, wie Heinrich Lehmfink; aber eine Weigerung würde den leicht Empfindlichen sicherlich schwer gekränkt haben. Und in gewisser Beziehung kam dieses Geld wie vom Himmel gesandt für Fritz, der gerade auf dem Grunde seines Beutels angelangt war, als ihm der Freund die ersten hundert Mark von den tausend ehemals erborgten zurückerstattete.

Doktor Lehmfink war in einem schwäbischen Bergstädtchen geboren, das die Einwohnerzahl fünftausend nicht ganz erreichte. Das Städtchen hatte ein Amtsgericht, eine evangelische und eine katholische Kirche und brüstete sich mit seiner Lateinschule. Sein Bürgermeister kam mit einem Ratsschreiber aus.

Ratsschreiber Lehmfink war dem Gehalte entsprechend, das er bezog, ein bescheidener Mann, dem es wie frevelhafter Leichtsinn erschienen wäre, mehr als dreimal in der Woche auf seinem Tische Fleisch zu sehen, oder sich einen zweiten Frack anzuschaffen, ehe sein alter, dessen abgeschabte Stellen von der Frau Ratsschreiber mit Dinte aufgefärbt wurden, ehe dieses kostbare Kleidungsstück nicht so morsch geworden war, daß kein Stich mehr darin

hielt. Dieſer Mann, den man alſo nicht gut einen Verſchwender und eitlen Gecken nennen konnte, beſaß jedoch einen Ehrgeiz, der, wenn man ſeine Revenuen kannte, immerhin tollkühn genannt werden mußte: er ging nämlich mit dem Gedanken um, ſeinen Sohn Heinrich ſtudieren zu laſſen.

Der Junge war nach drei Mädeln zur Welt gekommen. Vielleicht erklärt die Überraſchung über das Faktum, daß, nachdem man hintereinander drei Nieten gezogen, nun doch noch ein Erbe und Stammhalter geboren worden war, vielleicht erklärt der Freudentaumel, der in ſolchen Fällen jeden Erzeuger zu befallen pflegt, die Wagehalſigkeit dieſer Zukunftspläne.

Von dem Augenblicke ab, wo der kleine Heinrich da war, der, wenn alles gut ging, in achtzehn Jahren an den Brüſten der alma mater ſich erlaben ſollte — ſtand der Haushalt des Stadtſchreibers Lehmfink noch mehr als bislang unter dem Zeichen des Sparens. Vier Kinder durchbringen bei vierhundert Thalern jährlichem Fixum und davon den vierten Teil zurücklegen wollen für den zukünftigen Studioſus, es war ein Rechenexempel, das, trotz ſeiner ſcheinbaren Einfachheit, doch immer und immer wieder, ja faſt täglich und ſtündlich, von Vater und Mutter durchgerechnet und äußerſt ſchwer lösbar gefunden wurde.

Dann ſtarben die beiden älteſten Mädchen, zu einer Zeit, da die Diphteritis furchtbare Opfer von dem Kinderbeſtande des Städtchens forderte. Die Kleinen wurden

aufrichtig betrauert von den Eltern; aber nachdem der Trennungsſchmerz überwunden war, empfand man, ohne es ſich einzugeſtehen, doch eine Art Entlaſtung. Das Rechenexempel wurde weſentlich leichter lösbar, ſeit man ſtatt vier hungriger Münder deren nur noch zwei zu ſtopfen hatte.

Stadtſchreiber Lehmfink hegte vor ſtudierten Leuten eine unbegrenzte Hochachtung. Das Abgangszeugnis von einer Univerſität erſchien ihm als die Eingangspforte zu allen höchſten Stellen der Welt. Was der kleine Subalternbeamte niemals beſeſſen hatte, das ſollte ſein Sohn wenigſtens einmal erreichen: Ehren und Einfluß.

Der väterliche Ehrgeiz ſchien nicht verſchwendet zu ſein. Klein-Heinrich erledigte die verſchiedenen Stadien des Leſens, Schreibens und Einmaleins-Lernens mit anerkennenswerter Schnelligkeit. Und von dem Augenblicke an, wo er durch die Pforten der Lateinſchule in den Tempel klaſſiſcher Bildung eingetreten war, bewegte er ſich in der oberen Hälfte der Klaſſe, bis er ſchließlich aus dem Wettrennen unter zwei Dutzend Klaſſengenoſſen als unbeſtrittener Primus hervorging.

Philologie ſollte der Junge ſtudieren, ſo ſchlugen die Lehrer dem Vater vor; Heinrich, der mit ſechzehn Jahren das Lateiniſch in zweierlei Färbung, der archaiſchen und der ciceronianiſchen ſprechen und ſchreiben konnte, werde einmal ſeiner Vaterſtadt unſterblichen Ruhm erwerben.

Der Vater Stadtſchreiber war natürlich nicht wenig ſtolz auf ſeinen Jungen, der in der Klaſſe über ſoundſo-

vielen Honoratiorenſöhnen ſaß. Dem jungen Menſchen jedoch genügte die ziemlich reichliche Ration von Wiſſensſtoff, die ihm auf der Schule verabreicht wurde, nicht einmal. Es war ein Drang in ihm, ſich über den Stundenplan hinweg bekannt zu machen mit dem, was es ſonſt etwa noch außerhalb der Philologie in der Welt geben mochte. Er ahnte dunkel, daß ihm die Schule da mancherlei unterſchlage. Die deutſche Litteratur wurde auch hier ſtiefmütterlich behandelt. Bücher gab es im väterlichen Hauſe nicht. Dafür exiſtierte in dem Städtchen ein Buchladen, in dem zwar nur ſelten ein Buch gekauft, deſſen Bibliothek aber um ſo eifriger benutzt wurde. Vor dem Schunde, der hier den harmloſen Schildbürgern als das Neueſte und Beſte der Weltlitteratur in abgegriffenen, fettklebenden Deckeln verabreicht wurde, bewahrte den jungen Heinrich der ſchmale Geldbeutel ſeines Vaters. Für das Leſebedürfnis des Sohnes war in dem Budget des Stadtſchreibers ein Poſten nicht vorgeſehen.

Aber es gab im Rathauſe ein Zimmer, das den Namen: „Die Bibliothek“ führte. Da ſtanden an tauſend Bände in ſchönen, ſoliden Ledereinbänden. Ein Privatgelehrter, der hier am Orte ſeine letzten Lebensjahre zugebracht, hatte ſie letztwillig der Bürgerſchaft vermacht. Die Stadtväter hatten die Stiftung nicht gut abweiſen können, obgleich es manchem der braven Pfahlbürger als Unfug und unverantwortliche Verſchwendung erſcheinen mochte, daß für ſo unnütze Dinge wie Bücher ein ganzer, ſchöner, großer Raum des Stadthauſes her-

gegeben werden ſollte. Und der wunderliche Mann, von dem die Bücher geſammelt worden waren, hatte mit ihnen auch noch ein kleines Kapital vermacht, von dem ein Bibliothekar die Zinſen erhalten ſollte für die Mühewaltung des Ausleihens. Dieſen Poſten hatte man dem Stadtſchreiber Lehmfink gegeben. Er war leicht auszufüllen, denn es gab in dem Städtchen eigentlich niemanden, der von der Gelegenheit, ſich gediegene Litteraturkenntniſſe anzueignen, Gebrauch zu machen, die kühne Abſicht gehegt hätte. Zwar wurden die ſchönen Bände von Zeit zu Zeit herausgenommen, aber nur um abgeſtäubt zu werden; im übrigen ſchliefen ſie auf ihren Regalen ſo ruhig und ungeſtört, wie die Gebeine derer, die ſie verfaßt hatten.

Bis einer kam, der Sohn des Stadtſchreibers und Bibliothekars, der junge Heinrich Lehmfink, der die lichten Geiſter, die hier unter Staub und Spinngewebe ſchliefen, befreite und ſich zur Geſellſchaft aus ihren Gräbern citierte.

Hier lernte der Knabe den wunderlichen großen Wolfram von Eſchenbach kennen. Der freie, ritterliche Walther von der Vogelweide wurde ihm vertraut wie ein Freund. Hans Sachſens Vielſeitigkeit that ſich ihm auf. Mit dem witzigen Fiſchart machte er gute Bekanntſchaft. Vom Simpliziſſimus empfing er ſtarken Eindruck. Klopſtock zu leſen, verſuchte er, brachte es aber ebenſowenig fertig, wie irgend ein anderer moderner Menſch, der nicht gezwungen iſt, dieſem verzückten Pathetiker durch die Dunkelgänge ſeiner Geſänge zu folgen. Klarer und freier wurde ihm bei Leſſings Verſtändigkeit zu Mute. In Wielands liebens-

würdiger Geſellſchaft fühlte er ſich eine Zeit lang wohl. Herder regte ihn an, Schiller begeiſterte ihn, bis er in Goethe endlich den Born der Schönheit fand, der unausſchöpflich iſt. Kant allerdings erwies ſich ſeiner Jugend als eine allzu harte Nuß, dafür nahm ihn Jean Paul mit ſeinen wunderlichen, traurig luſtigen Träumereien ganz und gar gefangen. Schließlich ging er mit den Romantikern aus, die blaue Blume zu ſuchen. Als geborenem Schwaben traten ihm ſeine Landsleute: Uhland, Mörike und Hauff beſonders nahe. Mit Heinrich von Kleiſt, Körner, Schenkendorf und Arndt fühlte er Deutſchlands Schmach und entbrannte für Befreiung von dem Joche der Fremdherrſchaft. Durch die Gebrüder Grimm wurde er in die Wunder der deutſchen Märchenwelt eingeführt. Germaniſchen Witz und Tiefſinn lernte er durch Till Eulenſpiegel, Reinecke Fuchs, Münchhauſen und andere Volksbücher kennen.

Die Bibliothek ſchnitt an einer beſtimmten Stelle unſerer Litteratur ab. Vielleich war der Stifter in ſeiner Sammelarbeit durch den Tod unterbrochen worden; vielleicht auch hatte er die ſpäteren Dichter nicht geliebt. Heine gab es da nicht, und auch das „junge Deutſchland“ fehlte. Dafür waren die großen engliſchen Epiker von Walter Scott bis Dickens in guter Überſetzung vertreten.

In dieſer erlauchten Geſellſchaft ein paar Jahre zuzubringen, hätte ſich auch für einen anſpruchsvolleren Menſchen, als dieſer Jüngling war, verlohnt. Heinrich Lehmfink befriedigte mehr den erſten Heißhunger der

Jugend nach Wiſſen, als daß er ſchon jetzt litterariſcher Feinſchmecker geworden wäre. Er nahm alles an, was vor ihm in der Krippe lag. Sein beſonderes Glück war es, daß ſeiner Empfänglichkeit nur auserleſene Koſt geboten wurde.

Die Lehrer, eingeroſtete Philologen alten Schlages, ſahen es nicht gern, daß der hoffnungsvolle Schüler ſich ſo eifrig mit „außerwiſſenſchaftlichen Materien“ abgab, wie ſie die deutſche Dichtung nannten. Zu ihrem Erſtaunen mußten ſie erleben, daß dieſe Liebhaberei den Knaben nicht nur nicht ſchädigte, ſondern, wie es ſchien, in ſeiner geiſtigen Entwickelung förderte. Er beſtand eine gute Abgangsprüfung.

Nun ging's auf die Univerſität. Vom Militär kam der junge Menſch frei, ſeiner ſchwachen Augen wegen. Die hatte er ſich in mancher, bei ſchlechter Öllampe durchſtudierten Nacht fürs ganze Leben verdorben. Vater Lehmfink war geneigt, das für ein Glück anzuſehen; jedenfalls grämte er ſich keinen Augenblick, daß der Junge die koſtſpieligen Freiwilligenſchnüre nicht auf den ſchmalen Schultern tragen würde. Der Ehrgeiz des Stadtſchreibers ging mehr dahin, ihn möglichſt bald in Amt und Würden zu ſehen, während Mutter und Tochter in dieſem einen Punkt anders dachten; ſie hätten ein wenig buntes Tuch ganz gern in der Familie geſehen.

Ein paar Semeſter lang lag nun der junge Student ganz brav dem Studium der alten Sprachen ob, ohne irgendwelche leichtſinnigen Seitenſprünge auf andere Wiſſensgebiete zu unternehmen. Bis er eines Tages durch

Zufall in die Vorleſung ſeines großen Landsmanns Viſcher geriet. Der Autor von „Auch einer“ that es dem Jüngling an. Plötzlich wurden alle jene Geiſter der heimiſchen Rathausbibliothek wieder wach. Der Student alter Sprachen erfuhr durch einen Lehrer, der bis in die Fingerſpitzen hinein äſthetiſche Perſönlichkeit war, daß ſich klaſſiſche Bildung, moderne Weltanſchauung und germaniſches Empfinden ſehr gut vereinigen laſſen. Und wie es geſchieht, wenn ein Jüngling das Glück hat, in ſeinem Lehrer einen genialen Anreger zu finden: es gehen dann der jungen Seele ebenſoviele neue Horizonte auf, wie ihr von den erſtaunten Augen Schleier des Vorurteils genommen werden. Das Altertum war nicht die ganze Welt; die Philologie nicht die Wiſſenſchaft; mit der Moderne verglichen, ſchrumpfte die Antike zu einer Vorbereitungsſtufe zuſammen.

Aber der Meiſter, der bei dem jungen Manne das äſthetiſche Schauen geweckt, das Erkennen des Schönen und Großen vertieft hatte, ſenkte ihm zugleich auch einen beunruhigenden Stachel in die Seele: den Trieb, nicht bloß zu wiſſen und zu erkennen, ſondern auch zu erleben.

Heinrich, der ſich daheim nur als Kind der Vaterſtadt und beſten Falles als Schwabe gefühlt hatte, während das Reich etwas Fremdes, ein geographiſcher Begriff für ihn geblieben war, begann, angeregt durch das Vorbild Viſchers, der Stammeseigenart und Deutſchtum großen Stiles in ſeiner überlegenen Perſönlichkeit wunderbar

harmoniſch vereinigte, ſich als Bürger eines weiteren Vaterlandes zu fühlen. Und wie dem Studenten ſein Brotſtudium nun beſchränkt vorkam, ſo erkannte er auf einmal auch die Winzigkeit des engeren Vaterlandes. Neugier erfaßte ihn nach den weiten Landen, die jenſeits der Grenzſteine ſeiner bisherigen Welt ſich dehnten. Und dieſe Sehnſucht kam ſchließlich in dem Wunſche zum Ausdruck: das Reich, Preußen, Berlin zu ſehen.

Nach Anſicht des Vater Stadtſchreibers ein ganz toller Gedanke. Preußen, Berlin! — Das war für dieſen Stockſchwaben ſo gut wie Feindesland. Und dazu die Koſten der Reiſe und des Aufenthalts in einer ſo großen Stadt! —

Aber Heinrich, der die unwiderſtehliche Kraft entwickelte des jungen Tieres, das aus dem Neſte will, des Pflanzenkeimes, wenn er die Hülle ſprengt, ſetzte ſeinen Willen durch gegen das ängſtliche Abraten des ganzen kleinſtädtiſchen Baſen- und Gevatternkreiſes.

Berlin machte zunächſt einen abſtoßenden Eindruck auf den jungen Mann. Heinrich Lehmfink ließ ſich durch die ungewohnten Dimenſionen, den lauten Trara der Millionenſtadt nicht die Fähigkeit der Kritik nehmen. Den Mittelpunkt deutſchen Lebens hatte er ſich doch etwas anders vorgeſtellt. Ihm konnten die Gardeleutnants, die in gebückter Haltung, Monocle im Auge, den Säbel ſchleppend, die Linden herabſchleiften, ebenſowenig imponieren, wie die dunkeläugige, ſchnodderig dreiſte jeunesse dorée von ‚Berlin W‘ Und die geputzten Frauenzimmer

des Café National mit ihren gemalten Wangen, die den Provinzialen, wenn er ſich des Nachts in die Gegend der Friedrichſtraße verirrte, lachend zum Mitkommen aufforderten, erfüllten ihn mit Ekel vor den unheimlichen Abgründen des glänzenden Großſtadttreibens.

Ganz andere Dinge waren es, die ihn in ihren Bann ſchlugen. Das alte Schloß, das Zeughaus, das Kammergericht redeten für den, der hören wollte, eine beredte Sprache. Die Denkmäler des großen Kurfürſten und Friedrichs blieben nicht ſtumm. Dazu Sansſouci und Charlottenburg! Heinrich Lehmfink fing an, zu begreifen, daß dieſe lärmige, unſolide, brutale, künſtlich aufgebauſchte Stadt doch einen unvergänglichen Kern von hiſtoriſcher Größe und Schönheit beſitze.

Er ſah auch das milde Angeſicht des greiſen Kaiſers; und für ihn, wie für jeden, der den alten, vornehmen Mann erblickt, wie er ſich hinter ſeinem Fenſter vor der grüßenden Menge, pflichtgetreu ſelbſt in der Höflichkeit, unermüdlich verneigte, blieb dieſer Anblick unvergeßlich.

Aber erhaben über alles, was groß und neu, gab es noch eines in dieſer Stadt, einen Menſchen, der wie ein Naturereignis, wie ein Stück perſonifizierte Weltgeſchichte erſchien, einen Mann, den man entweder haſſen mußte, oder lieben: Bismarck.

Was hatten ſie Heinrich Lehmfink daheim in dem ſchwäbiſchen Neſte von dieſem Bismarck erzählt! Er war für das Kind ein Popanz, für den heranwachſenden Jüngling eine unheimliche, unfaßliche Perſönlichkeit geweſen. Der

Mann von Blut und Eiſen, der preußiſche Junker, der Erzreaktionär, der Feind aller Freiheit, aller Schönheit, aller geiſtigen Kultur. Aber ſehen wollte er ihn, dieſes Phänomen, das wie ein weitragender, alter Baum in der deutſchen Erde ſtand, ſeinen Schatten werfend, bis in das Leben und Denken eines jeden.

Und er ſah ihn. Nachdem er manche liebe Stunde umſonſt vor dem Reichskanzlerpalais auf und abgeſchritten war, lief er eines Tages auf einſamer Promenade im Tiergarten dem Fürſten gerade in den Weg. Lehmfink erkannte ihn erſt, als er ihm beinahe gegenüberſtand. Ein fliegender Blick aus den großen, blitzenden, dunkelblauen Augen traf den jungen, verblüfft dreinſchauenden Menſchen. Ein beluſtigtes Zucken um das granitene Kinn, die ſchmalen, vieles verbergenden Lippen.

Heinrich Lehmfink erholte ſich nur langſam von dem Erlebnis. Dann kehrte er um, lief eiligſt dem Fürſten nach. Er holte ihn ein und kam gerade zurecht, Bismarck ein paar Damen begrüßen zu ſehen. Der junge Menſch ſchritt an der Gruppe vorbei, und er empfing einen neuen Eindruck. Nie hatte er einen Mann ſich ritterlicher vor Frauen verneigen geſehen, wie den gewaltigen Greis. Jetzt ſah er erſt, daß nicht wilde, ungebändigte Kraft das Charakteriſtiſche war an dieſer Erſcheinung, ſondern Leichtigkeit, geiſtige wie körperliche Freiheit. Die Haut zart wie die einer Frau, das Auge berückend im Ausdruck, die Bewegungen graziös, das Lächeln unendlich fein. Lehmfink trug ein unauslöſchliches Bewußtſein davon; etwas

Schöneres würden ſeine Augen nie wieder erblicken, meinte er.

Und er ſollte doch noch etwas ſehen, das dieſem Erlebnis an Schönheit gleichkam und es an erſchütternder Wucht übertraf.

Die Hochſchulen Deutſchlands rüſteten ſich, den ſiebzigſten Geburtstag des erſten Reichskanzlers zu begehen. Auch Heinrich Lehmfink ließ ſich in den Fackelzug einſtellen, den die Studenten ihrem großen Kommilitonen brachten. Als die Spitze des Zuges das Reichskanzlerpalais erreichte, voran die ſchwarz-weiß-roten Farben, denen er Sinn verliehen hatte, ſtand dort am geöffneten Parterrefenſter, vom Fackellichte grell beleuchtet, die reckenhafte Geſtalt eines Alten im Küraſſierrock. Das Haar ſchlohweiß; denn er hatte, da er die Jugend erblickte, das Haupt entblößt. Und als nun die friſche Schar vorübermarſchierte, Hurrah rufend und die Schläger ſchwingend, da lehnte ſich der Greis weit über die Brüſtung, ſtreckte beide Arme aus, als wolle er der Zukunft Deutſchlands die Hände ſegnend aufs Haupt legen. Der Mann, den Europa den Eiſernen nannte, ſchmolz in dieſem Augenblicke dahin in unendlichem Glück und unſagbarem Weh. Meiſter der Diplomatie, Künſtler im Abwägen und Zurückhalten, vermochte er ſeine Züge nicht zu beherrſchen, weinte wie ein Kind.

Von dieſem Augenblick ab war der Schwabe Heinrich Lehmfink gewonnen für das größere Vaterland. Er war erſt bismarckiſch geweſen, nun wurde er deutſch.

In ſeine Heimat wollte er jetzt garnicht zurückkehren. Seinem Vater zuliebe machte er den Doktor, blieb aber weiter in Berlin, angeblich, um ſich auch in den neueren Sprachen zu vervollkommnen. In Wahrheit ſchwebte ihm ein Plan vor, den er nur in Berlin vollenden zu können glaubte: ein Heldenepos beabſichtigte er zu ſchreiben, in deſſen Mittelpunkt er den Mann ſtellen wollte, der ſich ihm in ſeiner menſchlichen Liebenswürdigkeit durch ein paar einfache Züge, ein Lächeln, eine Thräne verraten hatte. Er plante ein Gedicht in vielen Geſängen. Die Entſtehung des neuen Deutſchland von Anfang an würde es beſingen, als roter Faden gleichſam ſollte ſich die Entwickelung ſeines Helden hindurchziehen, bis ſich beide ſchließlich in der Reichsgründung trafen.

Es bedurfte eines Jahres voll mühevollen, verzweifelten Schaffens und ſich Abquälens, voll mutloſen Fallen-laſſens und ſich immer wieder Anſpornens und Aufraffens zur vorgenommenen Arbeit, um Lehmfink zu belehren, daß man mit noch ſoviel Begeiſterung und Liebe aus dem herrlichſten Stoffe doch niemals ein Kunſtwerk ſchaffen wird, wenn man kein Dichter iſt.

Ein Geſtändnis, das zu machen ſauer fiel; aber ſeine Ehrlichkeit rang es ſich ſchließlich doch ab. Ein ganzes Jahr an eine Aufgabe verſchwendet, die man ſchließlich doch nicht hatte löſen können! — Wenn er ſich der urſprünglichen Reinheit und Größe ſeiner Abſichten nicht bewußt geweſen wäre, er hätte verzweifeln können.

Sein Scheitern hatte auch eine äußerſt ernſte materielle

Seite. Bisher war Heinrich von seinem Vater unterstützt worden; aber der konnte ihm nichts mehr geben, seitdem das kleine Kapital, das er für die Studien seines Sohnes zurückgelegt, aufgezehrt war. Der junge Mann mußte sich fortan den Lebensunterhalt selbst verdienen. Er that dies, indem er zurückgebliebenen Gymnasiasten Nachhilfsunterricht erteilte.

Damals starb sein Vater. Heinrich eilte nach Haus kam noch zum Begräbnis zurecht und blieb eine Zeit lang bei Mutter und Schwester. Es hätte nahe für ihn gelegen, nachdem er draußen in der Welt Schiffbruch erlitten hatte, sich nunmehr in der Heimat eingeschränkter, aber sicherer anzubauen. Lehmfink machte auch wirklich einen solchen Versuch, ließ sich als Hilfslehrer anstellen. Aber lange hielt er das nicht aus. Weniger die Kleinheit der Verhältnisse war es, als die Engigkeit der Anschauungen, die Verbohrtheit und Querköpfigkeit, die ganze muffige Atmosphäre des Kleinstadt-Philisteriums, die ihn elend machte. Er hatte da draußen freiere Luft geatmet, hatte große Menschen gesehen, hatte vom Wasser lebendiger, stark fließender Entwickelung getrunken. Es zog ihn mit aller Macht dahin zurück, wo wirkliches Leben pulsierte.

In Berlin, wohin er nach einjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war, sah er sich nach journalistischer Thätigkeit um. Wenig vertraut mit dem Zeitungswesen, glaubte er, daß es nur der Gediegenheit des Wissens, gefestigter Ansichten und guten Deutschs bedürfe, um im Journalismus vorwärts zu kommen. Der Brave ahnte nicht, daß solche

Eigenſchaften bei der Durchſchnitts-Tageszeitung eher Hindernis als Empfehlung ſind.

Nun war er alſo gezwungen, von Redaktion zu Redaktion zu gehen und ſeine Dienſte anzubieten. Hie und da bekam er ein Stück Arbeit hingeworfen, das er annehmen mußte, mochte der Auftrag ihm liegen oder nicht. Dabei warf er einen Blick hinter die Kuliſſen nicht nur der Preſſe, ſondern auch der ganzen großſtädtiſchen Litteratur.

Er fiel aus einer Enttäuſchung in die andere. Dieſes Berlin, dem die glücklichen Errungenſchaften einer ganzen Nation mühelos in den Schoß gefallen waren, das ein blühendes Centrum geworden war für Handel und Wandel, das in der Politik den Ton angab für Europa, dieſes Berlin war eine litterariſch armſelige Stadt. Was es an Litteratur hervorbrachte, was es auf ſeinen Theatern darſtellte, war entweder direkt herübergeholt von dem Volke, das beſiegt zu haben man ſich brüſtete, oder es wurde von geſchickten Machern nach allerhand pikanten Rezepten zuſammengebraut.

Heinrich Lehmfink gedachte der Manen großer deutſcher Denker und Dichter, die doch ſchließlich alle unſichtbar an dem Reiche mitgebaut hatten, das jetzt äußerlich größer und mächtiger daſtand, als jene es in ihren beſcheidenen Träumen erſchaut haben mochten. Was war Macht ohne Kultur? was Fülle der Kraft ohne Geiſt? Was nützte Breite des Unterbaues, wenn dem Ganzen als edelſte Krönung die echte, zu den Wolken aufſtrebende Kunſt fehlte? —

Dabei war die Preſſe voll des Lobes und der Bewunderung für die herrſchende Kunſt. Kein Wunder! Aus den Feuilletons ſproßte dieſe Afterpoeſie ja ſo üppig hervor; die Kritik düngte den eigenen Boden mit ihrer Zuſtimmung. Man war Poet, Rezenſent, Kaufmann in einer Perſon. Alles ſtand zu einander in Fühlung, die Theaterbüreaux, die Feuilletonredaktionen, die ſogenannten Dichter. Ihre Intereſſen waren enger mit einander verflochten als die Schwänze eines Rattenkönigs. Der, welcher nicht Zulaß hatte zu ihrem Klüngel, konnte draußen ſtehen und die Fäuſte ballen.

Aber die Oppoſition war bereits da. Sie mehrte ſich mit jedem neuen Mißbrauch der Machthaber, wartete nur auf ein Stichwort, ein Zeichen, einen Führer. Junge Leute, die aus den verſchiedenſten Lagern ſtammend nur darin einig waren: Neues an Stelle des Alten ſetzen zu wollen.

In dieſer Gemeinſchaft war es, wo Heinrich Lehmfink und Fritz Berting einander kennen lernten.

Es ſollte eine Zeitung gegründet werden; denn man wollte zunächſt einmal ſeine Prinzipien niederlegen, Panier entrollen, ein weithin ſichtbares Zeichen für alle Geſinnungsverwandten aufſtellen, um dann Sturm zu laufen mit ſtarker Mannſchaft.

Dieſes jugendliche Projekt wäre wie ungezählte ſeinesgleichen ſicherlich ein ſchöner Gedanke geblieben, wenn ſich nicht zwei Leute gefunden hätten, einer, der das Geld dazu hergab: Berting, und ein anderer, der die Arbeit der Redaktion zu leiſten ernſthaft geſonnen war: Lehmfink.

Ungefähr zehn Nummern erſchienen, dann ging das

Blatt ohne Sang und Klang ein. Das große Publikum hatte ſich um das neue Unternehmen nicht gekümmert, weil es von Natur indifferent iſt gegenüber allem, was mit Ernſt auftritt. Und ernſt, bitter ernſt war es dieſen Jünglingen um ihr reformatoriſches Werk. Die wenigen Abonnenten aber, die der Proſpekt gewonnen hatte, wußten nicht, was ſie mit einem Blatte anfangen ſollten, das ſich auf der einen Seite ſozialiſtiſch-kommuniſtiſch, auf der anderen ariſtokratiſch-individualiſtiſch gebärdete, das für Bismarck und das Germanentum ſchwärmte und gleichzeitig vaterlandsloſen Anarchismus predigte. Ein Blatt, in dem die vierte Dimenſion ſpukte, das Übermenſchentum, die freie Liebe und der Buddhismus ſich ein Stelldichein gaben.

Lehmfink hatte nicht geahnt, daß er mit dieſer Gründung nur einen Tummelplatz mehr geſchaffen habe für unausgegohrene Ideen. Das Blatt war ein Monſtrum und ſeine Wirkung einem Schlage ins Waſſer gleich. Diejenigen, gegen die ſeine Spitze gerichtet ſein ſollte, lachten, und das Publikum, ſoweit es überhaupt Notiz davon genommen, wandte ſich, noch verwirrter als zuvor, kopfſchüttelnd ab.

Niemand härmte ſich groß um das Verſchwinden dieſes Organes. Fritz Berting, der damals eben in die väterliche Erbſchaft eingetreten war, verſchmerzte das hineingeſteckte Geld ſchnell. Nur Lehmfink nahm die Sache tragiſcher; ihm war wirklich eine Hoffnung zu Grabe getragen worden.

Mit Hilfe Bertings löſte er ſich aus einer pekuniären Verpflichtung, die ihm anhing und ſetzte ſeinen Wanderſtab weiter. Nach Haus wollte er auch jetzt nicht zurückgehen. In dem kleinen Neſte kannten einen zu viele Menſchen von Jugend auf und würden es einem nur zu bereitwillig unter die Naſe reiben, daß man es trotz großer Erwartungen, die man ehemals erregt, doch zu nichts gebracht habe. Er verließ alſo Berlin; unter welches Notdach er nun kriechen werde, war ihm in ſeiner damaligen Stimmung beinahe gleichgiltig.

Mit wehmutsvoller Freude begrüßte er ſeinen Kumpanen Fritz Berting, der nach Verlauf von zwei Jahren desſelben Weges verſchlagen wurde. Oft hatte er ſich in Gedanken mit dem jungen, hoffnungsvollen Menſchen beſchäftigt.

Es waren gemiſchte Gefühle, mit denen Heinrich Lehmfink auf den um einige Jahre jüngeren Freund blickte. Zweierlei hatte Fritz Berting vor ihm voraus, zweierlei, das neidlos einem anderen zuzugeſtehen — und wäre es der liebſte Freund — wohl das Schwerſte iſt, was dem Manne zugemutet werden kann. Fritz war begabt auf einem Gebiete, das zu erobern auch er einmal geträumt hatte, Fritz war Dichter; Lehmfink wußte jetzt, daß er es niemals geweſen ſei und niemals werden würde. Und noch ein anderes Patengeſchenk war dem jüngeren Manne von einer generöſen Fee mitgegeben worden: das Glück bei Frauen. Nicht ohne Bitterkeit fragte ſich Heinrich Lehmfink manchmal, wenn er Alma und Fritz zuſammen-

ſah, was dieſer Menſch eigentlich vor ihm voraushabe, geliebt zu werden, wie er geliebt wurde.

Lehmfink erblickte im Weibe die Krone des Lebens. Er hatte ſich im Innerſten keuſch erhalten; darum war ihm ein ungetrübter Blick für die Weiblichkeit bewahrt geblieben. Man hätte von ihm ſagen können, daß er das Weib kenne, weil er die Weiber nicht kannte.

Für Lehmfink war Alma ein echtes Weib, gemacht, den Mann zu beglücken, alſo das Köſtlichſte, was die Natur hervorbringt. Und er ſah mit geheimem Unwillen, daß Fritz Berting dieſen Demantſtein nicht nach ſeinem wahren Werte ſchätzte und behandelte. Was bedeutete es in Lehmfinks Augen, daß Alma von niederer Herkunft war! Sagte ihm doch ſeine Menſchenkenntnis, daß dieſes ungebildete Geſchöpf das Herz auf dem rechten Flecke habe, und daß in ihrem Weſen die mütterliche Güte des echten Weibes ſchlummere.

Daß Fritz in wilder Ehe lebte mit dem Mädchen, fand Lehmfink weniger bedenklich, als die Thatſache, daß der junge Menſch ſich der Verantwortung, der großen Verantwortung, nicht bewußt war, welche mit einem ſolchen Verhältnis der Mann auf ſich nimmt.

Er wollte dem Freunde ja das leicht erworbene Glück gern vergönnen, aber ihm graute manchmal in Fritzens Seele. Gewiß, es hieß dem Künſtler ſeiner höchſten Gabe berauben, wollte man ihm die Sinnenfreude nehmen. Phantaſie, Empfänglichkeit, Schönheitsſinn, trieben ihn zum anderen Geſchlecht; aber dieſelben Eigenſchaften

machten ihm auch das Geſchlechtsleben zur furchtbaren Gefahr. Es war das heikle Dilemma im Leben des Schaffenden: er braucht das Weib wie das tägliche Brot. Seele und Leib ſchreien nach Ergänzung im anderen Geſchlecht. Und doch mußte ein Verhältnis, das in der Sinnlichkeit allein ſeine Nahrung fand, mit der Zeit der Verſumpfung anheimfallen. Es war Heinrich Lehmfinks innerſte Überzeugung, daß ein Künſtler, der hier Raubbau treibt, früher oder ſpäter an ſeinem Schaffen ſchweren Schaden leiden muß.

Denn obgleich er ſich ſelbſt nicht für einen Künſtler hielt, wußte Heinrich Lehmfink doch, daß Liebe und Kunſt aus der nämlichen Quelle ſtammen, daß Schöpfergabe nur verdichtete Kraft iſt des Liebens.

Zweites Buch

Fritzens Roman wuchs inzwiſchen zu einem Umfange heran, der den Autor ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Jeder Einfall lockte neue Einfälle herbei, ſo daß es war, als habe er — wie er in der Jugend manchmal gethan — zur Sommerszeit bei Nacht das Fenſter geöffnet, und nun kamen die Motten und Schmetterlinge ſcharenweiſe herbei, vom Strahle der Kerze angelockt. Jede Geſtalt ſeiner Phantaſie hatte noch einen Schweif von Kindern und Kindlein hinter ſich, wie auf alten Bildniſſen die Fürſtinnen-Mütter. Er fand es ſchwierig, dem Gedränge zu wehren derer, die ſchon da waren und derer, die Einlaß begehrend, von ihm aufgenommen ſein wollten in ſein Buch.

Sein Geiſt brütete in einem fort über dieſem Werke, ſelbſt wenn er nicht daran arbeitete. Bei Tag und bei Nacht, beim Eſſen, beim Ausgehen, überall war er bei ſeiner Arbeit; wie ein Vogel, der ein Neſt hat, keine wichtigere Sorge kennt, als Futter herbeizuſchleppen für ſeine Jungen.

Manchmal fuhr er aus dem Schlafe auf mit einer funkelnagelneuen Idee, die ihm im Traume irgendwoher aus der Dunkelheit des Unbewußten gekommen war. Dann

lag er ſtundenlang wach und ſann das Erfundene zu Ende, fiebernd vor Erfinderglück, aber im ſtillen auch wieder qualvoll beunruhigt und bangend, wie ſich das Neue einfügen würde in das ſchon Stehende.

Oder er ſah eine menſchliche Phyſiognomie, die ihn frappierte, wurde Zeuge eines ſcheinbar bedeutungsloſen Vorgangs, las etwas ganz Indifferentes in der Zeitung, hörte ein Wort, das vielleicht garnicht für ihn berechnet war, und ſofort wurde ihm ein ſolch harmloſes Erlebnis zum Schlüſſel für eine Schatzkammer voll goldener Dinge, deren Fülle ihn beängſtigte. Wo anfangen, wo enden, wenn er dieſe Reichtümer einheimſen wollte in ſeine Scheuern. Jedes Kunſtwerk hatte doch ſeine natürlichen Grenzen; man mußte ſich irgendwie beſchränken auf das Mögliche.

Da hieß es denn ſtreichen, kürzen, ändern, nachträglich herausnehmen und wieder einfügen, umſtellen, ſtützen, motivieren. Er kam ſich oft vor wie einer, der in ein Rieſenfaß keltern ſoll, und jemehr Trauben er ſammelt und auspreßt, deſto größer und größer wächſt das Gefäß, ſo daß er verzweifeln muß, es jemals gefüllt zu ſehen.

Der Verleger Weißbleicher drängte, er wollte das Manuſkript haben. Der Termin, zu dem der Roman urſprünglich fertig ſein ſollte, war längſt überſchritten. Für den Weihnachtsmarkt konnte das Buch ſchon garnicht mehr in Frage kommen.

Weißbleicher war ſehr ungehalten. Er hielt Bertings Behauptung, daß ihm der Stoff unter den Händen ge-

wachſen ſei, für eine Bemäntelung von Schreibfaulheit. Hatte es irgend welchen Sinn, an einem Roman ſo lange zu düfteln und zu feilen! Das Publikum wollte ja garnichts künſtleriſch Vollendetes. Etwas Neues, Überraſchendes, Verblüffendes war die Hauptſache. Auf die Feinarbeit im Einzelnen zu achten, hatte der heutige Leſer nicht mehr die Geduld.

Darum erſchien es Zeit- und Kraftverſchwendung, wenn ein Autor lange an ſeinem Werke herumboſſelte. Haushälteriſch ſein mit den Mitteln, war ein wichtiges Handwerksgeheimnis. Ein Gedanke genügt für ein Buch; kam einem beim Schreiben ein neuer, ſo notierte man ſich den für das nächſte. Auf dieſe Weiſe konnte man im Jahre ganz gut ſeine zwei, drei, ja vielleicht ſogar vier Romane ſchreiben. So wurde man populär, bekam einen Namen. Mühelos ging das, man mußte nur fleißig ſein. Ökonomie vor allem! Die Reklame beſorgte der Verleger. Dann verdiente man ſpielend einen Haufen Geld.

Das die Geſchäftsprinzipien, welche der Verleger dem jungen Autor als unbedigt zum Erfolge führend, anempfahl.

Fritz Berting hätte über die Ratſchläge des emſigen Banauſen lachend zur Tagesordnung übergehen können, wenn nicht gerade jetzt die Frage des Geldverdienens abermals brennend für ihn geworden wäre. Rechnungen von Kaufleuten und Handwerkern liefen ein, die bezahlt ſein wollten, und in der Ferne drohte ſchon wieder der Quartalsſchluß mit der fälligen Miete. Der Wunſch, durch ſeine Kunſt etwas zu verdienen, wurde Fritz ſehr nahe gelegt.

Wenn es nur nicht ſo ſchrecklich geweſen wäre, ums Geld zu ſchreiben. Der Gedanke an den Preis lähmte, ſtatt anzuſpornen, er tötete die Fähigkeit des Hervorbringens in ihrem Urquell, der Freiheit. Es ſchien wie eine Sklavenpeitſche, die über einem geſchwungen wurde von unſichtbarer Hand.

Schlimmer aber zu ertragen war das, was in einem ſelbſt bohrte und nagte: der künſtleriſche Ehrgeiz. Er ſehnte ſich nach Anerkennung, hatte Hunger nach der ſüßen Speiſe des Erfolges. Was war ein Künſtler ohne die Reſonanz der Menge! Was bedeutete der Dichter ohne das Podium der Öffentlichkeit, von deſſen Höhe allein er weithin gehört werden konnte!

Und wenn er ſich nun ſeine künſtleriſche Laufbahn anſah, war ſie nicht ein großer Mißerfolg? Wer wußte denn etwas von dem Dichter Fritz Berting? Ein paar Kenner vielleicht, die ſeine Gedichte gelobt hatten und ihm beſtenfalls ein kleines lyriſches Talent zuſprachen. An ſein verunglücktes Drama wollte er garnicht denken.

Gleichgiltigkeit iſt ſchlimmer als Feindſchaft und Verfolgung. Denn in der Feindſchaft liegt doch wenigſtens Beachtung. Niederdrückend, vernichtend iſt das Gefühl: man will nichts von dir, du biſt überflüſſig, du magſt ſprechen oder ſchweigen, weinen oder lachen, niemand kümmert ſich darum.

Und dazu in den Blättern leſen zu müſſen von den Erfolgen anderer! Was für Leute wurden da als große Dichter geprieſen, was für Erzeugniſſe als epochemachende

Werke! Jede Woche entdeckte die berliner Kritik ein neues Genie. Kaum wurde ein Buch veröffentlicht, ein Stück aufgeführt, ſo verkündeten die begeiſterungsfähigen Propheten der Preſſe ſofort den Anbruch einer neuen Kunſtära.

Er kannte die meiſten dieſer Leute und wie ſie mit einander zuſammenhingen, wußte, warum der jenen lobte, warum jenes Werk von dieſem Kritiker in Grund und Boden verurteilt wurde. Er ſah ſie leibhaftig vor ſich, die Konventikel, Cliquen, Geſellſchaften für gegenſeitiges Lob, die das herſtellten, was dem Publikum als Kunſtkritik vorgeſetzt wurde, und was die Menge, wenn ſie es geleſen, als ihre eigene Meinung annahm.

Fritz Berting ſehnte ſich nicht nach dem Berliner Hexenkeſſel zurück. Er war ja mit verſengten Flügeln geflohen aus dieſer Hölle, in der ſo mancher ſeiner Freunde noch brannte.

Wenn Fritz den ganzen Tag am Schreibtiſch geſeſſen hatte, dann fühlte er ſich manchmal in ſeine Schulzeit zurückverſetzt. Wie damals war man nun wieder an ſein Penſum gebunden. Freilich jetzt war es ein anderes Arbeiten, ein ſelbſterwähltes, verantwortungsvolles, klippenreiches. Statt der Cenſur des Lehrers ſtanden die Selbſtkritik, der Zweifel am Gelingen als viel härtere Zuchtmeiſter im Hintergrunde. Für den Schüler war die Arbeit Zwang, die freie Zeit Glückſeligkeit geweſen. Heute waren Arbeit

und Freiheit gleichmäßig von Sorgen durchſetzt, und von jenen unſichtbaren Ketten gebunden, welche wir uns ſelbſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mit den Jahren ſchmieden.

Das Leben, das Fritz und Alma führten, war jetzt, wo die kalte Jahreszeit angebrochen, noch einförmiger als im Sommer, wo es doch hie und da ein Spaziergang oder ein Ausflug unterbrochen hatte. Früh kaum erwacht, nachdem man eine Taſſe dünnen Kaffees hinuntergeſtürzt hatte, ging er an den Schreibtiſch, ſie zu ihrer Nähmaſchine. Bis zum Mittag wurde ohne Unterbrechung gearbeitet. Dann eine halbkalte Mahlzeit, die man aus einer nahen Speiſewirtſchaft holen ließ. Darauf ging Fritz aus, um ſich mit Lehmfink im Café zu treffen. Dann wieder ein paar Stunden Arbeit; wenn Fritz es nicht vorzog, auf dem Sofa liegend eine Cigarette an der andern anzuzünden, über ſein Buch nachzudenken oder auch Grillen zu fangen, je nachdem ſeine Laune war.

Des Abends in ein feineres Lokal der inneren Stadt zu gehen, wie man es früher wohl gethan, verboten die Kaſſenverhältniſſe. Man blieb lieber in der wohlfeilen Gegend, in der man gekannt war, und wo man, wenn das Geld einmal ganz ausgegangen, Kredit erhielt.

Wer ihm das vor einigen Jahren geſagt hätte, daß ſeines Vaters Sohn einmal dahin kommen würde, Abend für Abend in ein Bierlokal zu gehen, wo als Stammgäſte Fabrikarbeiter, Handwerksgeſellen, Ladenjünglinge verkehrten, eine Geſellſchaft, in der der Unteroffizier als Standesperſon hervorragte!

Anfangs hatte ihn das Unäſthetiſche dieſer Atmoſphäre geſtört: der Geruch von Bier und Speiſen, der Dunſt von Fünfpfennig-Cigarren, der ordinäre Ton, der ſchmuddelige Anſtrich des Ganzen. Mit der Zeit aber fand er ſich wohl oder übel darein. Manchmal fühlte er ſogar ein gewiſſes, dem Gegenſatz zum Gewohnten entſpringendes Gefühl des Behagens in dieſer Umgebung. Hier konnte er ſeine Studien ergänzen. Dieſes Völkchen ahnte nicht, daß ein beobachtendes Auge auf ihm ruhe; ſie zeigten ſich völlig ungeniert in ihren primitiven Bedürfniſſen und harmloſen Beluſtigungen, Liebeleien, Eiferſüchteleien, gedankenlos ſich ſchlagend und vertragend, wie es einer ohne Erziehung und ohne Sittenkodex aufgewachſenen Klaſſe eigen iſt.

Den ganzen Abend ſpielte hier ein ſoeben aufgeſtelltes Orcheſtrion allerhand Gaſſenhauer, oder auch Partieen aus bekannten Opern. Viele lockte das nach „Stadt Paris“. Niemand von den Gäſten ſchien dieſes monotone Geräuſch als Karikatur von Muſik zu empfinden. Und auch Fritz, der doch muſikaliſche Kultur hatte, war bald ſoweit, daß ihm etwas fehlte, wenn das Inſtrument wegen Mangels an Gäſten einmal nicht in Gang geſetzt wurde.

Fritz und Alma hatten ihren Platz für ſich. Sie ſprachen mit niemandem, aber bald waren ſie mit den Phyſignomieen der Stammgäſte vertraut und hatten allerhand Eigentümlichkeiten an ihnen entdeckt, die zu beobachten harmloſe Beluſtigung gewährte.

Da war ein Liebespärchen, deſſen Verkehr darin be-

ſtand, daß er wortlos ein Gericht der Speiſekarte nach dem andern verſchlang, während ſie ſtumm dabei ſaß, und ohne ſelbſt irgend etwas zu genießen, ſich mit ſeligem Lächeln an dem Anblick ſeines Appetits ſättigte. Ein junger Commis mit durchgezogenem Scheitel im pomadiſierten Haar, der die Anknöpfmanſchetten unter den Ärmeln hervorzuziehen pflegte und einen großen Glasdiamanten in der bunten Krawatte trug, kam des Büffettfräuleins wegen und ließ dieſer fetten, ſehr viel gähnenden Schönheit zuliebe namhafte Summen aufgehen. Ein älterer Mann im Arbeitskittel war das Ärgernis von Wirt und Kellner, weil er den ganzen Abend über nur einen Schnitt Bier trank, dazu ſelbſt mitgebrachtes trockenes Brot und Käſe verzehrte, dafür aber ſämtliche im Lokale ausliegende Zeitungen durchlas.

Alma war groß im Herausfinden ſolcher Züge. Sie hatte den offenen Blick des Naturkindes, das alles bemerkenswert findet. Fritz mußte ſich ſagen, daß er im Beobachten ein Stümper ſei gegen das Mädchen. Auch die Schlüſſe, die ſie aus reinen Äußerlichkeiten auf Charakter und Weſen der Menſchen zog, überraſchten ihn oft durch ihre Richtigkeit. Ihre Sinne waren unblaſiert, und dazu beſaß ſie jene durchaus weibliche Genialität, zwiſchen ſich und der Umgebung ſofort ein Verhältnis herzuſtellen.

Das Mädchen hatte wahrhaftig nicht viel Spaß vom Leben: den ganzen Tag über Arbeit und Plackerei, des Abends als einzige Zerſtreuung ſtundenlanges Sitzen in

einem raucherfüllten Raume. Aber ſie wußte aus der geringſten Blume noch ihren Honig zu ſaugen. Wenn ſie lachend ihre ſchönen Zähne zeigte, konnte man nicht gut griesgrämig ſein. Es lag etwas Anſteckendes in der Anſpruchsloſigkeit dieſes ſonnigen Temperaments. Fritz nannte ſie eine „kleine Lebenskünſtlerin“, weil ſie es ſo meiſterhaft verſtehe, ſich den Verhältniſſen anzupaſſen und den Augenblick auszukoſten.

Alma und Fritz hatten ſich, nachdem ſie eine Zeit lang in ‚Stadt Paris‘ verkehrt, ſo ſehr an das dort aus- und eingehende Publikum gewöhnt, daß ihnen jeder neue Gaſt ſofort auffiel. Und auch ſie waren dort bekannte Perſönlichkeiten geworden. Daß Alma häufig bewundernd angeſtarrt wurde, war für Fritz nichts Neues. Solche von Neid nicht immer freien Blicke erhöhten das Glücksgefühl ſicheren Beſitzes.

Nur eines Abends fand er das Benehmen eines Gaſtes doch etwas dreiſt. Ein junger Mann, der erſt an einem entfernteren Tiſche geſeſſen hatte, von wo aus er Alma unausgeſetzt fixiert, erhob ſich, als in ihrer Nähe ein Platz frei wurde, und ließ ſich dort nieder, in der kaum mißzuverſtehenden Abſicht, dem Gegenſtande ſeines Intereſſes näher zu ſein.

Er war ſeiner Kleidung nach zu ſchließen ein Mann des beſſeren Arbeiterſtandes. Fritz fiel das haſtig ſcheue Weſen des langaufgeſchoſſenen, ſchmalbrüſtigen Geſellen auf, der auch auf ſeinem neuen Platze keine rechte Ruhe fand. Sobald man ihn anſah, blickte er in eine andere

Richtung, wie auf Unrecht ertappt. Dann wieder hob er ſein dunkles, tiefliegendes Auge und ließ es glühend auf Alma haften.

Hatte man es mit einem Kranken zu thun? Der Menſch zeigte jene bläulich-weiße Geſichtsfarbe eines, der kürzlich aus einer Anſtalt entlaſſen.

Das Benehmen des Burſchen erregte die Aufmerkſamkeit auch der anderen Gäſte. Alma hatte ähnliche Aufdringlichkeiten ſonſt mit Gleichmut hingenommen; heute zeigte ſie ſich peinlich berührt. Röte des Unwillens war ihr ins Geſicht geſtiegen.

Fritz wollte dem Wirt ein Zeichen geben, den läſtigen Geſellen zu entfernen, aber das Mädchen bat inſtändig, er möge doch keinen Aufſtand erregen; man wolle lieber gehen.

An keinem der nächſten Abende ſah man den ſonderbaren Heiligen wieder, und Fritz verlor den kleinen Zwiſchenfall ſchnell aus dem Gedächtnis.

* * *

Der Dichter Karol, alias Siegfried Silber, kam eines Tages zu Fritz. Er brachte ein Paket, das er vorläufig noch in ſeinem Umſchlage ließ. Trotzdem er offenbar bemüht war, indifferent zu erſcheinen, konnten die unruhig funkelnden Augen des kleinen Mannes das Intereſſe nicht gänzlich verleugnen, das er hier an allem nahm.

Fritz Berting war froh, Alma ſicher hinter ihrer Nähmaſchine jenſeits des Korridors zu wiſſen; ihm lag gar nichts daran, jenen eingeweiht zu ſehen in ſeine häuslichen Verhältniſſe.

Er bot dem Kollegen einen Stuhl an. Silber behauptete zwar, es eilig zu haben und um keinen Preis ſtören zu wollen, er wiſſe aus eigener Erfahrung, wie peinigend es ſei, aus der künſtleriſchen Stimmung geriſſen zu werden, aber ſchließlich nahm er den Stuhl doch an und blieb ſogar ziemlich lange darauf ſitzen. Er freue ſich ſo ſehr, Herrn Berting einmal allein ſprechen zu können, ſagte er.

Fritz wußte ganz gut, warum jener das „allein" ſo ſtark betonte. Mehr als einmal nämlich war man ſich in dem Café begegnet, wo Fritz Berting und Doktor Lehmfink einander zu treffen pflegten. Einmal hatte ſich Silber unaufgefordert an den Tiſch der beiden geſetzt, aber es wurde ihm zu verſtehen gegeben durch kurz angebundene Antworten und frühen Aufbruch, daß man auf ſeine Geſellſchaft keinen Wert lege.

Fritz hatte die Behandlung, die man dem kleinen Manne damals angedeihen ließ, eigentlich ungerechtfertigt hart gefunden. Lehmfink trug Schuld daran, dem, wie er ſelbſt geſtand, dieſer Kollege im höchſten Grade wiederwärtig war.

„Der kleine Siegfried Silber iſt eine Reporternatur," hatte Heinrich Lehmfink erklärt. „Du brauchſt nur ſeine Augen anzuſehen, Berting! Ohne das Taſchenbuch zu

ziehen, macht er ſich beſtändig Notizen. Zufällige Bemerkungen anderer bügelt er friſch auf, und bringt ſie als eigenes Patent in den Handel. Wenn du dich heute mit dem Menſchen über ein litterariſches Thema unterhältſt, ſo kannſt du es erleben, wie es mir ergangen iſt, nach einiger Zeit einen ſchlechten Aufguß deiner Ideen in irgend einem Feuilleton wiederzufinden. Er hat ja ſeine Laufbahn im Kleidermagazin des Vaters begonnen; ſeine litterariſchen Gewohnheiten erinnern daran. Er hätte beſſer gethan, beim Trödlergewerbe zu bleiben; in der Litteratur kann er nur Schaden ſtiften. Mit ſeinen emſigen Fingern verſucht er ſich an allem, am Größten wie am Kleinſten. Nichts giebt es, wozu er nicht den Beruf in ſich fühlte. Er wird nie um Einfälle verlegen ſein. Ich will ihm nicht Fleiß abſprechen und geiſtige Beweglichkeit, auch ein gewiſſes Geſchick zum Kombinieren iſt ihm eigen, ein ganz nettes Jongleurtalent, aber er ſoll mir den erſten originellen Gedanken nachweiſen, der von ihm ſelbſt ſtammt. Dagegen hat er die feinſte Witterung für das, was zeitgemäß iſt und was Erfolg verſpricht."

Hier hatte Fritz dem Freunde widerſprochen. Nach Erfolg ſtreben ſei ſchließlich nichts Unrechtes, in ſeiner Weiſe thue es jeder. Silber aber, dem obſkuren Feuilletoniſten oppoſitioneller Organe, die unter dem Sozialiſtengeſetze in ſteter Gefahr ſchwebten, kaſſiert zu werden, könne man nicht gut den Vorwurf machen, daß er Opportuniſt ſei.

Lehmfink hatte gelächelt und erwidert: „Es iſt

richtig, mit den regierenden Gewalten kokettiert Siegfried Silber nicht; vielmehr drapiert er ſich mit dem roten Mantel. Wie lange, wird ſich zeigen! Vielleicht thue ich ihm Unrecht; aber ich müßte mich ſehr täuſchen, er kommt ſich als Revolutionär bedeutend und höchſt intereſſant vor. Auch darin ſchlägt bei ihm die Raſſe durch, in dieſem Agieren einer freiheitlichen Rolle. Wenn es ihm gar gelänge, eine Märtyrerkrone ſich zu erwerben, ſo wette ich, würde er ſie in Gold umzumünzen verſtehen."

Fritz Berting mußte an dieſe Worte denken, als Siegfried Silber jetzt vor ihm ſaß, in geſucht devoter Haltung. Ein Menſch, deſſen letzte Motive ſchwer zu ergründen waren. Er kam vom Hundertſten ins Tauſendſte; erzählte von ſeinen litterariſchen Abſichten, ſeinen volkserzieheriſchen Plänen, ſprach von dem Arbeiterbildungsverein, deſſen „geiſtiger Mittelpunkt" er ſei. Dazwiſchen immer Fragen nach der Anſicht des anderen und dann jener lauernde Blick, mit dem er die Antwort gewiſſermaßen einſaugen zu wollen ſchien. Lehmfink hatte vielleicht doch nicht ſo ganz unrecht, obgleich bei dem Urteil über einen Siegfried Silber ſein Antiſemitismus mit in Betracht zu ziehen war.

Schließlich merkte Silber doch, daß er lange genug geblieben ſei. Er ſprang auf, bat um Entſchuldigung. Es ſei ein wahrer Hochgenuß, ſich „mit einem Ebenbürtigen" zu unterhalten; ein Glück, das ihm ſo gut wie niemals blühe. — Dann ſchnürte er das Paket auf, welches er die ganze Zeit über in den mageren, unruhigen Fingern

gehalten hatte, und legte ein Manuſkript auf den Tiſch. Dies ſei ſein Roman: „Im Getto“. Es liege ihm außerordentlich viel daran, Herrn Bertings Anſicht darüber zu hören. Er laſſe das Manuſkript hier und ſehe mit Spannung dem Urteil entgegen.

Fritz Berting war nicht gerade entzückt von der Ausſicht, ſich durch den umfangreichen Stoß eng beſchriebenen Papiers durcharbeiten zu müſſen. Er ließ das Manuſkript über eine Woche lang unberührt liegen, bis er eines Tages, als die eigene Arbeit durchaus nicht in Fluß kommen wollte, nach dem „Getto“ griff, erſt darin herumblätternd hie und da zur Stichprobe ein paar Zeilen leſend. Dabei wurde ſein Intereſſe rege. Er begann von vorn und legte erſt ſpät abends das dicke Manuſkript weg, bis zur letzten Zeile durchgeleſen.

Der Roman ſchilderte die Schickſale eines modernen Juden, der ſich vom kleinen, ärmlichen Bocher emporgearbeitet hat, aus eigener Kraft zum reichen, einflußreichen Manne. Trotz ſeines Erfolges iſt das Geſchick des Helden ein tragiſches. Die Welt beugt ſich vor ſeiner Überlegenheit, man fürchtet ihn, aber liebt ihn nicht, und gerade Liebe iſt es, was er ſucht. Geheime Neigung treibt ihn zu dem Volke, in deſſen Mitte er lebt. Er will nicht ein Fremder bleiben, er will angeſehen ſein von ihnen als ihresgleichen.

Aber überall ſtößt er auf Verkennung, Widerwillen, Haß, Verachtung. Ein junges Mädchen aus chriſtlicher Familie, um deſſen Hand er wirbt, weiſt ihn ab. Ein

Freund, in deſſen Adern blaues, ariſches Blut fließt, den er vom Bankerott gerettet, verleugnet ihn ſchnöde. Er erſtrebt ein Ehrenamt in ſeiner Heimatgemeinde, um die er große Verdienſte hat, muß aber erfahren, daß man ſein Geld zwar gern annimmt, die Ehren des Vollbürgers ihm zuzuerkennen jedoch nicht geſonnen iſt.

Überall die Schranken des Gettos, die noch lange nicht beſeitigt ſind in unſeren Tagen, und die um ſo drückender und erniedrigender wirken, weil ſie nicht mehr als eine weithin ſichtbare Mauer, ſondern mehr wie eine gläſerne Wand Menſch von Menſchen, Raſſe von Raſſe ſcheiden.

Das Buch ſchließt damit, daß der Held das zu ſein ſich vornimmt, wozu ihn die chriſtliche Geſellſchaft gemacht hat: ein kalter, gefühlloſer Feind und Schädling, ein Vampyr am fremden Blute, kurz, ein Jude, wie er vom Antiſemitismus als typiſch für das ganze Volk hingeſtellt wird.

Offenbar hatte Silber viel Selbſterlebtes in das Buch verarbeitet. Darüber verzieh man Übertreibungen und Ungerechtigkeiten. Fritz hatte öfters lächeln müſſen über die Verzeichnungen, die dem Autor vor allem dort begegnet waren, wo er das Leben der guten Geſellſchaft hatte darſtellen wollen. Silber kannte die höheren Stände jedenfalls nur vom Hörenſagen. Das vornehme Milieu war aus der Froſchperſpektive geſehen und mit der Feder des Pamphletiſten geſchildert. Echt wirkte er nur da, wo er die Geiſtesverfaſſung des Helden

ſchilderte, die Zerriſſenheit ſeiner Seele, das Schwanken zwiſchen Haß und Zuneigung gegenüber dem Germanentum, die Liebe zum eigenem Volke als ganzem, aber auch die inſtinktive Abneigung gegen den einzelnen Semiten, der durch Erſcheinung und Weſen den Volksgenoſſen an die verhaßten Sklavenketten erinnerte, die man trug. Die tiefe Zwieſpältigkeit im jüdiſchen Charakter war hier von einem geſchildert, der ſie im eigenen Gemüt erlebt hatte.

Nimmermehr hätte man Silber eine ſolche Leiſtung zugetraut. Dies hier war wohl einer von jenen glücklichen Griffen, die dem Künſtler nur ſelten vergönnt ſind und immer nur dann, wenn der Geiſt voll iſt von unverarbeiteten Eindrücken, die ſich mit Naturkraft in einem Bekenntniſſe entladen. Daher die Übertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten, aber auch die Unmittelbarkeit und die Kühnheit des Buches. Das war wirklich mit Herzblut geſchrieben, mochte Lehmfink den kleinen Silber zehnmal einen Plagiator nennen, hier hatte er etwas wiedergegeben, was ihm vom Geſchick mit brennenden Lettern auf die Haut geſchrieben worden war.

Fritz entſann ſich noch deutlich der nervöſen Geſte, mit der Weißbleicher damals Karol aufgefordert hatte, ſein Manuſkript abzuholen. Jetzt, wo er es geleſen, konnte ſich Fritz ſchon denken, warum gerade dieſes Buch peinlich auf Weißbleicher und ſeine Art wirken mußte. Weil es ein Bekenntnis geheimer Leiden war, weil einer da aus der Schule ſchwatzte über Dinge, welche alle Eingeweihten kannten, die öffentlich ausgeſprochen zu ſehen aber doch

genierte. Daher des klugen Verlegers mißbilligendes Urteil: „Das Publikum will nun mal ſolch unſympathiſche Stoffe nicht.“

Fritz Berting brachte das Manuſkript dem Dichter perſönlich zurück. Siegfried Silber bewohnte ein winziges Zimmer im vierten Stockwerk einer Mietskaſerne. Die Luft war ſchlecht, und der Raum machte nicht gerade einen ſauberen Eindruck. Fritz fand, daß ſeine eigene Wohnung, die ihm bisher ärmlich genug vorgekommen war, gegen dieſes traurige Gelaß gehalten, elegant und komfortabel ſei. Dem Bett konnte man nur den einen Vorzug nachrühmen, daß es wenig Platz wegnehme. Ein ſchmaler Tiſch, der noch dazu wackelig war, mußte als Waſchtiſch und zugleich als Schreibſekretär dienen. Kleider und Wäſche lagen in einer offenen Holzkiſte. Ein eiſernes Öfchen war zwar da, aber Silber entſchuldigte die Kälte im Zimmer damit, daß er nicht zu heizen wage, da der ſogenannte Ofen an Stelle von Wärme unerträglichen Rauch verbreite. Der kleine Mann trug über dem Nachthemd von fraglicher Sauberkeit den Winterüberzieher. Er hatte geſchrieben. Auf dem wackeligen Tiſch lagen die Manuſkriptbogen, daneben ſtand die Theemaſchine; außerdem machten Tintenfaß, Haarbürſte, einige Hemdkragen, Butterbüchſe und ein angeſchnittenes Brot ſich den Platz auf der Tiſchplatte ſtreitig. Das einzige prächtige, was es in dem ganzen Raume gab, war ein Bücherbrett mit neuem Konverſationslexikon, von dem ein Band, wohl eben benutzt, bei dem Manuſkript lag.

Fritz hatte ſchon manche Bohemien-Wohnung geſehen; er wunderte ſich daher nicht allzuſehr über das, was er hier fand. Er legte ſein Paket auf das Bett und ſetzte ſich ſelbſt auf den einzigen vorhandenen Stuhl. Der Dichter des „Getto“ aber war über den Beſuch ſo in Ekſtaſe, daß er es auf dem Bett nicht lange aushielt. Wie er es fertig brachte, ſich in dem engen Raume zu bewegen, war ein Rätſel, aber thatſächlich lief er, während Fritz ſeine Anſicht über den Roman ausſprach, haſtig auf und ab.

Als Fritz geendet, hielt ihm der Autor mit theatraliſcher Gebärde die Hand hin zum Einſchlagen, und dankte mit Worten überſchwänglicher Freude. Nun ſei es ihm ganz gleichgiltig, ob ſein Roman gedruckt werde oder nicht. Was könne dem Stolze, der Genugthuung gleichkommen, daß ein „Eigentöner“ ihn anerkenne. Jetzt habe ſein Werk die Weihe erhalten, und er ſcheue ſich faſt, es nun noch dem profanen Leſepöbel vorzulegen.

Fritz ſuchte das Geſpräch auf anderes Gebiet zu lenken in der Sorge vor weiteren Liebeserklärungen. Aber der geſchmeichelte Autor ließ ein Thema, das ihm ſo gut mundete, nicht ohne weiteres fahren. Immer und immer wieder fragte er: welche Partieen des Buches Fritz am beſten gefallen hätten, was er von der und der Stelle, von dieſem und jenem Charakter halte. Mit einer Gier, die der Komik nicht entbehrte, ſtürzte er ſich auf jeden Brocken der Anerkennung, der ihm dargereicht wurde.

Ein paar Tage darauf erhielt Fritz einen Brief von Siegfried Silber, in welchem dieſer ihn einlud, einem Vor-

trage beizuwohnen, den er im Arbeiterbildungsvereine über Heinrich Heine halten wolle. Fritz war sofort entschlossen, die Einladung abzulehnen. Einmal wollte er den allzu beifallssüchtigen Kollegen um keinen Preis in seiner Eitelkeit bestärken, und dann behagte ihm auch das Milieu nicht, in dem der Vortrag stattfinden sollte. Er hegte für den Verfasser des Buches der Lieder, den er in einer gewissen Periode seines Lebens vergöttert hatte, soviel Dankbarkeit und Liebe, daß er ihn nicht gern profanisiert sehen mochte. In Berlin war er mit jenen Bestrebungen flüchtig in Berührung gekommen, welche die Devise: „Die Kunst dem Volke“ auf ihr Panier geschrieben haben. Er hatte sich nicht davon überzeugen können, daß hierbei etwas Heilsames herauskomme. Als Mittel zum Zweck war ihm die Kunst zu schade, sie hatte höhere Aufgaben zu erfüllen, als Schulmeisterin der Massen zu sein. Wohl konnte man die Poesie herabdrücken von ihrem erhabenen Sockel, aber nimmermehr den Proletarier zu ihr emporziehen. Denn aller wirklich reine Kunstgenuß setzte ästhetische Kultur voraus, und die war von Menschen nicht zu verlangen, deren Tag im Kampf um das Brot aufging.

Er schrieb etwas Ähnliches an Silber und dankte ihm für seine freundliche Einladung, von der er jedoch keinen Gebrauch machen könne.

Während dieser Briefwechsel geführt wurde, sah Fritz den Dichter Karol täglich von weitem im Café. Man grüßte sich, aber an den Tisch von Berting und Lehmfink wagte er sich doch nicht ein zweites Mal heran, obgleich

ſein ſpähender Blick oft genug voll ſchlecht verhehltem Intereſſe da hinüber wanderte, wo die beiden ſaßen.

Eines Tages jedoch, als Lehmfink, abgehalten durch irgend einen Zufall, dem Café ferngeblieben war, kam Silber zu Fritz heran und fragte geſucht beſcheiden, ob er ſich heute ausnahmsweiſe an den Tiſch ſetzen dürfe. Dieſe Bitte konnte nicht gut abgeſchlagen werden.

Es war der Tag, an dem abends der Vortrag im Arbeiterbildungsvereine ſtattfinden ſollte. Silber beſtürmte Fritz zu kommen. Ganz gut könne er zwar die Auffaſſung verſtehen, wonach die Kunſt Kaviar iſt fürs Volk; ja, bis zu einem gewiſſen Grade teile er ſie. Denn auch er ſei Künſtler, habe empfindliche Nerven, und der Gedanke, die Poeſie zu erniedrigen, erſcheine ihm, als ſolle eine geliebte Perſon vor ſeinen Augen geſchändet werden. Aber eins bitte er doch zu bedenken: es handle ſich hier um eine „Menſchheitsangelegenheit“. Die ſoziale Frage ſei nicht ſo ſehr eine Magenfrage, als das unwiderſtehliche Drängen der unteren Schichten empor zum Licht. Der Anteil an den Glücksgütern der Welt ſei den Proletariern verſagt, ſolle ihm auch noch der Weg verſperrt bleiben, der zu Schönheit führe, zur Freiheit im Geiſt? — Wenn die oberen Zehntauſend dem Sehnen des Volkes nach Erlöſung von jahrtauſende altem Druck in frivoler Weiſe mit dem Sozialiſtengeſetze geantwortet hätten, ſo ſei es officium nobile der Intellektuellen, ſich der Mißhandelten anzunehmen. Das Höchſte müſſe man ihnen reichen: die Kunſt. Und wenn dieſe Ärmſten zunächſt

auch noch unfähig erſcheinen ſollten, die köſtliche Gabe ganz zu erkennen, ihr feinſtes Aroma zu genießen, ſo ſei der Wein darum doch nicht verſchüttet. Wenn ihnen nur eine Ahnung davon aufgehe, daß es über dem Kampf ums Daſein noch ein höheres Reich gäbe äſthetiſcher Begeiſterung, ſo wäre ſchon viel gewonnen. Den geiſtig Armen ein Fenſter zu öffnen nach dieſer Richtung hin, das ſei die Aufgabe, die er ſich geſtellt habe, und er glaube nicht ganz unbegabt für ſolche Miſſion zu ſein. Doch liege ihm unendlich viel daran, von einer hochgebildeten Perſönlichkeit zu erfahren, ob ſeine Methode die richtige ſei. Kurz, es würde ihm zur höchſten Genugthuung gereichen, wenn er von Berting, der ihm ſchon über ſeinen Roman das wertvollſte Urteil gegeben, nun auch über dieſe Seite ſeiner Thätigkeit etwas Maßgebendes zu hören bekäme. —

Der kleine Mann beſaß eine Art aufdringlicher Beredſamkeit, der man ſich ſchwer zu entziehen vermochte. Fritz Berting lächelte über die Geſchicklichkeit dieſes Menſchen und über die eigene Schwäche. Sich ſo einfangen zu laſſen! — Aber er ſagte ſchließlich zu, ſchon um der Unbequemlichkeit zu entgehen, gegen den zungengewandten Silber die Gründe ſeines Fernbleibens noch weiterhin verteidigen zu müſſen.

Er begab ſich in der neunten Abendſtunde nach dem Reſtaurant, welches ihm als Verſammlungslokal des Arbeiterbildungsvereins bezeichnet worden war, ohne ſich allzuviel Genuß von dem Abend zu verſprechen.

In einem kleinen Saale, in deſſen Mitte ein langer Tiſch aufgeſtellt war, fand er etwa drei Dutzend Männer verſammelt. Man ſah ihnen die Arbeiter durchaus nicht auf den erſten Blick an. Nichts war da von groben Manieren, von überlauten Stimmen, nichts vom Schweiß und Staub der Arbeit zu merken, ohne die mancher Gebildete ſich den Proletarier nun einmal nicht denken kann. Im Gegenteil! In ihrem ganzen Weſen und Auftreten hoben ſie ſich vorteilhaft ab von dem formloſen Sichgehen-laſſen des Mittelſtandsphiliſters. Man hatte es mit Leuten zu thun, die das, was ſie ſich an Bildung mühſam genug erworben hatten, mit doppelter Sorgfalt wahrten. In der Art, wie ſie ihre korrekten Perioden bauten, wie ſie jedes Wort mit peinlicher Genauigkeit ausſprachen, verriet ſich geheime Sorge vor Sprachfehlern, die ſie hätten zu Ungebildeten ſtempeln können.

Siegfried Silber ſaß am unteren Ende der langen Tafel. Nachdem der Präſident des Vereins ein paar kurze Worte der Begrüßung geſprochen, erhob ſich der Vortragende und begann ſeine Rede.

Er ſprach glatt und gewandt, in jenem leichtfließenden, unbefangenen Tone, der von vornherein dem Hörer das angenehme Gefühl der Sicherheit giebt und den Eindruck hervorruft, als ſchüttle der Redner alles aus dem Ärmel. Im Fluge ließ er zur Einleitung ein paar Jahrhunderte Litteraturgeſchichte an den Ohren der erſtaunten Hörer vorüberrauſchen, nannte einige große Namen: Leſſing, Goethe, Herder — die Bekanntſchaft mit ihren Werken

ſetzte er als ſelbſtverſtändlich voraus. Hie und da ſtreifte er auch Geſchichte, Wiſſenſchaft und Philoſophie. Das alles im Handumdrehen, als operiere er mit einer Laterna magica, die einzelne grelle Bilder auf die Wand wirft, um ſie ebenſo ſchnell wieder verſchwinden zu laſſen.

Die Hörer folgten dem Abbrennen dieſes dialektiſchen Feuerwerks voll Intereſſe. Einzelne machten ſich Notizen. Die meiſten hingen wie gebannt an den beredten Lippen des jugendlichen Vortragenden. Hin und wieder entfeſſelte eine beſonders gepfefferte Bemerkung Gelächter oder Beifallsſtürme. Bei dieſem Publikum fiel nichts unter den Tiſch.

Fritz Berting, dem der Vortrag nicht allzuviel Neues bieten konnte, hatte Zeit, ſich die Phyſiognomieen der Hörer zu betrachten. Es waren intelligente Geſichter darunter. Man hatte es offenbar mit einer geiſtigen Elite zu thun. Mehr aber noch als Intelligenz zierte ſie der Ausdruck des Willens, der Aufmerkſamkeit, des Ganz-bei-der-Sache-ſeins. Da ſah man keine blaſierte, gelangweilte Miene der Überſättigung und auch nicht die ſtumpfe Gleichgiltigkeit derer, die niemals Appetit empfinden. Dieſe Männer fühlten geſunden Hunger, Neugier im beſten Sinne. Sie wollten ſich bereichern, etwas davontragen; nicht umſonſt wollten ſie ihre Feiertagskleider angelegt haben.

Siegfried Silber war ihr Mann. Er würzte den Vortrag mit Anekdoten, Vergleichen, Pointen, verſtand es, das litterariſche Thema dem Laien mundgerecht zu machen. Gelegentlich ein Citat, ein Vers, ein Stück Heineſcher Proſa.

Fritz mußte im geheimen lächeln über die geſchickte Art, wie der Redner den Stoff für ſeine Hörerſchaft zurechtgeſtutzt hatte. Der Heinrich Heine, den er ſchilderte, war mehr der Dichter des „Wintermärchens“ und des „Atta Troll“ als der des „Liederbuches“ und der „Neuen Gedichte“. Silber zeigte den Märtyrer Heine, der um ſeiner vorgeſchrittenen Ideen willen verfolgt wurde vom Haß der Fürſten, Pfaffen und Bourgeois, und im Exil endete. Ein Schickſal, verſtändlich und ergreifend gerade für dieſe Hörer. Die Vergleiche, die er zwiſchen der vormärzlichen Reaktion und dem Drucke zog, der neuerdings wieder auf Deutſchland laſte, ſchlugen ein, machten die ſtraff geſpannten Saiten politiſcher Erregung vibrieren, in der ſich eine Menſchenklaſſe befand, über welcher das Ausnahmegeſetz aufgerichtet war. Er ſtempelte Heinrich Heine zum Volkshelden, zum großen politiſchen Kopf, zum Vorläufer der modernſten Freiheitsideen.

Was wohl Lehmfink ſagen würde, hätte er dieſen Vortrag mit angehört, fragte ſich Berting wiederholt. Heinrich Heine zur größten Erſcheinung gemacht des geiſtigen Lebens in Deutſchland ſeit Goethes Tode! —

Aber man hatte nicht den Eindruck, als ob jener bewußt fälſche, oder auch nur übertreibe. Siegfried Silber glaubte an Heines Größe. Für ihn war das, was an dieſer in tauſend Farben ſchillernden Perſönlichkeit dem Germanen Lehmfink fragwürdig, verdächtig und abſtoßend erſchien, echt, natürlich und vertraut. Weil ſelbſt in Fragen des Geſchmackes das Blut doch ſchließlich den Ausſchlag

giebt. Der kleine Siegfried Silber fühlte ſich dem Landsmanne verwandt. Für ihn war Heinrich Heine der klaſſiſche Interpret ſeiner eigenen tiefſten Gefühle und Schmerzen.

Fritz war es noch nie ſo ſtark aufgefallen, wie durch und durch ſemitiſch Silber eigentlich ſei, als heute abend, da er ihn vor dieſer Verſammlung von deutſchen Arbeitern ſprechen hörte.

Eine fremdartige Erſcheinung: ſcharfe, markante Züge, das Haupthaar ſchwarz glänzend, wie das Gefieder eines Raben; durch den dünnen, an der Spitze geteilten Bart die gilbliche Haut hindurchſchimmernd. Rote, volle Lippen. Das Weiß der Augen mit der dunklen Pupille doppelt glänzend in der Umrahmung dichter, ſchwarzer Wimpern; oft blitzte dieſes Auge wie ein Dolch, wenn ſich das ſchwere Lid plötzlich hob. Dazu die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit der Züge, das Draſtiſche der Geſten, der ſchlaffe Körper mit den mageren Gliedern, unſchöne, nervös zappelnde Hände. Viel Theaterpoſe, wenig Würde, das ganze Weſen an der Oberfläche liegend, aber darum umſo kecker, lebhafter und intenſiver.

Und dagegen ſeine Hörer, dieſe großköpfigen Arbeiter mit den ſchweren, ausgearbeiteten Gliedmaßen; die Stirnen ſorgenvoll, nachdenklich, der Blick gutmütig, träumeriſch, das Weſen ernſt, zurückhaltend, verinnerlicht und ſchwerfällig.

Fritz bedauerte in dieſem Augenblicke lebhaft, kein Zeichner zu ſein, daß er dieſen Gegenſatz hätte mit ein paar Strichen feſthalten können. Dieſe Hörerſchaft und

dieſen Redner! Das Bild hätte Bände von Raſſen-Pſychologie ſprechen müſſen.

Siegfried Silber war die wichtigſte Eigenſchaft ſeines Stammes eigentümlich: ſich durchzuſetzen. Wenn man bedachte, der ganze Menſch war zweiundzwanzig Jahre alt. Seine äußere Lage war urſprünglich auch nicht günſtiger, ſeine Bildung nicht beſſer geweſen als die ſeines Publikums. Und hier ſaßen ſie nun, mancher Graukopf unter ihnen, und lauſchten andächtig den Worten dieſes fremden Jünglings, machten ſeine Weltanſchauung zu der ihrigen, erkannten ihn an als ihren geiſtigen Führer.

* * *

Das entſtehende Kunſtwerk iſt für den Künſtler was für die Mutter die unter ihrem Herzen heranwachſende Frucht. Alle Kräfte des Körpers wie der Seele werden nach dem einen Punkte gezogen, wo neues Leben ſich entwickelt. Ein natürlicher Schutztrieb lehnt das Schädliche ab, macht gleichgiltig gegen alles, was nicht Bezug hat auf dieſes Wichtigſte, ſtößt ſogar das ſonſt Geliebte und Gewohnte von ſich.

Fritz Berting war in dieſer Zeit heißeſten Ringens mit dem Stoffe äußerſt empfindlich geworden gegen die Vorgänge und Einwirkungen der Außenwelt. Das geringſte Geräuſch, ein lautes Wort, ein unangenehmer Geruch im Quartier, ein Mißton von der Straße her, konnten ihn aus dem Konzept bringen. Eine Frage, die ihn

nötigte, ſeine Gedanken von der Arbeit abzuwenden, war im ſtande, ihn auf Stunden hinaus unfruchtbar zu machen.

Alma hatte infolge deſſen keinen leichten Stand. Von dem, was ſich in ihm abſpielte, ahnte ſie nichts; daß Fritz in keinem normalen Zuſtand ſei, ſah ſie, merkte es täglich und ſtündlich. Es verging kaum ein Tag, wo er ſie nicht zu Thränen gebracht hätte durch ſein ſchroffes, ungerechtes Weſen.

Sie konnte ſich den rätſelhaften Zuſtand nicht anders erklären, als daß er krank ſei. Gern hätte ſie geholfen, wie damals in Berlin nach ſeiner Niederlage. Sie wollte ihn pflegen, ihm durch ihre Liebe erſetzen, was er verloren, gut machen, was ihm Böſes widerfahren war. So verſtärkte ſie ihre Zärtlichkeit gegen den Geliebten, und vermehrte dadurch nur ſeinen Widerwillen gegen das, was auf ihn wie läſtige Zudringlichkeit wirkte.

Er wußte jetzt, daß er einen großen Fehler begangen hatte, mit Alma zuſammenzuziehen. Er hatte ſich dadurch ſelbſt die Freiheit unterbunden und eine ſchwere Laſt aufgebürdet. Ohne Ehemann zu ſein, trug er doch das ganze Joch des Eheſtandes.

Was hatte er früher geahnt von den Plackereien, den Ausgaben eines Hausſtandes? Was hatte er gar von der Verantwortlichkeit gewußt für ein fremdes Weſen?

Nun war er gebunden. Die intimen Erlebniſſe der Liebe, wenn ſie auch nicht die Bedeutung eines geſchriebenen Kontraktes hatten, waren doch Ketten, die den Menſchen

unſichtbar an den Menſchen feſſelten. Selbſt wenn dieſe Erlebniſſe flüchtig waren wie die Wellen, von denen die eine verdrängt wird durch die andere, ſo ließen ſie ſich doch nicht wegwiſchen aus dem Gefühle und aus dem Gedächtnis. Von dem Weſen einer Frau, mit der man verkehrte, wie er mit Alma Lux, behielt man etwas im Blute fürs Leben.

Und wenn es auch nur die Gewohnheit geweſen wäre, ſie um ſich zu haben, ihr Anblick, das Bewußtſein, ſie jeden Augenblick herbeirufen zu können.

Dazu all die Dinge, die man von einander wußte, die Geſtändniſſe, die ſie ihm gemacht, der unvergeßliche Duft von dem, was ſie ihm in der allererſten Zeit ihrer Liebe geweſen, das Opfer ihrer Jungfräulichkeit, ihm gebracht — alles das waren Feſſeln!

Er konnte das Mädchen nicht auszahlen für ihre Liebe; ſie war keine Dirne. Er konnte ihr auch nicht kündigen wie einem Dienſtboten, ihr ſagen: ſo, nun iſt die Zeit abgelaufen, geh deiner Wege!

Aber gerade, daß ſie ihm ſo viel war und immer mehr werden mußte, beunruhigte ihn oft aufs äußerſte. Was ſollte daraus werden? Heiraten! — Damit hätte er das, was ihn jetzt ſchon drückte, zu einer Bürde gemacht fürs ganze Leben.

Er wußte auch, daß Alma das gar nicht von ihm verlangte, nie verlangt hatte und niemals verlangen werde. Wozu hätte er mehr thun ſollen, als von ihm gefordert wurde? Sie durch das Band der Ehe zur Treue

zu verpflichten, war nicht nötig. Er traute ihr durchaus; auf ihre Ehrlichkeit, Reinheit und Treue hätte er Häuſer bauen wollen.

Aber es gab in dieſem Verhältniſſe, dem zur wirklichen Ehe nur die rechtliche Sanktion zu fehlen ſchien, noch andere Schwierigkeiten. Fritz merkte es wohl, daß ihm und Alma von den Menſchen keine beſondere Achtung entgegengebracht wurde. Da war gleich zu Anfang, als er ſich bei der Polizei angemeldet hatte, der Beamte geweſen, der ihn nach den Papieren des „Frauenzimmers“ gefragt hatte, dabei etwas von „wilder Ehe“ munkelnd. Der Herr von der Steuerkommiſſion, der einige Wochen ſpäter auftrat, um ſich nach Fritzens Vermögensverhältniſſen zu erkundigen, zeigte ſich zwar höflicher, ſchüttelte aber doch auch bedenklich den Kopf. Schriftſteller ohne feſte Einnahme, und das Fräulein, Konfektioneuſe von Beruf, jetzt ohne Anſtellung! — Dieſes Paar ſchien im höchſten Grade verdächtig. Man ſah in ihm ein Individuum, auf welches die Behörde ein Auge zu behalten für angezeigt hielt. Das war ein deprimierendes Empfinden für einen, der wie Fritz Berting bisher, im Bewußtſein guter Abkunft und Erziehung, das Gefühl voller Freiheit und Unabhängigkeit genoſſen hatte.

Unangenehmer faſt noch war die Neugier der kleinen Leute zu ertragen, der Händler, Bedienſteten, Handwerker, mit denen man täglich in Berührung kam. Bei ihnen herrſchte weniger Grobheit als zudringliche Reſpektloſigkeit dieſem intereſſanten Paare gegenüber. Man lächelte ſie verſtändnisvoll an, wo immer ſie auftraten. Auf der

Straße wandten ſich die Köpfe, gelegentlich wurde ihnen auch etwas nachgerufen. Eines Tages bekam Fritz einen Brief zotigen Inhalts mit Karikaturen, die ſich auf ihn und Alma bezogen, anonym zugeſandt.

Das Pikante der illegalen Verbindung war es, was die Menſchen zu einer mit Neid, Neugier und Lüſternheit ſtark durchſetzten, moraliſchen Entrüſtung reizte.

Fritz litt darunter mehr als Alma. Er fühlte ſich getroffen in ſeinem geſellſchaftlichen Stolze ſowohl wie in ſeinem männlichen Ehrgefühl. Erlebniſſe wie dieſe zeigten ihm, daß er deklaſſiert ſei, daß er und Alma in einem Zuſtande der Vogelfreiheit lebten. Gern hätte er ſich und die Geliebte verteidigt. Aber die Pfeile der Verachtung, die ſie beide trafen, wurden von unſichtbaren Schützen abgeſchoſſen. Er hatte es mit einem unperſönlichen Gegner: der öffentlichen Meinung, zu thun.

Alma empfand in dieſen Dingen anders als ihr Geliebter. In der Klaſſe, aus der ſie ſtammte, legte man auf perſönliche Ehre geringen Wert. Sie war im Leben genug hin und her geſchoben worden, um zu wiſſen, daß die Menſchen überall gehäſſig, klatſchſüchtig und neidiſch ſind und keinem ſein Glück gönnen wollen. Was bedeutete ihr die öffentliche Meinung? Wenn Fritz nur treu zu ihr hielt! Ihr Stolz war, ihm treu zu ſein, ihre Ehre, ihn allein zu lieben, und ihr Glück, ſich von ihm geliebt zu wiſſen.

Das Verhältnis zur Quartierwirtin begann ſeine Schattenſeiten zu zeigen. Frau Klippel gehörte zu den

Perſonen, die, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, unfehlbar die ganze Hand nehmen. Fritz bereute jetzt lebhaft, ſich mit ihr auf Unterhaltungsfuß geſtellt zu haben. Das Material, das ſie ihm für ſeine Lokalkenntnis geliefert hatte, war teuer bezahlt.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Frau Klippel, ebenſogut wie ſie Fritz mit der ſchmutzigen Wäſche des ganzen Stadtquartiers bekannt gemacht hatte, auch über ihn und Alma allerhand Ungeheuerlichkeiten verbreitete. Vielleicht war vieles von der Mißachtung und Neugier, die ſie um ſich her lebendig ſahen, nur Folge der Klatſchſucht ihrer Wirtin.

Fritz fand es äußerſt ſchwierig, ſich die redſelige Perſon vom Halſe zu halten, nachdem er einmal geduldet, daß ſie ihre Neuigkeiten bei ihm ablade. Er konnte ſich manchmal nur durch Verriegeln der Thüre vor ihrer Zudringlichkeit ſchützen. Schwerer aber noch rächte es ſich, daß auch Alma in eine gewiſſe Vertraulichkeit mit der Quartierwirtin geraten war. Es hatte ſich eingebürgert, daß ſie ihre Mahlzeiten mit der Familie Klippel einnahm, ſo oft Fritz allein auswärts eſſen ging; und das war in der letzten Zeit öfters vorgekommen. Es erſchien ſo bequem, Alma brauchte dann nicht Toilette zu machen zum Ausgehen, und wurde weniger unterbrochen in ihrer Arbeit.

Aber der hinkende Bote kam nach in Geſtalt einer Rechnung von Frau Klippel. Darin ſtellte die Quartierwirtin für Almas Beköſtigung unverſchämte Forderungen.

Fritz bezahlte die Rechnung, hielt aber nicht hinter

dem Berge mit ſeiner Anſicht über den Preis. Das gab wiederum Frau Klippel Anlaß zu erklären, daß ſie viel zu wenig nehme in Anbetracht der Unannehmlichkeiten, die ſie von Mietern habe, über welche die Leute allerhand redeten. Fritz verbat ſich dergleichen Anzüglichkeiten.

So gab ein Wort das andere. Bei Frau Klippel war nun einmal die Schütze gezogen, die für gewöhnlich eine Flut ſchmutzigen Waſſers zurückſtaute.

Sie wäre eine anſtändige Frau, betonte ſie ſehr ſtark. Mit zweien zugleich es zu halten, ſei nicht „komilfo", das habe ſie niemals gethan. Wenn der Herr etwa glaube, daß er Fräulein Lux für ſich allein habe, dann täuſche er ſich gewaltig.

Alma, die im Nebenzimmer war, hatte die überlaut geführte Unterhaltung mit angehört. Sie kam jetzt hereingeſtürzt, bleich vor Erregung, und fuhr auf die Verleumderin los. Fritz wunderte ſich, wie die Entrüſtung das ſanfte Mädchen verwandelt hatte. Frau Klippel fühlte ſich durch Almas Dazwiſchentreten auch nicht beſänftigt, und ſo gab es denn ein richtiges Weibergezänk. Fritz mußte die beiden ſchließlich mit Gewalt trennen.

Er führte Alma in ſein Schreibzimmer, ſchloß die Thür ab und ſuchte das Mädchen zu beruhigen. Ihre Erregung machte ſich Luft in einem Strom von Thränen. Fritz tröſtete ſie; nicht ein Wort glaube er von Frau Klippels thörichten Anſchuldigungen.

Da warf ſie ſich ihm um den Hals und flüſterte in ſein Ohr: ſie müſſe ihm ein Geſtändnis machen.

Fritz erzitterte. Für ihn gab es ein geheimes Schreckgespenst, das einen sehr leisen Schlaf hatte und ihn bei jedem kleinen Zufall, bei jeder noch so entfernten Anspielung in dumpfe Furcht jagte: die Möglichkeit, daß ihr Verhältnis Folgen haben könne.

Darum bedeutete das, was er jetzt zu hören bekam, geradezu eine Erleichterung für ihn.

Alma gestand ihm, sie habe in der letzten Zeit ein paar Mal mit einem alten Bekannten gesprochen. Es sei derselbe Mensch, der sie neulich in „Stadt Paris" so auffällig angestarrt habe. Den Tag danach hätte er sie auf der Straße angeredet, auch sei er, als Fritz gerade ausgegangen, einmal hier im Quartier gewesen zu kurzem Besuch. Doch könne sie beschwören, daß zwischen ihr und Ludwig Glück weder jetzt noch früher irgend etwas Unrechtes vorgefallen sei.

Ängstlich blickte sie auf den Geliebten, was der zu ihrem Geständnis wohl sagen würde. Fritz war durchaus nicht empört, in ruhigem Tone forschte er, wie lange Alma den Mann schon kenne.

Sie erzählte: Ludwig Glück habe, als sie noch zur Schule gegangen, mit ihr und den Eltern in ein und demselben Hause gewohnt. Von Beruf sei er Stuckateur. Ihre Freundschaft hätte anfangs darin bestanden, daß er ihr gelegentlich etwas aus Holz, Thon oder Pappe angefertigt habe. Denn Ludwig Glück sei ein halber Künstler. Später, als sie die Schule verlassen, habe er manchmal Andeutungen gemacht, daß er sie liebe und sie gefragt, ob sie nicht einig

werden könnten. Alles in der ehrlichſten Abſicht. Sie hätte ſich jedoch nicht entſchließen können, ihn zu nehmen, trotzdem ihr von den Ihren ſtark zugeredet worden ſei, ſich dieſe Verſorgung nicht entgehen zu laſſen. Ludwig habe ſich die Abweiſung ſchwer zu Herzen genommen und ſei auf Wanderſchaft gegangen. Dann waren jene Ereigniſſe in ihrer Familie eingetreten, die ſie aus dem Hauſe trieben und ſchließlich nach Berlin führten.

Ludwig hatte ſie neulich ſeit Jahren zum erſten Male wiedergeſehen. Es war ihm, wie er erzählte, nicht gut gegangen. Krankheit hatte ihn ganz heruntergebracht. Auch hier habe er Monate lang im Krankenhauſe gelegen, und jetzt ſuche er vergeblich nach Arbeit.

Fritz erkundigte ſich, ob Ludwig Glück jemals Briefe an ſie geſchrieben habe. Alma zögerte mit der Antwort, bejahte aber ſchließlich. Er habe eine Zeit lang ziemlich regelmäßig an ſie geſchrieben. Sie hätte oft lachen müſſen über den närriſchen Menſchen, der ſoviel Zeit habe, lange Briefe an ein Mädel zu ſchreiben, das nichts von ihm wiſſen wolle. Und wenn ſie ihm geantwortet hätte, ſo ſei es nur geſchehen, um ihm zu ſagen, er ſolle ſich die Liebesgedanken aus dem Kopfe ſchlagen.

Ob ſie die Briefe aufgehoben habe? Alma wurde verlegen. Einen oder den anderen beſitze ſie wohl noch. Aber ſie bat, daß Fritz die Dinger nicht leſen möge; ſie ſeien ſo lächerlich, wie der ganze Ludwig Glück ſelbſt.

Fritz vermutete, daß die Briefe Intereſſantes enthalten könnten, und beſtand darauf, alle zu ſehen. Alma ent-

ſchloß ſich endlich, ſie zuſammenzuſuchen und herbeizubringen. Es waren ihrer ſchließlich doch ein ganzes Päckchen.

Fritzens Auge fand in den Briefen manches, was Alma nicht erkannt, oder wenn ſie es erkannt, doch nicht hatte beachten wollen. Vor allem fand er darin echte und tiefe Leidenſchaft. Das, was Alma komiſch erſchienen war, bedeutete nichts anderes, als die verzweifelten Gebärden und Zuckungen einer Liebe, die keine Erwiderung findet. Alle Tonarten hatte der Unglückliche angeſchlagen verliebter Sehnſucht, alle Regiſter gezogen der Überredung. Dabei kein falſches Pathos, keine Briefſteller-Phraſen, echte Naturlaute eines überquellenden Gefühles. Nicht ſelten erhob ſich die Anrede zu poetiſchem Schwung. Die Liebe ſchien den einfachen Menſchen über ſich ſelbſt hinaus geſteigert zu haben; hatte ihn getrieben, das Stärkſte und Größte, deſſen ſeine Natur fähig war, zu Füßen des angebeteten Weſens auszuſchütten.

Alma ſuchte den Eindruck des Geleſenen mit ängſtlicher Miene aus Fritzens Zügen zu erforſchen. Fritz las mit wachſendem Intereſſe. Für ihn waren dieſe Briefe charakteriſtiſche Proben ſtarker, menſchlicher Gefühle. Manche Wendung darin erregte ſeine Künſtlerfreude. Das ganze Verhältnis der beiden Menſchen lag jetzt, wo er dieſe Dokumente in Händen hielt, klar vor ihm. Wenn es noch einen unaufgeklärten Punkt gab, ſo war es Almas Abneigung gegen einen Mann, der ſo heiß um ſie geworben hatte.

Er legte die Briefe zuſammen, ſteckte ſie zu ſich und meinte, um ihr die Angſt zu nehmen, in ſcherzendem Tone:

dieſer Glück ſcheine ein ſehr netter Mann zu ſein. Warum ſie ihn denn nicht geheiratet habe?

Statt darauf zu antworten, begann Alma zu weinen. Wie Fritz denken könne, daß ſie ſich mit einem anderen Manne eingelaſſen hätte, brachte ſie unter Schluchzen hervor. Sie habe Mitleid gehabt mit Ludwig Glück, das ſei alles, was ſie je für ihn empfunden. „Der Menſch iſt mein Unglück!“ rief ſie außer ſich. „Ich wollte, daß alles aus ſein ſollte zwiſchen mir und ihm. Von Berlin aus habe ich es ihm geſchrieben, daß ich einen anderen liebte, und daß er nichts mehr zu hoffen habe, daß er mich in Ruhe laſſen ſolle, wenn er ein ehrlicher Menſch ſei. Ich dachte, nun würde er ſich zufrieden geben. Aber da iſt er wieder! Ich weiß nicht, was er will. Niemals habe ich ihn ermutigt. Neulich erſt habe ich's ihm ins Geſicht geſagt, daß er mir widerwärtig iſt. Mag er ſich nur ins Waſſer ſtürzen, der abſcheuliche Menſch. Es iſt mir ganz gleichgiltig. Als er mich in „Stadt Paris“ ſo anſtarrte, da wurde mir ganz Angſt. Ich habe die ganze Nacht darauf nicht ſchlafen können. Ich dachte, du könnteſt etwas merken, Fritz! Und wie er dann zu mir kam, ganz abgeriſſen, noch viel magerer als früher, war er mir wie ein Leichnam. Ich habe immer ſo ein Grauen vor ihm gehabt. Zu denken, daß ich mit ſo einem — — und nun gar ſeitdem ich dich kenne. Er iſt ſo ganz, ganz anders als du. — Es giebt ja keinen auf der Welt wie du!“

Damit warf ſie ſich dem Geliebten um den Hals und drohte ihn zu erſticken mit leidenſchaftlichen Küſſen.

Nun hatte Fritz mehr erfahren, als er gefragt hatte. Einen neuen Beleg hielt er in der Hand, wie er geliebt werde. Auf den Stuckateur Ludwig Glück brauchte er wahrlich nicht eifersüchtig zu sein!

Das schmale, ungesund bleiche Gesicht, die tiefliegenden Augen, die glühend auf Alma gerichtet waren, wie er sie neulich abend, ohne zu ahnen, wen er vor sich habe, gesehen hatte, kamen ihm wieder ins Gedächtnis. Und er empfand in seinem Siegesbewußtsein ein eigenartig mitleidiges Interesse für den armen Kerl.

* * *

Während der Wintermonate hatte Fritz Berting so fleißig an seinem Romane gearbeitet, daß er um die Osterzeit ein Manuskript von beträchtlichem Umfang in den Händen hielt. Als er aber den letzten Satz des letzten Kapitels niedergeschrieben hatte und für einen Augenblick aufatmend die Feder aus der Hand legte, wußte er, daß damit die Arbeit noch nicht beendet sei. Das Haus stand zwar in seinen Mauern und war unter Dach gebracht, die letzte Hand jedoch war noch daranzulegen. Er las das Ganze durch, langsam, mit kritischem Blick, ließ es auf sich wirken wie das Werk eines Fremden. Manche Überraschung wartete seiner da. Szenen, von denen er viel gehalten hatte, die er mit Begeisterung niedergeschrieben, enttäuschten ihn in ihrer Wirkung, andere, die er schon fast vergessen, wirkten überraschend durch ihre Kraft. Da galt

es zu ſtreichen und zu ändern, Widerſprüche auszumerzen. Vieles ließ ſich durch Herausholen des Charakteriſtiſchen mehr in Wert ſetzen; anderes mußte der Stimmung wegen gedämpft werden.

Endlich war es ſo weit, daß ſein künſtleriſches Gewiſſen ihm ſagte: jetzt iſt es genug! Das Werk ſteht. Hat es Fehler, ſo ſind dieſe in der Natur des Ganzen begründet, gehören zur Individualität; ſie weiter austilgen, hieß vielleicht der Eigenart Abbruch thun.

Er packte alſo eines Tages die Bogen zuſammen und trug ſie zum Verleger.

Weißbleicher, der längſt auf das Manuſkript gewartet hatte, erklärte, ſofort ſetzen laſſen zu wollen, damit das Buch, das ja eigentlich im Winter hatte erſcheinen ſollen, nun wenigſtens noch zur ſommerlichen Bade- und Reiſeſaiſon zurecht käme.

Nachdem er ſein Werk aus der Hand gegeben hatte, war es Fritz zu Mute, als habe er von einer Geliebten Abſchied genommen. Er fühlte ſich zwecklos auf der Welt, das Herz wie ausgeleert. Jetzt an eine neue Arbeit gehen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit geweſen. Er hatte ſoviel Kräfte an die alte hergegeben, daß ihm zunächſt alle Spannkraft fehlte zum Schaffen.

Es war der Wunſch in ihm, ein paar Wochen lang ein beſchauliches Daſein zu führen. Er glaubte ſich das Recht zum Ausſpannen durch die vorausgegangene Anſtrengung wohl erworben zu haben.

Er hatte wieder Freude am Theaterbeſuch gefunden.

Früher, wo es ſein Ehrgeiz geweſen, mit ſeinen Stücken die Bühne zu erobern, war das Theater für ihn eine unglückliche Liebe geweſen; es wurde ihm bei dieſer unnahbaren Spröden nie ſo recht wohl. Nun, wo er ſich das Werben um die Grauſame aus dem Sinn geſchlagen hatte, bedeutete ihm ein Billet fürs Parkett nichts weiter als die Ausſicht, ſich einige Abendſtunden hindurch angenehm zerſtreuen zu laſſen. Er wollte in der Stimmung, in der er ſich jetzt befand, nichts Aufwühlendes, nichts Überwältigendes.

Von Berlin her war Fritz Berting an die Kämpfe gewöhnt, die der jüngſt auf die Bühne gedrungene Naturalismus entfeſſelt hatte. Davon gab es hier nichts zu ſpüren. Unter einem alternden Intendanten führte das Schauſpielhaus ein beſchauliches, von keinem Aufbegehren der Moderne getrübtes Daſein. Man ruhte auf Lorbeeren einer abgeſchloſſenen, großen Glanzperiode der Komödie aus. Wohl hörte man, daß auswärts Schlachten geſchlagen wurden, daß eine Schar jugendlicher Stürmer und Dränger auch Thaliens Tempel berannten, aber bei ſich wollte man keine Aufregung haben. Publikum, Kritik und Intendanz ſchienen ſtillſchweigend einen Pakt geſchloſſen zu haben, die Revolution in ihrer Mitte nicht aufkommen zu laſſen. Wenn man eine Premiere brachte, ſo war es mit einem Stück, das auf ſo und ſo viel anderen Bühnen ſich als ungefährlich ausgewieſen hatte.

Da gab es keinen Kampf, keine unberechenbaren Entſcheidungen; von vornherein ſtand hier der Erfolg feſt.

Auf den Gedanken, daß es ein Richteramt auszuüben habe, war das Publikum überhaupt noch nicht gekommen; kritiklos nahm es mit allem vorlieb, was man ihm zu bieten für gut befand. Ihr Urteil über das, was sie am Abend gesehen und gehört, holten sich diese wohlerzogenen Leute dann am nächsten Morgen aus der Theaterbesprechung ihrer Zeitung.

Nach kurzer Zeit übersah Fritz den Stil von Komödie, der hier gespielt wurde. Das Beste daran war die Tradition, von der man sich aus einer besseren Zeit gewisse Reste bewahrt hatte. Es war ein geschlossenes Ensemble da von Schauspielern, in welchem das Mittelgut vorwog. Fritz kannte sehr bald die einzelnen Mimen bis herab zu den Statisten, mit ihren zwei oder drei stets wiederkehrenden Gesten. Ja, selbst die Kostüme und die Requisiten der Bühne wurden ihm alte, gute Bekannte. Es bereitete ihm ein prickelndes Behagen, zu wissen, daß Frau Soundso, wenn sie Rührung darstellen wollte, unfehlbar den und den Augenaufschlag hatte, und daß Herr X, wenn es Leidenschaft zu markieren galt, mit dem Fuße aufstampfte und so schnell zu sprechen begann, daß niemand ihn verstand.

Auch das Publikum zu beobachten, war belustigend. Es bestand zum großen Teil aus Damen. Besonders in den Abonnementsvorstellungen wog das weibliche Geschlecht vor. Fritz war von Berlin her ein kritisches, herrisches, oft sogar übermütiges Parkett gewöhnt, das dem Darsteller wie dem Autor gegenüber seine Wünsche zur Geltung zu

bringen wußte. Dieſe hier wollten nur Unterhaltung und Rührung; etwas fürs Auge und womöglich auch fürs Gemüt. Mit pſychologiſchen Problemen, überhaupt mit allem, was das Denken herausforderte, hätten ſie nichts anzufangen gewußt, und vor ſocialen Stoffen lief ihnen eine Gänſehaut über den Rücken.

Nur in einer Beziehung zeigte man einen Anflug von Temperament, ja von Begeiſterungsfähigkeit. Das war in der innigen Verehrung für einzelne Darſteller. Mit den Schauſpielern wurde von den abonnierten Damen jeden Alters ein Kultus getrieben, der mit der Kunſt wenig, umſomehr aber mit der äußeren Erſcheinung der betreffenden Herren zu thun hatte. Der Held, der erſte Liebhaber, der Bonvivant, bis herab zu den Epiſodendarſtellern, jeder hatte ſeine größere oder kleinere Clique von Anhängerinnen, die das Repertoire der Woche nicht etwa daraufhin ſtudierten, welche Autoren zur Aufführung kämen, ſondern ob Stücke gegeben würden, in denen ihre Freunde beſchäftigt waren. Die betreffenden Mimen aber nahmen die Billets doux, Blumen, Bonbonnieren, geſtickten Kiſſen, und was ihnen ſonſt von ihren Verehrerinnen ins Haus geſchickt ward, gnädigſt an, und erlaubten nur zu gern, daß mit ihren Photographieen ein ſchwunghafter Handel getrieben wurde, ja, ließen ſich herab, in die ihnen von zarter Hand zugeſteckten Stammbücher niedliche Verſe von Baumbach oder Julius Wolff einzuſchreiben.

Fritz Berting war durch Silber in dieſe Verhältniſſe eingeweiht worden. Er begriff nun das Vorwiegen des

weiblichen Elements, den Erfolg der älteſten Ladenhüter, die immer und immer wieder aufgeführt werden konnten, das ſtarke Einſchlagen alles Sentimentalen und Idylliſchen, den Mangel an Pſychologie und Stilgefühl bei dieſem Publikum. Alles war hier auf das Perſönliche zugeſchnitten. Man ging unter dem Deckmantel ſcheinbaren Kunſtgenuſſes allerhand pikanten Liebhabereien nach.

Von Siegfried Silber hatte Fritz auch erfahren, daß an einer Hinterpforte des Schauſpielhauſes allabendlich dem Drama noch ein Satyrſpiel folge. Von Blumenſträußen, Lorbeerkränzen, Händedrücken, Gewandberühren, ja von Handküſſen wurde gemunkelt, die das männliche Geſchlecht dort über ſich ergehen laſſen müſſe.

Einer der ſtattlichſten Schauſpieler des Enſembles, der beſonders im Ritterſtück und der Römertragödie mitwirkte, war Waldemar Heßlow. Er beſaß ſchöne äußere Mittel: hohen, proportionierten Wuchs, ein Geſicht, aus dem ſich alles machen ließ, ein kräftiges, nie ermüdendes Organ. Aber er war der Schrecken des Regiſſeurs. Selten lernte er ſeine Rolle, niemals vertiefte er ſich in ſie. Er hatte das ja nicht nötig. Wenn er in enganliegendem Tricot, das die Pracht ſeiner herkuliſchen Gliedmaßen zur gewünſchten Geltung kommen ließ, oder im ſtrahlenden Bruſtharniſch wuchtig auf die Bühne trat, ſeine Stimme je nach Bedürfnis grollen, heulen oder ſäuſeln ließ, hie und da noch ein bedeutungsvolles Stirnrunzeln, einen ſchmachtenden Blick, eine pathetiſche Geſte einſchob, ſo war er ſeiner

Wirkung ſicher. Stimmung, Geiſt, Stil, Zuſammenſpiel waren ihm völlig gleichgiltig.

Wenn Waldemar Heßlows Name auf dem Zettel ſtand, dann konnte der Kaſſierer ſicher ſein, eine große Zahl Vorderplätze im Parkett und den Logen an ſichere Kunden loszuwerden. Dieſem Mimen galt, wenn der Vorhang fiel, der ſtärkſte Applaus, und ſelbſt bei offener Szene rührten ſich, wenn Heßlow eine ſeiner Kraftſtellen gehabt hatte, zarte Hände, um dem Vergötterten zu zeigen, daß ſeine Getreuen zur Stelle ſeien.

An einem Abende, wo ſich dieſer Beifall beſonders bemerkbar gemacht hatte, begab ſich Fritz Berting, nach Schluß der Vorſtellung, zu jener Hinterpforte, wo, wie ihm geſagt worden war, dieſe Ovationen noch intimeren Charakter anzunehmen pflegten.

Richtig, da ſtanden zwei dunkle Mauern vermummter Geſtalten. Eine Gaſſe blieb frei. Erwartungsvoll waren die Blicke nach der kleinen Pforte gerichtet.

Erſt kamen einige weibliche Weſen, die man unbeachtet durchließ. Ein Cylinder erſchien; ſchon fuhren die Köpfe zuſammen, alles drängte nach der Thür. Aber es war nur der Komiker, ein älterer, korpulenter Mann. Er grüßte höflich, aber keine Hand ſtreckte ſich ihm entgegen.

Da endlich kam der Erwartete. Sofort war ein Ring um ihn geſchloſſen; jede der ſtürmiſchen Verehrerinnen ſuchte ihrem Ideal ſo nahe wie möglich zu kommen. Die hinteren drängten nach vorwärts und bewirkten dadurch, daß die vorderen dem Gegenſtande der allgemeinen Liebe

buchstäblich auf den Leib gedrückt wurden. Waldemar Heßlow nahm alles mit, was sich ihm bot. Den weichen Kalabreser auf dem Lockenhaar, mit hochaufgeschlagenem Mantelkragen, rückte er langsam in der Menge vorwärts.

Auf einmal machte er Halt. „Bitte, meine Damen, durchlassen!“ Da diese Aufforderung keine Wirkung hatte, schob er die Nächststehende fast ein wenig rücksichtslos bei Seite, drängte sich durch den Knäuel seiner erstaunten Verehrerinnen und stand vor einer jungen Dame still, die über dem pelzverbrämten Theaterumhang einen Shawl von leuchtender indischer Seide trug. Sie stand im vollen Licht der Bogenlampe ein wenig abseits von dem übrigen Schwarm. Heßlow zog vor ihr den Hut, reichte ihr die Hand und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Glühende Augenpaare waren auf die Beneidenswerte gerichtet, die von dem schönen Waldemar in solch unerhörter Weise ausgezeichnet wurde. Jetzt neigte er sich sogar zu ihr herab, huldvoll lächelnd, voll Aufmerksamkeit für das, was sie sagte. Wie er seine Zeit vergeuden konnte an die eine, während so viele andere Herzen zitterten! Abermals zog er vor ihr den Hut, und that das, was ihm sonst geschah, küßte die kleine Hand, die sie ihm reichte. O, verkehrte Welt! Entrüstung malte sich in vielen Gesichtern. Mit einem Kopfnicken, das sehr von oben herab kam, entließ sie den Mimen. Wer war denn diese unausstehliche Person im rotgelben Shawl? Es war an ihr garnichts Besonderes zu entdecken! —

Fritz sah ihr Gesicht deutlich, in dem Augenblick, als

ſie es zu dem ſehr viel größeren Heßlow erhob. Es prägte ſich ſeiner Erinnerung tief ein. Nicht daß es ungewöhnlich ſchön geweſen wäre, aber es war beinahe mehr, nämlich: intereſſant. Die Stirn, ſoweit man ſie ſah, hoch und gewölbt, die Naſe ſchmal mit ungemein fein geſchnittenen Naſenlöchern, der Mund, klein mit ſchmalen Lippen, klang wunderlich zuſammen mit dem zarten Kinn. Und darüber ein Augenpaar, deſſen Ausdruck auf den erſten Anblick kaum feſtzuſtellen war. Die Figur, durch den Theaterumhang nahezu verdeckt, ſchien graziös zu ſein.

Fritz taxierte das Mädchen auf ſechzehn, höchſtens ſiebzehn Jahre. Wie kam ſie hierher? Was ſuchte eine ſo aparte Perſönlichkeit in Waldemar Heßlows Gefolge? Sie ſah eigentlich zu vornehm und auch zu intelligent aus für eine blinde Verehrerin des Mimen.

Dann entſchwand ihm das Geſicht. Einige derer, die noch nicht in Berührung mit ihm gekommen, drängten ſich zwiſchen Heßlow und die gefährliche Rivalin. Was nun mit ihm geſchah, ſah Fritz nicht mehr; ſeine Neugier war vollauf befriedigt. Er ſchritt nach dem nächſten Halteplatz der Straßenbahn.

Während er im überfüllten Wagen ſaß, dachte er im ſtillen an das eben Erlebte. Vor allem das originelle Geſicht des jungen Dinges wollte ihm nicht aus dem Gedächtnis, wie ſie ſo gänzlich unbefangen zu dem langgewachſenen Mimen aufgeblickt hatte. Unwillkürlich regte ſich in ihm die Eiferſucht. Wie kam gerade dieſer Waldemar Heßlow dazu, ſolches Glück zu machen! —

Während er noch über Liebeslaune und Frauengeſchmack nachſann, fiel ſein Blick von ungefähr auf ein Geſicht in der Reihe von Fahrgäſten ihm gegenüber. Da war der rotgelbe, indiſche Shawl wieder und das feine Näschen darunter, Waldemar Heßlows Favoritin. Neben ihr ſaß eine einfacher gekleidete Perſon, mit der ſie ſich unterhielt; offenbar das Dienſtmädchen, das ſie nach Haus begleitete.

Fritz konnte das Geſicht nun genauer betrachten. Sie hatte den Shawl gelüftet, er ſah die Form des Schädels, die, wie er vermutet hatte, edel war. Das mattblonde Haar ſchien nicht allzu reich. Die Geſichtsfarbe war gleichmäßig bleich, an der Schläfe ſchimmerte blaues Geäder durch die zarte Haut. Er erkannte jetzt das, was ihn auf den erſten Anblick an dieſem jugendlichen Kopfe ſo ſtark angezogen hatte: er beſaß Raſſe.

Es war nicht das erſte Mal, daß ein Geſicht ihm einen plötzlichen, ſtarken, unvergeßlichen Eindruck machte. Die menſchlichen Züge blieben nun einmal das intereſſanteſte Gebilde der Erſcheinungswelt. Die meiſten Geſichter erzählten ja wie aufgeſchlagene Chroniken Eigenſchaften, Herkunft und Geſchichte ihrer Träger, für den, der Augen hatte zu leſen. Aber bei manchen Menſchen war es doch etwas anderes; ihre Geſichtszüge verbargen mehr als ſie offenbarten. Sie glichen wertvollen Inſchriften in einer Sprache, zu der man den Schlüſſel nicht hat. Und gerade dieſes Sphinxartige macht ſie ſo anziehend, ſehnſuchtweckend und verwirrend.

Auch hier fühlte er ſich in dem ſeltſamen Banne

eines menſchlichen Antlitzes, deſſen Geheimnis ihn tief beunruhigte.

Wenn ſie nur ein einziges Mal das Auge voll aufſchlagen wollte, wie vorhin, als ſie den Schauſpieler angeblickt hatte! Aber ſie war ganz in Unterhaltung vertieft mit ihrer Nachbarin. Und den Klang der Stimme, den er ſo gern vernommen hätte, verſchlang das Geräuſch des Wagens.

Da blickte ſie nach ſeiner Richtung. Fritz ſah ein Paar nicht allzu große, zunächſt verſchleierte Augen, die, als ihr Blick dem fremden begegnete, plötzlich einen ſcharfen, bohrenden Ausdruck annahmen, daß er den Eindruck hatte, als komme er mit Stahl in Berührung. Dazu vibrierten die feinen Naſenlöcher, und um die ſchmalen Lippen legte ſich ein ſpöttiſcher Zug.

Sie ſah ihn eine Weile ruhig an, ſein Anſtarren mit Gleichmut aushaltend, wobei der Zug von Spott ſich zur Herbheit verſtärkte. Bei der nächſten Halteſtelle erhob ſie ſich und verließ mit ihrer Begleiterin den Wagen.

Fritz Berting ſtand gleichfalls auf, obgleich er noch nicht an ſeinem Ziele angekommen war. Die Art und Weiſe, wie dieſes junge Ding ſeinen Blick erwidert hatte, reizte ihn, feſtzuſtellen, was hinter ſoviel Sicherheit eigentlich ſtecke.

Sie hatte es nicht weit von der Halteſtelle zur Wohnung. Vor einem villenartigen, im Garten zurückgelegen Hauſe machte ſie Halt. Während die Begleiterin mit dem Aufſchließen des Gartenthores beſchäftigt war,

ſchritt Fritz dicht an dem jungen Mädchen vorbei, ihr ins Geſicht blickend.

Es war, als rufe ihm ihr Blick zu, ſtehen zu bleiben; etwas Vieldeutiges lag darin. Aber ſofort war auch das ſpöttiſche Lächeln wieder da, das zu ſagen ſchien: Mich anzureden wagſt du ja doch nicht!

Nach einiger Zeit kehrte er um, ſchritt noch einmal an dem Hauſe vorbei, und ſah gerade noch, wie im Parterre ein paar Fenſter hell wurden.

Fritz war unzufrieden. Es kam ihm vor, als habe er ſich hier ein wenig blamiert. In früheren Zeiten, ehe er mit Alma zuſammenlebte, war er ja manchmal einem Mädchen „nachgeſtiegen“. Aber daß er ſich nicht hatte entſchließen können, im entſcheidenden Augenblick die Betreffende anzureden, war ihm noch nicht begegnet.

Er traf die junge Dame fortan häufig im Theater. Wahrſcheinlich war man ſchon mehrfach gleichzeitig dort geweſen, ohne daß er ſie früher bemerkt hätte. Sie hatte Abend für Abend einen beſtimmten Platz inne in einer Parkettloge, wo ſie ziemlich verſteckt ſaß.

Fritz hätte gar zu gern herausbekommen, ob ſie des Schauſpielers Heßlow wegen ins Theater gehe. Aber er kam zu keiner klaren Erkenntnis darüber. Das Fräulein ſaß auf dem Platz, gleichviel ob der ſchöne Waldemar mitwirkte oder nicht. Sie applaudierte niemals. Überhaupt benahm ſie ſich ſo unauffällig wie nur möglich. Vielleicht war es wirkliches Kunſtintereſſe, was ſie in die Vorſtellungen trieb. Wer weiß, ſie war am Ende eine Theaterſchülerin!

Man that ihr wohl unrecht, wenn man ſie mit den Verehrerinnen Heßlows in einen Topf warf. Aber warum war ſie dann neulich an der Triumphpforte des Mimen geweſen? Das Rätſelhafte, was ſie von Anfang an für ihn gehabt, umſchwebte auch fernerhin ihre Erſcheinung.

* * *

Weißbleicher teilte alle Romane in familienblattfähige, die von dem jungen Mann im Buchhandel den Eltern als Weihnachtsgeſchenk für ihre erwachſenen Töchter empfohlen zu werden pflegten, ferner in bahnhofsfähige, jene nicht allzu umfangreichen, handlichen Bücher, die, ohne langweilig zu ſein, doch nicht gerade unanſtändig waren, und ſchließlich in litterariſche Leckerbiſſen, die vom Bücherſtand des Bahnhofshändlers ſchon aus Sorge vor der Cenſur ausgeſchloſſen waren, Bücher, die man auch nicht der höheren Tochter in die Hand gab, welche aber nichtsdeſtoweniger ſicher waren, ihre Liebhaber zu finden.

Der kundige Verleger ſchmunzelte zufrieden über das ganze fette Geſicht, als er das Manuſkript aus der Hand legte.

Jetzt handelte es ſich vor allem darum, dem Kinde den richtigen Namen zu geben. Der Titel, den der Autor für den Roman wollte, war nach Anſicht des Verlegers unmöglich. Fritz Berting wollte zwar auf ſeiner Überſchrift beſtehen, aber Weißbleicher konnte ihm nachweiſen, daß ſie bereits verwendet ſei; es galt alſo, einen neuen Titel zu finden.

Und da hatte denn der Verleger einen Gedanken, der Roman müſſe heißen: „Das Geſchlecht“. Fritz machte Bedenken geltend. Der Titel verrate zu viel, ſchmecke nach Tendenz, ſei prahleriſch. Weißbleicher lächelte über ſo viel Sachunkenntnis. Das ſei ja gerade Zweck des Titels, ins Auge zu fallen, die Neugier zu erregen. „Ein richtiger Titel muß magnetiſche Kraft haben,“ ſagte der geſchäftskluge Mann. „Pikanter Titel iſt bereits ein Dritteil Erfolg.“

Das zweite Dritteil des Erfolges mußte ſeiner Anſicht nach die Ausſtattung und der Waſchzettel beſtreiten. Das letzte Dritteil blieb dann für den Inhalt des Buches übrig.

Fritz mußte ſich den Vorſchlägen ſeines Verlegers um ſo mehr fügen, als er ja auf den Roman einen nicht unbedeutenden Vorſchuß erhalten hatte, den ihm Weißbleicher öfter als es angenehm war, vorhielt. „Das Geſchlecht“ ſollte in Prima-Ausſtattung herauskommen mit einem intimen Titelbilde. Weißbleicher wollte etwas thun für das Buch.

Seitdem der Verleger in dem Manuſkript ein ſicheres Pfand in den Händen hielt, für das, was er in dieſen Autor an Geld geſteckt hatte, nahm er ſich des jungen Mannes auch noch in anderer Weiſe an. Fritz Berting ſollte geſellſchaftlich lançiert werden; das war ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel für den litterariſchen Erfolg. Und beſonders wenn man wie Fritz aus guter Familie ſtamme, ein nettes Äußere habe und die Umgangsformen der höheren Kreiſe beherrſche, meinte Weiß-

bleicher in väterlich protegierendem Tone, dürfe man ſich dieſe Chance nicht entgehen laſſen.

Er ſprach dann von einer Frau Hilſchius, bei der er Fritz einführen wollte. Die Dame ſehe in ihrem Salon eine Menge bedeutender Künſtler. Dieſes ſchöngeiſtige Haus ſei das einzige am Orte, wo ernſthaft über Litteratur geſprochen würde.

Dann gab er Fritz ein Buch zu leſen, einen Roman ſeines Verlages, mit dem er ſehr geheimnisvoll that. Der Name des Autors ſei ein Pſeudonym, unter dem ſich eine Dame der erſten Geſellſchaft verberge.

Fritz las den Roman und fand ihn herzlich ſchwach. Er ſprach mit Lehmfink darüber, fragte ihn, ob er etwas von dem Buch und der Verfaſſerin wiſſe. Heinrich Lehmfink lachte, als er den Namen hörte. Er habe den Roman, der, weil er à clef geſchrieben ſei, in ſkandalſüchtigen Kreiſen ein gewiſſes Aufſehen erregt habe, zur Beſprechung zugeſchickt bekommen. Es ſei ein ſeichtes Machwerk voll Indiskretion, Sentimentalität und Aktualitätsſucht.

Fritz hielt mit ſeiner Kritik nicht zurück, als er dem Verleger das Buch wieder brachte. Weißbleicher war in ſeiner Geſchäftsehre gekränkt, einen Roman, der ſchon zwei Auflagen erlebt hatte, ſo ſcharf kritiſiert zu ſehen. Es ſei eine „mit Herzblut geſchriebene Dichtung", behauptete er. Gerade daß die Verfaſſerin darin ihr eigenes ungewöhnliches Schickſal niedergelegt habe, mache es zu einem echten „Document humain."

Dann erzählte er unter dem Siegel tiefſter Ver-

ſchwiegenheit Fritz die Geſchichte der Dichterin, eben jener Frau Hilſchius, die er als eine Beſchützerin der Künſte geſchildert hatte und die, wie er wohl ſagen dürfe, ſeine intime Freundin ſei.

Nach Weißbleicher ſtammte die Dame aus reicher, angeſehener Kaufmannsfamilie. Ungewöhnlich jung hatte ſie einen Geſchäftsfreund ihres Vaters, einen Sechziger, geheiratet. Aus dieſer Ehe ſtammte eine Tochter. Als der Gatte früh geſtorben war, heiratete die Witwe im Jahre darauf einen Offizier. Die Ehe ging zunächſt ganz glücklich. Ein Sohn wurde geboren. Der Mann nahm den Abſchied, um ſeinen muſikaliſchen Neigungen leben zu können. Man machte ein Haus, ſah einen Kreis von Künſtlern aller Art bei ſich. Auf einmal hörte die Welt von einem Ehezerwürfnis. Es gab ein Duell, in welchem der Gatte den Liebhaber, einen Allerweltsmann: Muſiker, Theaterdichter, Publiziſt, verwundete. Dann kam es zum Scheidungsprozeß, der durch Indiskretionen der Preſſe zu einer Skandalaffäre aufgebauſcht wurde. Während der Prozeß noch im Gange war, ſtarb der Gatte. Alle Welt nahm an, daß der, welcher das Glück dieſer Ehe geſtört hatte, nunmehr die ſchwer kompromittierte Frau heiraten werde; aber der Liebhaber zog ſich zurück, und Frau Hilſchius blieb im Witwenſtande.

Fritz Berting war erſtaunt, nachdem er dieſe Geſchichte gehört hatte, bei ſeinem Beſuche in Frau Hilſchius Salon,

wohin er in Weißbleichers Geſellſchaft ging, eine ältere korpulente Dame vorzufinden, deren Äußeres durchaus nicht an Liebesabenteuer denken machte. Auch ſah man ihr die Verfaſſerin eines ſenſationellen Romans, von dem der Verleger behauptet hatte, er ſei „mit Herzblut“ geſchrieben, in keiner Weiſe an. Das einzige an ihrem ſonſt recht unbedeutenden Kopfe, was nach Genialität ausſah, war die Lockenperücke, und dieſe war mit Kunſt unordentlich gemacht.

Fritz Berting kam in eine Geſellſchaft von mindeſtens zwanzig Perſonen. Es war der Mittwoch der Frau Hilſchius, an dem ſie von acht Uhr abends an offenes Haus hatte. Die Hausfrau empfing ihn mit den Worten: „Wir kennen Sie ja längſt, Herr Berting, wenigſtens Ihrer geiſtigen Phyſiognomie nach.“ — Danach nahm ſie ihn bei der Hand und ſtellte ihn der Geſellſchaft vor: „Fritz Berting, der bekannte Dichter, Autor von „Leiſer Schlaf“, deſſen großer Roman „Das Geſchlecht“ demnächſt bei unſerem Weißbleicher herauskommen wird.“ —

Fritz war zunächſt etwas verdutzt über die Epitheta, die man ſeinem Namen angehängt hatte. Doch beruhigte er ſich etwas, als Frau Hilſchius ihm die übrigen Anweſenden mit ähnlichen Titulaturen bezeichnete. Da war keiner, der nicht „genial“, „hervorragend“, zum mindeſten „berühmt“ geweſen wäre. Und niemand von dieſen Herren und Damen zuckte mit der Wimper oder ſagte etwas dagegen.

Fritz ſah da zwei junge Herren mit ſehr viel unge-

kämmtem Haar, die ihn, als er von Frau Hilſchius als „bekannter Dichter“ eingeführt wurde, mit kritiſch erhobenen Augenbrauen mißgünſtig von der Seite anſahen. Er ſchloß daraus, daß er es mit Kollegen von der Feder zu thun habe. Eine Anzahl junger Damen war da, denen man mit der Bezeichnung „Gänschen“ kaum unrecht gethan hätte; jedoch verſicherte Frau Hilſchius von der einen, ſie ſei eine geniale Malerin, einige waren Klaviervirtuoſinnen, ja ſogar eine hoffnungsvolle Dichterin war darunter.

Dieſe letztere, eine junge Dame mit niedlichem, aber völlig leerem Puppengeſicht, verwickelte Fritz Berting in ein Geſpräch. Sie erzählte ihm, daß ſie Gedichte „mache“. Ein Band ſei ſchon heraus, „Epheuranken“ heiße er, und ein neuer werde demnächſt erſcheinen. Ihr Verleger ſei Herr Weißbleicher. Sie fragte, ob Herr Berting auch Gedichte habe erſcheinen laſſen, und als Fritz bejahte, ſchlug ſie ſofort vor, daß man die Bände austauſchen wolle. Schließlich that ſie einen tiefen Seufzer, und indem ſie Fritz treuherzig anblickte, rief ſie: „Ach, es iſt wunderſchön, Gedichte machen! Man kann alles ſagen, was man im Herzen hat; alle tiefſten Erfahrungen, alle Gefühle und Leidenſchaften ausſtrömen laſſen! Finden Sie nicht auch, Herr Berting?“

Fritz, völlig überrumpelt, bejahte. Aber der Nachſatz, der nun kam, ſetzte ihn noch mehr in Staunen. Mit einem tieferen Seufzer nämlich rief die junge Dame: „Ach, wenn es nur nicht ſo furchtbar viel Geld koſtete!“ — Er erkundigte ſich teilnehmend, was denn dabei ſo koſtſpielig ſei.

„Haben Sie denn nicht auch für Ihre Gedichte bezahlen müſſen?“ fragte ſie. „Herr Weißbleicher hat mir geſagt, daß alle Dichter das thäten!“ —

Dieſe Worte klärten Fritz Berting mit einem Schlage über eine Erſcheinung auf, die ihm bis dahin dunkel geweſen war: die vielen Gedichtſammlungen im Weißbleicherſchen Verlage. Und dazu Weißbleicher, der immer behauptete: er laſſe ſich die Unterſtützung junger, aufſtrebender Talente viel Geld koſten! — Die Kleine hier hatte in aller Unſchuld das wichtigſte Geſchäftsgeheimnis des beliebten Verlages ausgeplaudert.

Der Mann mit den ſchlauen Augen in dem fetten Biedermannsgeſicht ſpielte in dieſem Salon die tonangebende Rolle. Die Dame des Hauſes nannte ihn: „Mein lieber Weißbleicher!“ Die Jünglinge mit dem langen, ungekämmten Haar vergaßen gänzlich ihren germaniſchen Dichterſtolz, dienerten mit geſchmeidigem Rückgrat, wo immer die Hängebacken, die Glatze und der dicke Leib des allmächtigen Verlegers ſich blicken ließen.

Bei der Damenwelt hatte Weißbleicher ſich in die tonangebende Rolle zu teilen mit einem dunkelgelockten, noch ſehr jungen Manne, deſſen bleiches, feines Profil Fritz von Anfang an aufgefallen war. Beſonders von den jüngeren waren immer einige um dieſen Jüngling zu finden, mit Andacht ſeinen Worten lauſchend.

Fritz erkundigte ſich bei einer Dame, die neben ihm ſtand, wer der junge, ſympathiſch ausſehende Mann eigentlich ſei.

„Ich bitte Sie, das iſt doch mein Bruder!“ ſagte die kleine, dunkeläugige Perſon. Und als Fritz dieſe Antwort mit einem Geſicht aufnahm, welches deutlich erkennen ließ, daß er ſo klug ſei wie zuvor, rief ſie lachend: „Na, dann muß ich mich alſo vorſtellen! Ich bin nämlich die Tochter des Hauſes. Der da, den Sie ſo nett einen ‚ſympathiſchen jungen Menſchen‘ genannt haben, iſt mein Stiefbruder. Dies hier iſt der Salon der Frau Hilſchius, meiner Mutter, wo ſie jeden Mittwoch eine Anzahl berühmter, genialer, hochbedeutender Menſchen ſieht. Sind Sie nun orientiert, Herr Berting?“

Fritz war betreten über ſein Verſehen und ſtammelte einige entſchuldigende Worte. Die kleine Dame blickte ihm ſchelmiſch dreiſt in die Augen. „Na, deshalb keine Feindſchaft nich'!“ ſagte ſie mit dem unverkennbaren Accent von Berlin W. „Die Familienverhältniſſe ſind bei uns etwas verwickelt. Man kann nicht von jedem verlangen, daß er ſich das alles umgehend zurecht klaviert.“

Fritz ſah, daß die Tochter des Hauſes nicht an Verblüffung leide. Er war ſehr bald im lebhaften Geſpräch mit ihr über die Anweſenden. Sie komme nicht ſelten von Berlin herüber zu dieſen Mittwochen ihrer Mutter, erzählte Annie Eſchauer, weil es ihr einen Hauptjux mache, ſoviel harmlos verrückte Leutchen beiſammen zu ſehen.

„Meine Mutter iſt die gutmütigſte Perſon, die ich kenne,“ ſagte Frau Eſchauer. „Sehen Sie, von dieſer Geſellſchaft kommt die Hälfte hierher des Büffetts wegen, das es nachher giebt. Die anderen aus Neugier, um des

Klatſches willen. Noch andere, weil ſie hier Profeſſor Wallberg zu treffen hoffen, der aber heute nicht da iſt. Schließlich ſchickt uns auch Weißbleicher ſeine zahlungsfähigen Lyriker männlichen und weiblichen Geſchlechts. Aber meine gute Mutter denkt, das alles komme der Kunſt wegen zu ihr. Sie glaubt wirklich: ſoviel Naſen, ſoviel Genies habe ſie in ihrem Salon."

Fritz erkundigte ſich, zu welcher Kategorie von Gäſten ſie ihn eigentlich zähle?

Frau Eſchauer rief lachend: „Ach, ich dachte, ſie verſtünden Spaß! Wiſſen Sie, Ihnen ſieht man auf den erſten Blick den weißen Raben an. Was Sie hier wollen, weiß ich noch nicht recht; werde mich aber bemühen, es herauszubekommen. Vielleicht haben Sie Abſichten auf das blonde Lämmchen mit den ‚Epheuranken' — wie?"

Sie wurde von der Hausfrau abgerufen. Mutter und Tochter verſchwanden im Nebenzimmer, wo offenbar das Büffett zurecht gemacht wurde. Aus den lebhaften Blicken, welche die Jünglinge mit dem langen Haar nach jener Thür ſandten, war das mit einiger Sicherheit zu ſchließen.

Der Sohn des Hauſes trat zu Fritz. Er ſtellte ſich ſelbſt vor. „Ich bin Theophil Alois Hilſchius." Darauf erzählte er ungefragt, daß er ein Drama geſchrieben habe: „Sulla". Wann und wo er es einzureichen beabſichtige, fragte Berting den offenherzigen Jüngling. Eingereicht ſei es längſt, war die Antwort; aber keine Bühne habe bisher den Mut gehabt, es aufzuführen. Ob es denn ſo außerordentliche ſzeniſche Anforderungen ſtelle, erkundigte

ſich Fritz. „Das nicht, aber pſychologiſche!“ war die ſtolze Antwort des Achtzehnjährigen. „Übrigens will ich nicht vorgreifen, denn meine Sulla wird nachher vorgeleſen werden.“

Weißbleicher kam zu den zweien heran. Er klopfte dem Sohne des Hauſes vertraulich auf die Schulter. „Der kann was! Theophil Alois Hilſchius! In ein paar Jahren wird die Welt den Namen kennen.“

Der Jüngling trug das Lob mit Würde. Inzwiſchen wurden die Flügelthüren zum Nebenzimmer geöffnet. Eine Tafel war zum Büffett hergerichtet worden. Man erblickte Braten, Salat, Kompotte, Schüſſeln mit ſüßen Speiſen, eine Bowle. Alles drängte dorthin, gelockt von dem erfreulichen Anblick; voran die Dichter.

Fritz blieb im Salon mit Theophil Alois, der ihn von ſeinem Stücke unterhielt. Es werde demnächſt in einer intimen Liebhaberausgabe bei Weißbleicher herauskommen.

Frau Annie Eſchauer kam. Sie trug in der einen Hand ein Glas Bowle, in der anderen einen Teller mit einer Kollektion von Leckerbiſſen. Beides präſentierte ſie Fritz. „Ich will gut machen, was ich vorhin verbrochen habe. Seien Sie mir nicht mehr bös, Herr Berting! Kommen Sie dort hinein, wir wollen uns unterhalten. Theophil, hole mir was zu knabbern! Du weißt, ich liebe das Krokante.“

Sie führte Fritz in ein kleines Boudoir, das neben dem Salon lag. Dort ſtrahlte eine aus einem von türkiſchen

Shawls gebildeten Baldachin herabhängende Ampel rötliches Licht aus. Er mußte der Dame gegenüber Platz nehmen. Theophil Alois erſchien ſehr bald mit Bowle und einem Teller voll Konfekt für ſeine Schweſter. „Brav, mein Junge!“ rief Annie, und ſtreichelte dem Stiefbruder das ſeidige Haar. „Nun kannſt du dort hinein zu den kleinen Mädels gehen. Die mit den „Epheuranken“ hat ſchon lange nach einer gleichgeſtimmten Seele geſchmachtet.“

„Mein Bruder iſt nämlich ein Wunderknabe,“ meinte Annie, „und dabei noch ſo furchtbar jung. Er nimmt ſich ſelbſt entſetzlich ernſt, das gute Kind. Doch das haben wir alle in dem Alter gethan.“

„Studiert Ihr Herr Bruder, gnädige Frau?“

„O nein! Er quält ſich noch mit dem Abiturientenexamen.“

Fritz entfuhr ein Ausruf des Staunens.

„Ja, ſehen Sie, Herr Berting, Theophil behauptet, die Lehrer ſeien ſolche Idioten. Sie verſtehen ihn alleſamt nicht. Der deutſche Lehrer hat ihn durchfallen laſſen. Mein Bruder ſagt, der Mann gehöre einer anderen litterariſchen Richtung an als er. Der arme Junge, die Profeſſoren wollen nichts von ſeinen Aufſätzen wiſſen und die Theater nichts von ſeinen Stücken! Aber das Mutterherz glaubt an ſein Genie. Er ſoll nur das Examen machen, nachher darf er Dichter werden, hat Mama erlaubt.“

„Dichter werden!“ rief Fritz. „Der Unglückliche!“

„Sie ſind es doch auch!“

„Gerade darum möchte ich jeden jungen Menſchen warnen, ſich auf ſo dornenvollen Pfad zu begeben.“

Annie Eſchauer nahm auf einmal eine ernſtere Miene an. Sie rückte ihm näher und ſagte halblaut: „Wiſſen Sie, Herr Berting, daß Sie etwas ganz ganz Anderes ſind, als die Herrn Poeten dort am Büffett, das lehrt mich ein einziger Blick. Ich kann dieſen Ekel von Weißbleicher ſonſt nicht ausſtehen; aber daß er Sie uns zugeführt hat, dafür bin ich ihm ſehr dankbar.“

Fritz ſah ſie erſtaunt an. Was wollte dieſe Dame? Was wußte ſie von ihm?

Es war ein eigentümliches Geſicht, in das er blickte. Etwas Unausgeglichenes lag darin. Die Augen, groß und glänzend, hätten ſchön ſein können, wären ſie ruhiger geweſen. Die Naſe ein wenig zu kurz für die ſtarkentwickelte Kinn- und Wangenpartie. Die lebhaft gefärbten aufgeworfenen Lippen über weißen Zähnen, und das rotbraune, buſchige Haar machten an den Kopf einer ſchönen Mulattin denken. Die Figur war kaum mittelgroß, unterſetzt, der Buſen üppig.

Wie in ihrer Erſcheinung das Unvermittelte der Miſchlingsnatur lag, ſo ſchien auch ihr Weſen jäh und unberechenbar. Der Ton ihrer Unterhaltung wechſelte zwiſchen dem Graziöſen der Weltdame und der Burſchikoſität eines berliner Gaſſenjungen. Dumm war Annie Eſchauer ſicher nicht. Sie ſchien geiſtige Intereſſen zu haben. Fritz hörte ein paar recht treffende Urteile von ihr. Aber als er dann näher auf das Thema eingehen

wollte, ſprang ſie ab; ihr Intereſſe ſchien flackernd wie die Flamme ihrer unſtäten Augen.

Ein ſchwüler Hauch ſinnlicher Verführung ging von ihrer üppigen Erſcheinung aus. Sich ein dauerndes ſeeliſches Glück oder auch nur gute Kameradſchaft mit ihr zu denken, war ſchwer.

Es kamen immer neue Gäſte. Während Fritz im Tête-à-tête ſaß mit Annie Eſchauer, traten ins Nebenzimmer, das er von ſeinem Platze aus überſehen konnte, durch die Eingangsthür drei Damen; zwei ältere und eine ganz junge.

Fritz erſchrak, als er die Züge der Jungen betrachtete. Dieſe hohe, gewölbte Stirn, die ſchmale, raſſige Naſe, das feine Kinn. Und um den Kindermund genau das ſpöttiſch überlegene Lächeln, das ſie neulich im Tramwagen gehabt, als ſie ſeinen forſchenden Blick kühl erwidert hatte. Mehr als ein Mal hatte er in der letzten Zeit an dieſe Begegnung denken müſſen. Und nun war es ihm wie eine Viſion, als er dieſe graziöſe Figur abermals vor ſich erblickte.

Frau Annie fand mit fixem Blick ſchnell heraus, welcher Gegenſtand das Intereſſe ihres Herrn ſo plötzlich auf ſich lenkte. „Kennen Sie die Kleine da, Herr Berting?“ fragte ſie. Fritz beeilte ſich zu verneinen. Nur eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer Dame ſeiner Bekanntſchaft habe ihn an dem Fräulein frappiert, und er möchte wohl wiſſen, wer ſie ſei.

„Hedwig von Lavan. Theophil ſchwärmt für ſie.

Er hat ſie in der Tanzſtunde kennen gelernt. Sehen Sie, da iſt er ſchon bei ihr!“

Fritz war enttäuſcht. Was hatte er in das Geſicht des Mädchens alles hineingeſehen von intereſſanten Eigenſchaften; und nun entpuppte ſich die Bewunderte als die Tanzſtundenſchwärmerei eines Gymnaſiaſten. Wie ſie jetzt, behütet von den beiden alten Damen, ſich mit Theophil unterhielt, kam ſie Fritz auf einmal recht unbedeutend vor. Er begriff nicht ſeine Eſelei, ihr neulich Abend nachgelaufen zu ſein. Was konnte man von einem Gänschen erwarten, das für Waldemar Heßlow ſchwärmte und ſich von Theophil Alois Hilſchius die Cour machen ließ! —

„Mein Brüderchen hat gar keinen ſchlechten Geſchmack,“ fuhr Annie Eſchauer fort. „Fräulein von Lavan iſt ein niedlicher Käfer, finden Sie nicht auch? Übrigens iſt ſie Waiſe.“

„Wer ſind denn die beiden Damen, die mit ihr kamen?“

„Ihre Adoptivmütter, zwei Schweſtern: Fräulein Ida und Amanda Tittchen. Alte Schachteln, die das Mädel angenommen haben an Kindesſtatt. Theophil weiß die ganze Geſchichte. Eine von den beiden Alten da iſt verlobt geweſen mit dem Vater von Fräulein von Lavan. Die Tittchens haben nämlich Geld. Herr von Lavan, ein alter Schwerenöter, ſtarb, ehe er in den ſauren Apfel beißen mußte, Amanda heimzuführen. Es iſt die mit dem ſchwarzen Kleide; ſie markiert immer noch die trauernde

Witwe. Den beſten Coup hat bei der ganzen Geſchichte die kleine Hedwig gemacht. Ihr Vater hatte nichts als Schulden, während ſie ſich in die Erbſchaft der Schweſtern Tittchen wahrſcheinlich nur mit einem Mops oder einem andren Lieblingstier zu teilen haben wird."

Fritz hatte über Frau Annies beluſtigender Kritik die eben erlebte Enttäuſchung ſchon ganz vergeſſen. Er betrachtete ſich die Damen Tittchen genauer. Altmodiſche Erſcheinungen, mit großen, aufgedunſenen, gutmütigen Geſichtern. In ihrer Kleidung verleugneten ſie, trotz der prächtigen Sachen, die ſie auf ſich gehängt hatten, die Spießbürgerabkunft nicht. In dieſer Geſellſchaft von Künſtlern ſchienen ſie ſich nicht ganz geheuer zu fühlen; ſie hielten ſich befangen in der Nähe der Thür und betrachteten die fremden Menſchen um ſich her neugierig-ängſtlich aus großen, runden, erſtaunten Vogelaugen.

„Ich will Sie den alten Schachteln vorſtellen, wenn es Ihnen Spaß macht," ſagte Annie Eſchauer.

Fritz ward bei dem Vorſchlage nicht ganz behaglich zu Mute. Würde ihn Fräulein von Lavan wiedererkennen? —

Die Tanten lächelten den jungen Mann verlegen an und machten linkiſche Knixe, als er ſich vor ihnen verbeugte. Fräulein von Lavan hingegen ſah Fritz ruhig in die Augen. „Ich glaube, wir haben uns ſchon aus der Entfernung im Theater geſehen," ſagte ſie. Dabei hatte ſie wieder jenes ſpöttiſche Lächeln, das Fritz ſo deutlich im Gedächtnis geblieben war. Dieſer Gegenſatz von Jugend

und Kaltblütigkeit in einer Perſon ſetzte ihn von neuem in Erſtaunen.

Er war froh, ſeine Befangenheit hinter einigen Phraſen über das Theater notdürftig verbergen zu können. Stillſchweigend nahm er an, daß die hieſige Bühne ihr über alles gehe. Aber ſie übte an den Vorſtellungen ſowohl wie an dem Publikum eine Kritik, die Fritz äußerſt treffend erſchien. Sie kannte die Bühnen von Wien und München, und ſtellte Vergleiche an. Fritz, der ſie mit Staunen von Paris und Rom ſprechen hörte, als ſeien dieſe Städte ihr ganz vertraut, erfuhr, daß ſie eigentlich ihr ganzes Leben an der Seite des Vaters auf Reiſen verbracht habe.

Hedwig von Lavan beſaß ein ſchwaches, aber dabei wohlklingendes Organ. Sie pflegte nur halblaut, wie verſchleiert, zu ſprechen. Das gab der Unterhaltung mit ihr etwas Diskretes.

Fritz war angenehm berührt, endlich auf jemanden geſtoßen zu ſein, der dialektfrei ſprach. Wie ein lange vermißter reiner Laut ſtach ihre Sprechweiſe ab von dem verdorbenen Deutſch, mit dem die Autochthonen ſchon bald ein Jahr lang ſein verwöhntes Ohr gequält hatten.

Nun ſah er auch die grauen Augen, über deren Ausdruck er ſich neulich im Unklaren geblieben war. Sie fielen weder durch Tiefe, noch durch Feuer auf; ungewöhnlich ruhig, feſt, ja hart war der Blick. Fritz hatte wieder das Gefühl, als komme er mit Stahl in Berührung, dieſen kalten, beobachtenden Sternen gegenüber.

Unwillkürlich nahm er ſich zuſammen in dem, was er

ſagte, viel mehr als er es vordem Frau Eſchauer gegenüber gethan hatte.

Welch ein Gegenſatz zu der üppigen, herausfordernden Annie! Hedwig erſchien ihm faſt wie ein geſchlechtsloſes Weſen, mit ihrem kaum angedeuteten Buſen, den knabenhaft mageren Gliedmaßen und dem ſchmalen Schädel unter dünnem Haar, in den ſich ihr kapriciöſes Geſichtchen fortſetzte.

Sie ſprachen vom modernen franzöſiſchen Romane. Mit Fräulein von Lavau traf ſich Fritz in ſeiner Begeiſterung für Guy de Maupaſſant. Sie ſtellte den unerbittlichen Viviſektor Zola weit über Daudet, den ſie langweilig, ſüßlich und unwahr nannte.

Fritz erkundigte ſich, ob ſie Balzac kenne. Hedwig verneinte, fügte aber hinzu, ſie hätte den Namen oft von ihrem Vater gehört, der Balzac den großen Vorläufer Zolas genannt habe.

„Balzac hat die feinere Künſtlerhand," meinte Fritz. „Aber Zola iſt doch der größere Kerl. Eine einzigartige Kombination von Gelehrtem, Dichter, Techniker, Pionier, Politiker, Nationalökonom, wie ſie nur das neunzehnte Jahrhundert hervorbringen konnte. Cyklop und moderner Baumeiſter in einer Perſon. Sein Bau mag in Einzelheiten Roheiten und kahle Flächen aufweiſen, als Ganzes iſt er rieſenhaft. Balzac iſt der intimere, der romantiſchere dabei, ein Kenner der Sitten und der Geſellſchaftsſeele, wie es nicht viele giebt."

Hedwig intereſſierte ſich für Balzac. Da Fritz die

Comédie humaine ſtudiert hatte, faſt wie ein wiſſenſchaftliches Buch, konnte er ein genaues Bild ſeiner Eigenart geben. Das Mädchen folgte ſeinen Worten mit dem Ausdrucke ſachlichen Ernſtes. „Ich danke Ihnen," ſagte ſie, „das iſt mir von großem Wert. Ich werde mir auf alle Fälle Balzacs Werke anſchaffen."

Fritz meinte: Die Mühe könne er ihr erſparen. Er beſitze dieſen Autor in einer guten Ausgabe. Wenn es ihr recht ſei, wolle er ihr die neun oder zehn Bände, die es ſeien, übermitteln.

„Sagen Sie mir, bitte, Ihre Adreſſe" erwiderte Hedwig. „Ich werde zu Ihnen ſchicken nach den Büchern."

Fritz zögerte. Er dachte an Frau Klippels Neugier und an Almas leicht erregte Eiferſucht. „Nein, ich bringe die Bände ſelbſt," rief er. „Wo wohnen Sie?"

„Ich wohne im erſten Stock, Herr Berting," war die Antwort. „Wenn ich nicht irre, kennen Sie das Haus bereits." Sie ſah ihn an, ohne eine Miene zu verziehen.

Fritz errötete und ſtotterte dasſelbe, was er vorhin ſchon Annie gegenüber behauptet hatte, von einer ungewöhnlichen Ähnlichkeit mit einer Dame ſeiner Bekanntſchaft. An dem überlegenen Lächeln, das ſofort auf ihrem Geſicht erſchien, ſah er, daß ſie ihm nicht glaube, und daß er die Dummheit nur größer gemacht habe. Jetzt fing ihn die Sicherheit dieſes kleinen Dinges doch an zu verdrießen. Er ſann nach, ob er ihr nicht irgend eine Bosheit verſetzen könne.

Nebenan wurde Leben. Die jungen Damen reckten

die Hälſe und drängten alle nach einer Richtung. Fritz Berting, durch ſeine Größe begünſtigt, blickte über die blonden und braunen Zöpfe hinweg, und erkannte für einen Augenblick ein glattraſiertes Männergeſicht.

Der Schauſpieler Heßlow hier, der ſchöne Waldemar Heßlow! —

Gleich darauf erſchien die Verfaſſerin der „Epheuranken" in der Thüröffnung, und rief hochgeröteten Angeſichts in das Zimmer: „Er iſt da!" worauf ſie wieder in der Richtung entſchwand, wo ſoeben der Mime zu ſehen geweſen war. Jetzt hörte man auch eine tiefe Männerſtimme, die ſich wohlgefällig auf den einzelnen Silben wiegte.

„Wiſſen Sie wer dieſer er iſt, Fräulein von Lavan?" erkundigte ſich Fritz, dabei betrachtete er Hedwigs Miene ſcharf, was ſich wohl darauf malen würde.

Das Mädchen lauſchte einen Augenblick. „Ach, Herr Waldemar Heßlow!" ſagte ſie anſcheinend unbefangen.

„Kennen Sie den großen Mann, Fräulein?"

„Natürlich! Er verkehrt bei meinen Tanten."

„Heßlow iſt einer unſerer bedeutendſten Schauſpieler."

„Ganz und gar nicht, Herr Berting! Ich finde ihn als Schauſpieler herzlich ſchwach. Er hat mir ſchon manche Rolle total verdorben."

Wenn Fritz verſucht hatte, ſie in Verlegenheit zu verſetzen, ſo war das mißglückt.

In dieſem Augenblicke trat Annie Eſchauer zu ihnen: „Der ſchöne Waldemar iſt da!" verkündete ſie. „Da drinnen

wird er von ſeinen Verehrerinnen gefüttert. Das iſt ein Anblick, den ſie ſich nicht entgehen laſſen dürfen, Herr Berting!“

Fritz verbeugte ſich vor Fräulein von Lavan und folgte Annie.

Als ſie das Eßzimmer betraten, bot ſich ihnen ein eigentümlicher Anblick. Am Tiſche ſaß Waldemar Heßlow, eine Serviette vorgeſteckt, das Haar kühn aus dem großen Geſicht mit der Adlernaſe nach hinten geſtrichen. Hochgerötet; eines Kenners Auge hätte ihm angeſehen, daß er eben erſt abgeſchminkt war. Er kam von der Bühne, wo er eine ſeiner Renommierrollen, den Grafen Eſſex, geſpielt hatte. Hinter ihm, neben ihm, gegenüber: Damen, die froh waren, ihn bedienen zu dürfen. Er aß und trank mit vollen Backen.

„Hier ſind mir zu viele Gänſe um einen Gänſerich!“ ſagte Frau Annie. „Kommen Sie ins Rauchzimmer, Herr Berting.“

Sie fanden da die jungen Männer mit dem langen Haar ganz allein. Sie ſaßen und ſchwiegen mit verdroſſenen Mienen. „Die armen Kerle!“ raunte Frau Annie Fritz zu, „der ſchöne Waldemar hat ſie vom Eßtiſch verdrängt.“ Dann hielt ſie ein Dienſtmädchen an und befahl ihr, Bowle und Gläſer in dieſes Zimmer zu bringen. „Warum ſo düſter, meine Herren? Ich kann die Trauerkerzen-Begräbnis-Stimmung nicht ausſtehen. Laſſen Sie uns eine rauchen!“ Dabei öffnete ſie ein Wandſchränkchen, holte Cigarren hervor und forderte die jungen Leute auf,

ſich zu bedienen. Sie ſelbſt zündete ſich eine Cigarette an, und auch Fritz mußte eine nehmen.

Dann kam die Bowle. Die Tochter des Hauſes ſchenkte ſelbſt aus und ſetzte ſich zu den Langhaarigen, deren Geſichter ſich vor den gefüllten Gläſern aufhellten; den Reſt von Weltſchmerz vertrieb Frau Annie durch ihr Geplauder.

Endlich ſchien Waldemar Heßlow ſoweit geſtärkt zu ſein, daß er es unternehmen konnte, den ‚Sulla‘ vorzuleſen. Die Mutter des Autors ging durch alle Zimmer, um den Gäſten dieſes Faktum mitzuteilen. Die jungen Leute im Rauchzimmer warfen noch einen wehmutsvollen Blick auf die Cigarren, welche von vorzüglicher Qualität waren. Wie der Sulla ausfallen würde dagegen, ſchien ſehr fraglich. Aber die Frau des Hauſes hatte befohlen, und niemand, am wenigſten die jungen Dichter, wollten es mit dieſer mütterlichen Freundin verderben.

Man begab ſich in den Salon zurück, wo inzwiſchen Stühle geſtellt worden waren. Waldemar Heßlow ſaß an einem kleinen Tiſchchen, flankiert von zwei ſilbernen Kandelabern, welche die Feierlichkeit des Anblicks erhöhten. Hinter ihm lehnte der Autor, bereit, die Seiten des Manuſkripts umzuwenden, die Arme verſchränkt, die Stirn runzelnd, in einer Art Gladiatorenſtellung, als ſei er bereit, den Kampf mit der Beſtie Publikum aufzunehmen.

Das Manuſkript, das vor Heßlow lag, war bedenklich ſtark, wie Fritz mit einem ſchnellen Blicke konſtatierte.

Erſt ließ der Vortragende die Menge ſich beruhigen.

Dann als kein Stuhl mehr gerückt wurde, kein Flüſterlaut mehr erklang, begann er: „Sulla, Tragödie in fünf Akten, von Theophil Alois Hilſchius.“

Fritz hatte richtig vermutet: fünf Akte, dazu ein Verzeichnis von einigen zwanzig handelnden Perſonen. Und um das Maß voll zu machen: Verſe! Fritz war wütend auf Weißbleicher, daß er ihn darauf nicht vorbereitet hatte.

Waldemar Heßlows Vorleſen war ſeines Spieles auf den Brettern würdig. Er nutzte ſein volles Organ aus, als habe er einen Saal auszufüllen und nicht ein mittelgroßes Zimmer. Er war offenbar ganz in ſeinem Element. Die jugendliche Phraſenhaftigkeit des Stückes gab ihm Gelegenheit, ſtolzklingende Tiraden mit dem gehörigen Pathos herauszuſchmettern und ſich im ſentimentalen Tiefſinn langgedehnter Monologe zu ergehen.

Stück und Vortrag ſchienen nichtsdeſtoweniger der Zuhörerſchaft zu gefallen. Nach Schluß des erſten Aktes hörte man Weißbleichers öliges Organ: „Vielverſprechend! Die Expoſition klar, die Charaktere intereſſant angelegt, die Entwickelung feſſelnd. Sehr vielverſprechend!“ Frau Hilſchius ſtrahlte und ſah ſich voll Stolz um. Schon wollte ſich eine Unterhaltung hervorwagen; aber Waldemar Heßlow deutete durch ein Räuſpern an, daß er Aufmerkſamkeit für den weiteren Verlauf der Tragödie erbitte.

Sulla, obgleich „Thatmenſch“, beſaß eine merkwürdige Neigung zu weitſchweifigen Monologen, und verlängerte dadurch ſein Leben und das Stück ungemein. Fritz hatte ſchon wiederholt verſtohlen gegähnt, ſich dabei beſorgt um-

ſehend, ob etwa jemand das Verbrechen bemerke. Aber die meiſten Augen waren nach vorn gerichtet, wo zwiſchen den ſilbernen Kandelabern Waldemar Heßlow ſaß, unentwegt Jamben ſkandierend, während Theophil Seite um Seite umblätterte.

Fritz überlegte, daß er in der Nähe einer Thür ſitze, die ſchwerlich verſchloſſen ſein würde. Er benutzte den Augenblick, wo Sulla den Befehl erteilte, dreitauſend Gefangene niederzumetzeln, um, während ein Schauder bleichen Entſetzens über die Zuhörer ging, unbeachtet zu entkommen.

Gott ſei Dank, er war draußen! Unwillkürlich richteten ſich ſeine Schritte nach dem Rauchzimmer. Aber wie erſtaunte er, als er hier in weißlichen Qualm gehüllt die beiden langhaarigen Kollegen antraf. Vor ihnen ſtand die geöffnete Cigarrenkiſte und die Bowle. Beides machte einen ziemlich leeren Eindruck.

„Iſt Sulla tot?“ fragte einer der Dichter teilnahmsvoll.

„Nein, er hat noch zwei und einen halben Akt zu leben,“ war Fritzens Antwort.

„Wir ſind ſchon nach dem erſten Akte gegangen. Leider iſt die Bowle alle, und Bier giebt's hier nicht. Da wird's wohl das Beſte ſein, wir gehen.“

„Zu Sulla?“

„Gott bewahre! In ein Bierhaus natürlich. Kommen Sie mit?“

Die Dichter erhoben ſich, nahmen die letzten Cigarren aus der Kiſte, ſteckten ſie ein und gingen.

Fritz Berting, vor die Wahl geſtellt, den Sulla weiter

über ſich ergehen zu laſſen, oder mit den Kollegen einige Nachtſtunden zu verbringen, zog die gemeinſame Flucht vor.

*

Am Tage darauf, als er mit Lehmfink im Café zuſammentraf, erzählte Fritz dem Freunde von den Erlebniſſen im Salon der Frau Hilſchius. Im Anſchluß daran unterhielten ſie ſich über das ſchöngeiſtige Leben des Platzes, und Fritz äußerte die Anſicht, es ſei doch erſtaunlich, daß eine ſo große Stadt in ihren geiſtigen Intereſſen ſo völlig im Rückſtand geblieben war.

Heinrich Lehmfink hielt ſich lange genug am Orte auf, um überſehen zu können, welche Kräfte fördernd, welche hemmend am Werke ſeien, dem lokalen Geiſtesleben die Eigenart aufzudrücken. Mittelmäßigkeit, behauptete er, ſei hier das charakteriſtiſche Gepräge: in der Kunſt, der Geſellſchaft, der Politik.

Und dabei waren doch alle Vorbedingungen vorhanden, die eine große Entwickelung hätten hervorrufen können. Herrliche Mittel: Schönheit der Natur, Reichtum, gute Vorbilder, alte Tradition. Doch bei ſo viel Gunſt der Verhältniſſe fehlte eines: die Triebkraft des Bodens.

War dieſes Erdreich vielleicht überſättigt? War die Kultur im Alter lendenſchwach geworden, nicht mehr fähig zur Zeugung? Hatte dieſes an ſich begabte Volk ſchon zuviel verausgabt, war es jetzt in das Alter eingetreten der Beſchaulichkeit, wo man lieber genießt und das Er-

worbene vorſichtig ordnet, ſtatt ſich noch einmal in den Kampf der Meinungen zu ſtürzen und alles aufs Spiel zu ſetzen?

Oder lag es daran, daß durch den Gang der Weltereigniſſe der ganze Staat herabgezogen worden war von ſeiner ehemaligen Bedeutung auf ein niedriges Niveau? Mußte das nicht verhängnisvoll auf das Selbſtgefühl jedes Einzelnen zurückwirken? Denn in dem verkleinerten, beſchnittenen Terrain fehlte dem Strebſamen der Raum, ſich auszubreiten; von vornherein wurde dem Drang, ſich hervorzuthun, ein Dämpfer aufgeſetzt, weil dem Läufer nur eine kurze Bahn vorgeſteckt war. Die Eigenart konnte ſich nicht ausleben. Die vielen, reichbeanlagten Naturen, die dieſer intelligente Stamm hervorbrachte, wurden unterbunden in ihrer Entwickelung. Oder ſie wurden ganz verdrängt, gingen ins Ausland.

Der Fluch der Enge lag auf Stadt und Land. Da die hohen Ziele genommen waren, da der Ausdehnung ins Weite ein Damm vorgelegt war, da die großen Aufgaben des deutſchen Lebens, die in Angriff zu nehmen man ehemals ſich zum Fluche verſäumt hatte, von einer jüngeren, kräftigeren, ſkrupelloſeren Nation gelöſt wurden, zog man ſich beleidigt auf ſich ſelbſt zurück, bearbeitete das kleine Gebiet, das einem gelaſſen worden war, mit peinlicher Sorgfalt, die zur Pedanterie und zur Zerſplitterung edler Kräfte ausarten mußte. Der ehemals freigewachſene Baum, in ſeinem Wipfel verſchnitten, trieb eine buſchige, zwerghafte Krone, in der ein Äſtchen dem andern Luft und Licht wegnahm.

Die äußere Lage des Staates wirkte auch auf die Kultur zurück. Wie in der Politik ließ man die großen Fragen der Zeit in Kunst und Wissenschaft auswärts entscheiden, gewöhnte sich aber daran, über alles spießbürgerlich weise zu raisonnieren und zu moralisieren. Keine großen Ideen beschäftigten die Gemüter; Ideal war: Gemütlichkeit, Bequemlichkeit in Ruhe genießen. Jeden, der sie darin zu stören wagte durch Äußerung neuer Ansichten, blickten sie mißtrauisch, bedenklich von der Seite an und verdächtigten ihn, wenn sie unter sich waren, aufrührerischer Gesinnung halber.

Zwar gab es einen Hof, welcher den Brennpunkt bildete für die gute Gesellschaft; früher war von hier, wenigstens für die Kunst, wiederholt segensreiche Befruchtung ausgegangen. Aber jetzt war man da so ganz beschäftigt mit militärischen Dingen, mit konfessionellen Interessen und mit Rangfragen, daß für ein Mäcenatentum großen Stils Zeit nicht übrig blieb.

Die Kunst, welche einstmals dieser Stadt einen Kuß aufgedrückt hatte, der ihrem Angesicht unvergängliche Schönheit verlieh, war zu einem äußerlichen Zierat geworden. Bei dem weiteren Aufbau, im Aufstellen von Monumenten, bei Errichtung öffentlicher Gebäude, wurde ein Abderitenstreich nach dem anderen begangen.

Selbst auf die Kunst übertrug der Spießbürger sein instinktives Grauen vor Eigenart. Das Kunstwerk sollte „schön" sein. Unter „schön" verstand er das, was ihn amüsierte, seine Neugier befriedigte, seine Sinne kitzelte. Häß-

lich war das, was ſtark, neu, ungewöhnlich auftrat, zum Nachdenken zwang und den Menſchen in ſeiner Verdauung ſtörte.

Nur für Muſik legte man viel Intereſſe an den Tag; muſikaliſch zu ſein, gehörte ſogar zum guten Ton. Dieſe Kunſtbethätigung entſprach am meiſten dem verſchwommenen, gedankenloſen Phäakentum dieſes genußfrohen Völkchens. Hier machte man im Wagnerkultus ſogar der Moderne ſeine Reverenz; freilich erſt nachdem ſich der verſtoßene Sohn dieſes Landes auswärts den Freipaß eines berühmten Namens geholt hatte.

Denn vor allem, was weither kam, lag man auf der Naſe. In der Geſellſchaft ſpielten Fremde die tonangebende Rolle. Kein Wunder, daß ſich der Ausländer wohl fühlte unter Menſchen, deren verwaſchene und ſchmiegſame Individualität es gelaſſen duldete, daß der Engländer ſich unter ihnen ſtolz als Engländer, der Ruſſe ungeniert als Ruſſe fühlen und aufführen durfte.

Die öffentliche Meinung aber war mit dieſen Zuſtänden durchaus zufrieden. Es ging ja alles gut und glatt, man verdiente Geld, und — worauf man den höchſten Wert legte — die Gemütlichkeit wurde nicht geſtört. Die Preſſe ſchließlich machte dieſen Ton mit; denn wie lange wäre ſie „maßgebend“ geblieben, wenn ſie den Leuten nicht das geſagt hätte, was ſie gern hören wollten! —

Heinrich Lehmfink war in ſeine ſchwäbiſche Heimat gereiſt, um, wie er ſagte, Mutter und Schweſter, die

lange nichts von ihm geſehen hätten, wieder einmal aufzuſuchen.

Die nächſte Folge davon war für Fritz, daß ſich im Café der Dichter Karol, alias Siegfried Silber, mit an ſeinen Tiſch ſetzte. Allerdings pflegte der kleine Mann pro forma noch immer zu fragen, ob es auch erlaubt ſei, und jedesmal dankte er ausdrücklich für die Genehmigung; doch wohl nur, um zu zeigen, daß er die Abweiſung, die ihm einſtmals widerfahren war, nicht vergeſſen habe.

Die langhaarigen jungen Leute, mit denen Fritz neulich gemeinſam aus der Sullavorleſung geflohen war, um mit ihnen dann noch ein paar Stunden im Bierhauſe Litteratur zu ſchwatzen, verkehrten in demſelben Café. Dadurch, daß Fritz Berting ſich mit ihnen grüßte, erfuhr Siegfried Silber, deſſen Blicke ſo leicht nichts entging, und den keinerlei Verſchämtheit hinderte, allem, was ihn intereſſierte, auf den Grund zu gehen, daß Berting im Hauſe der Frau Hilſchius verkehre. Dieſe Thatſache ſchien Silber ſehr zu intereſſieren; wiederholt kam er im Geſpräche darauf zurück. Wen man alles dort treffe, wollte er wiſſen, welche Art Perſon Frau Hilſchius wäre, ob ſie ſehr reich ſei. Nach den fernliegendſten Dingen erkundigte er ſich. Schließlich mußte Fritz dem Wißbegierigen ſogar den Roman borgen, den Frau Hilſchius geſchrieben hatte.

Berting konnte nicht lange im Zweifel darüber ſein, was das zu bedeuten habe. Silber wollte in den Salon der Frau Hilſchius eingeführt ſein.

Fritz lachte über den Ehrgeiz des kleinen Mannes.

Er ſelbſt hatte es eigentlich verſchworen, dort wieder hinzugehen. Aber da Silber wirklich viel daran zu liegen ſchien, mit den Kreiſen in Verbindung zu kommen, die bei der ſchöngeiſtigen Dame verkehrten, verſprach Fritz die Einführung am nächſten Mittwoch zu bewerkſtelligen. Im letzten Augenblicke wurde ihm allerdings bange, daß Siegfried Silber mit ſeinem oft recht vernachläſſigten Aufzuge ihn dort blamieren könne. Wie ſeine Manieren in Damengeſellſchaft ſein mochten, wußte man auch nicht. Als Fritz an das ſcharfe Mundwerk von Annie Eſchauer und an die ſpöttiſche Miene von Fräulein von Lavan dachte, that ihm ſein Verſprechen beinahe leid.

Aber ſchließlich erwieſen ſich ſolche Befürchtungen als übertrieben. Silber hatte reine Wäſche angelegt für dieſe Gelegenheit, und weder Frau Annie noch Hedwig von Lavan waren an dieſem Mittwoche da.

Frau Hilſchius war erfreut, einen „bekannten Autor" mehr in ihrem Salon zu begrüßen; denn als ſolchen hatte Fritz Berting den Neuling eingeführt. Nur Weißbleicher, der Patron des Hauſes, rümpfte die Naſe und meinte mit einem mißbilligenden Seitenblicke auf ſeinen Stammesgenoſſen: „Solche Elemente" gehörten doch eigentlich nicht hierher.

Fritz konnte nicht finden, daß Siegfried Silber ſeine Rolle ſchlecht geſpielt hätte. Im Gegenteil! Man mußte nur wiſſen, aus welchen Verhältniſſen der Menſch ſtammte. Hinter dem Ladentiſch ſeines Vaters hatte er ſicher keine

Gelegenheit gehabt, ſich geſellſchaftlichen Schliff anzueignen. Dies hier war ſein erſtes Debut im Salon. Dafür war die Sicherheit ſeines Auftretens erſtaunlich. Schnell hatte er ſich über die Anweſenden orientiert. Die Sterne zweiten und dritten Ranges ignorierte er, unterhielt ſich nur mit Leuten, die etwas zu bedeuten hatten. Mit dem Sohne des Hauſes, Theophil Alois, freundete er ſich an. Als Fritz Berting gelegentlich an den beiden vorüberkam, klangen ihm große Worte über die „Zukunft der deutſchen Litteratur" in die Ohren, die einen „Heiland" brauche. — Fritz war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß jeder der beiden Jünglinge ſich ſelbſt für dieſen Heiland anſehe.

Als man aufbrach, hatte Silber die Genugthuung, daß ihn Frau Hilſchius aufforderte, doch ja in Zukunft ihre Mittwoche mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Wenige Tage darauf erhielt Fritz durch Weißbleicher, mit dem er der Korrektur ſeines Romanes wegen jetzt öfters zuſammen kam, eine Einladung von Frau Hilſchius, bei ihr im intimen Kreiſe zu Mittag zu ſpeiſen. Nur die Familie würde da ſein, der Verleger ſelbſtverſtändlich, und Profeſſor Wallberg.

Fritz hatte dieſen Namen ſchon wiederholt von Weißbleicher mit beſonderer Betonung nennen hören, auch andere Leute, beſonders die litteraturbefliſſenen Damen im Salon der Frau Hilſchius hatten den Namen Wallberg mit einer gewiſſen Ehrfurcht und Scheu in den Mund

genommen. Fritz erkundigte ſich daher, was es mit dieſem Manne ſo beſonderes auf ſich habe. Weißbleicher gab zur Antwort: Profeſſer Wallberg ſei eine „kritiſche Koryphäe“, ein Mann, von dem ein paar Zeilen genügten, einen jungen Autor berühmt zu machen. Zwar gehöre der Profeſſor der alten Schule an, aber — und das ſagte der kundige Geſchäftsmann mit bedeutungsvollem Augenzwinkern — wenn er an einem jungen Autor Gefallen finde, vor allem wenn er bei der Jugend auf das gehörige Maß von Beſcheidenheit ſtoße, laſſe er ſich auch herbei, einen Vertreter der modernen Richtung zu lancieren. Der Verleger deutete dann noch an, daß zwiſchen ſeinem Verlage und dieſer Autorität Beziehungen zarteſter Natur beſtünden, die ſeinen Autoren zu gute kämen.

Frau Hilſchius empfing Fritz Berting mit großer Zuvorkommenheit, als er ihrer Einladung folgend mittags um zwei Uhr ſich zu Tiſch einfand. Von Annie Eſchauer wurde er mit der Vertraulichkeit einer alten Bekannten begrüßt. Sie ſei auf der Durchreiſe nach Karlsbad, erzählte ſie, und da habe ſie um dieſes Diners willen einen Tag zugegeben. Während Fritz ſich mit den beiden Damen unterhielt, ſaß Theophil Alois in einſamer Größe auf einem Hocker, Bein über Bein geſchlagen, die Hand am Kinn, mit gerunzelter Stirn, düſter, als wälze er den Plan zu einem neuen Sulla in ſeinem Haupte. Bis ihn ſeine Stiefſchweſter durch die boshafte Frage, ob er das Lateiniſch für morgen ſchon präpariert habe, zu einem mißmutigen: „Unverſchämtheit!“ veranlaßte. Beleidigt ver-

ließ er das Zimmer. Seine Mutter, deren Liebling er war, ging ihm nach, wohl um ihn zu tröſten. Annie lachte und meinte: „Familienſzene!“ —

Die Unterhaltung zwiſchen Annie und Fritz wollte eben intimer werden, als Weißbleicher kam. Er ſetzte ſich zu den beiden. Profeſſor Wallberg ſchien ſeine Bedeutung dadurch beweiſen zu wollen, daß er warten ließ.

Endlich kam der große Mann und entſchuldigte die Verſpätigung damit, daß er den Beſuch eines auswärtigen Bühnenleiters — er nannte einen ariſtokratiſchen Namen — empfangen habe, der ſeine Anſicht über ein Theaterſtück habe einholen wollen. Er verweilte bei dieſem Thema, wie es ſchien, nicht ungern, da es ihm Gelegenheit gab, noch andere glänzende Perſönlichkeiten ſeiner Bekanntſchaft namhaft zu machen.

Der Profeſſor war ein großer, ehemals gewiß recht ſtattlicher Mann, mit weißem Vollbart. Das noch ziemlich volle Haupthaar trug er ohne Scheitel einfach nach hinten geſtrichen, wo es ihm in graugelben Strähnen bis tief ins Genick fiel. Die Geſichtsfarbe war gleichmäßig rötlich. Hinter der goldenen Brille lagen ein Paar graue Augen, aus deren Sprache man nicht recht klug werden konnte. Im Knopfloch trug er eine Ordensroſette, die in vielerlei Farben erſtrahlte.

Man ging zu Tiſch. Zunächſt führte Profeſſor Wallberg die Unterhaltung ſo gut wie allein. Er ſprach von Litteratur, doch hatte alles, was er ſagte, mehr oder weniger Bezug auf ſeine Perſönlichkeit. Er erzählte aller-

hand Anekdoten, citierte Ausſprüche berühmter Leute, die beweiſen ſollten, daß das litterariſche Leben der letzten Decennien ſich um einen einzigen Mittelpunkt drehe, um ihn.

Frau Hilſchius hing bewundernd an den Lippen des großen Mannes, Theophil blickte verehrend zu dem grauen Haupt auf, ſelbſt Weißbleicher, der ſonſt ſo beredte, ſchwieg, und dachte vielleicht über die „zarten Beziehungen“ nach, die zwiſchen ſeinem Verlage und dieſem Litteraturpapſt beſtanden. Einzig Frau Annie machte dem Profeſſor hie und da durch eine Zwiſchenbemerkung ein wenig Oppoſition, die Wallberg jedoch abzuſchwächen verſtand, indem er alles, was Frau Eſchauer äußerte, für „allerliebſt amüſant“ erklärte und durch dieſen Freipaß den Pfeilen ihres Witzes von vornherein die Spitze abbrach.

An Fritz Berting hatte Profeſſor Wallberg noch kein einziges Mal das Wort gerichtet, er nahm wohl ſtillſchweigend an, auch in ihm einen Bewunderer zu beſitzen. Vielleicht um feſtzuſtellen, wes Geiſtes Kind der junge Menſch, der ihm von Frau Hilſchius als Dichter und Verfaſſer eines demnächſt erſcheinenden Romans vorgeſtellt worden war, eigentlich ſei, begann er von der modernen Jugend und ihren Beſtrebungen.

Der alte Herr ſprach ſich nicht gerade freundlich aus über den Naturalismus. Er nannte ihn die roheſte Art der Kunſtübung, ein Zurückſinken in den Zuſtand der Wilden, ohne die Urwüchſigkeit der Barbarei, vielmehr mit der perverſen Raffiniertheit des fin de siècle verquickt. Decadence und Naturalismus ſeien Erſcheinungen, die ſich

gegenſeitig bedingten. Decadence erzeuge Naturalismus, und das mißratene Kind des Naturalismus wiederum ſei die Decadence.

„Ach, ſo etwas Decadence zur Abwechſelung iſt gar nicht übel“ meinte Annie. „Die früheren Dichter ſangen mir zuviel vom treuen deutſchen Herzen, vom ſchönen Rhein, von Minne, Tugend und lauter ſolchen unmöglichen Sachen. Es wurde einem dabei immer zu Mute wie nach Lindenblütenthee. Da lobe ich mir die Jungen, die ſind amüſanter. Ich kenne einige Dichter der jüngſten Schule in Berlin, ſie gehen bei uns ein und aus im Hauſe, und ich muß ſagen, die Leute ſind ganz charmant!“

„Ein echt weiblicher Grund, deshalb die ganze Richtung zu loben,“ höhnte der Profeſſor. „Aber mir, Gnädigſte, geſtatten Sie wohl, mich durch das meinetwegen noch ſo beſtechende Äußere der jungen Autoren nicht beeinfluſſen zu laſſen und der Sache etwas tiefer auf den Grund zu gehen. Es handelt ſich beim Naturalismus um mehr als eine bloße Mode; eine Krankheit iſt er, eine Seuche, welche die Geiſter befallen hat. Moraliſche Verwilderung, kraſſer Nihilismus! Nichts wird mehr anerkannt, es giebt keine Autoritäten mehr, jede Pietät fehlt, jeder Reſpekt. Alles alt Bewährte, jede Tradition will dieſe Richtung vernichten und weiß doch nichts Neues an die Stelle des Alten zu ſetzen. So handeln Menſchen, die das moraliſche Gleichgewicht verloren haben und darum ihrer Sinne nicht mehr mächtig ſind.“ —

Profeſſor Wallbergs Stirn und Hals hatten ſich

dunkel gefärbt bis unter das gelbgraue Haar; in fanatiſchem Haſſe blitzten ſeine grauen Augen unter den Brillengläſern hervor.

„Mir kommt es vor," fiel hier Fritz Berting ein, der Annie Eſchauers Augen längſt auf ſich gerichtet ſah mit der deutlichen Frage: ‚wirſt du hierauf nichts erwidern?' „mir kommt es vor, als handle es ſich beim Naturalismus nicht um Erkrankung, ſondern um den Anfang eines Geſundungsprozeſſes. Die neueſte Revolution in der Litteratur iſt mit nichten ein Kind der Decadence, ſie iſt Reaktion, berechtigte Reaktion gegen Unnatur und Impotenz der vorigen Generation. Der Naturalismus iſt eine Notwendigkeit geworden und wird hoffentlich eine Erlöſung werden. Hätten wir ihn noch nicht, ſo müßte er erfunden werden. Decadence iſt eine Erſcheinung des Geſellſchaftslebens. In dieſem Sinne iſt Decadence immer da, eben ſo gut wie es überall verbrecheriſche Menſchen giebt. Der Künſtler wird einen ſolchen Wandlungsprozeß auf dem Gebiete der Sitten mit Intereſſe verfolgen, ihn eventuell auch verwerten; im übrigen hat Kunſt mit Moral nichts zu thun, und der Vorwurf der Immoralität, der ſo oft gegen uns erhoben wird, geht glatt am Ziele vorbei."

Profeſſor Wallberg blickte mit maßloſem Staunen auf den jungen Menſchen, der es wagte, ihm in ſolcher Weiſe zu widerſprechen. Weißbleicher hatte, während Fritz ſprach, verſucht, durch Blicke und Worte ihm verſtändlich zu machen, er ſolle ſeine Zunge in Acht nehmen; erfolglos! Theophil ſaß mit offenem Munde da. Annie aber, um

deretwillen Fritz den hingeworfenen Fehdehandschuh eigentlich nur aufgenommen hatte, nickte ihm lebhaft beistimmend zu.

Frau Hilschius war besorgt um das gute Einvernehmen ihrer Gäste. Sie wußte, daß der Professor Widerspruch nicht vertrage. Darum machte sie den Versuch, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, begann von bildender Kunst zu sprechen und wiederholte dabei unbewußt einen Artikel, den sie am Morgen in einer bekannten Zeitschrift gelesen hatte.

Aber es dauerte nur wenige Minuten, da war man wieder bei der Litteratur angelangt. Der Professor hatte noch eine Anzahl Vorwürfe auf dem Herzen gegen die junge Richtung, die er sich von der Galle reden wollte, umsomehr, als dieser Fritz Berting, dessen Namen er vordem niemals gehört, ja nun das Visier gelüftet und gezeigt hatte, welcher Schule er angehöre.

Der Naturalismus sei im Grunde gar keine Kunst, behauptete Professor Wallberg. Er verwische die Grenzen zwischen Handwerk, Wissenschaft und Kunst. Die Empirie werde zum Götzen erhoben und die Schönheit von ihrem Throne gestoßen.

Fritz Berting erwiderte: der Naturalismus gehe auf Wahrheit aus und suche darum das Charakteristische auf.

„Nein!“ rief der alte Mann und blitzte ihn wütend über den Tisch an. „Nein! Die Entschuldigung kennen wir; sie ist faul! Unter dem Deckmantel Wahrheitsliebe wühlt ihr mit Behagen im Kehrichthaufen und sucht alles daraus hervor, was häßlich, schmutzig und ekelhaft ist.“

„Es giebt überhaupt keine Erſcheinung des Lebens und der Natur," ſagte Fritz darauf, „die nicht für das überzarte, empfindliche Gemüt etwas Erſchreckendes oder Abſtoßendes enthält, ebenſo, wie es nichts giebt, woraus die Lüſternheit nicht, wenn ſie will, Kapital ſchlagen kann. Schön und häßlich ſind eben relative Begriffe, und liegen im Auge des Beſchauers. Die Kunſt aber kann Erſcheinungen wie Tod, Geburt, Geſchlechtsleben, Krankheit nicht entbehren zur Darſtellung, weil ſie notwendige Teile des Lebens ſind und weil ſich die Natur darinnen am unmittelbarſten und ſtärkſten offenbart. Die Moderne iſt nur mutiger, ſie verwirft das Feigenblatt und ſie iſt auch ehrlicher; Schminke, Schönheitspfläſterchen und falſches Haar gehören nicht zu ihren Requiſiten."

In gereiztem Tone unterbrach ihn der Profeſſor. „Und das Ende wird ſein, daß die Kunſt im Wachsfigurenkabinett anlangt. Es iſt nicht nötig, Leichen darzuſtellen, noch weniger ſie zu ſecieren, das iſt nur eine Spekulation auf die Nerven des Publikums. Aber das iſt es ja gerade: der Naturalismus will allen anderen Berufen ins Handwerk pfuſchen. Einmal führt er ſich als Arzt auf, dann wieder geriert er ſich als Nationalökonom. Und was iſt er im Grunde, wenn man ihn bei Lichte betrachtet? Photograph! Geſteht es doch nur offen ein, daß ihr mit eurer Wirklichkeitstreue, mit dem Geſchrei nach Wahrheit, auf eurer Suche nach menſchlichen Dokumenten euch die Technik des Photographen zum Muſter genommen habt, daß ihr im beſten Falle Retoucheure ſeid, aber niemals frei ſchaffende Künſtler!"

„Den Vorwurf, daß wir die Wirklichkeit wieder zu Ehren bringen wollen," erwiderte Fritz, der im Gegenſatz zu dem Profeſſor ſich die Ruhe ziemlich gewahrt hatte, „glaube ich, können wir uns gefallen laſſen. Nicht das mechaniſche Reflektieren der Photographenplatte ſtreben wir an, ſondern die Objektivität des Auges, und die Treue der Hand im Wiedergeben. Wir haben Ehrfurcht vor der Natur, wir wollen ihr dienen, ohne ihre Sklaven zu ſein. Die bengaliſche Beleuchtung, mit der die vorige Künſtlergeneration ſo viel gearbeitet hat, verachten wir als Mache. Wir beobachten und ergründen, ſtatt wild darauflos zu fabulieren. Die Naturwiſſenſchaft hat uns die Methode realiſtiſchen Sehens und der Determinismus das logiſche Denken wieder gelehrt, die dem Künſtler ganz abhanden gekommen waren."

„Naturwiſſenſchaft, Determinismus! Behängt nur mit ſolchen Flicken eure kraſſe Nacktheit. Der wahre Name für eure Weltanſchauung iſt Materialismus, Peſſimismus, Nihilismus und für eure Schreibweiſe: Pornographie. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Mit Ekel, mit ſittlichem und äſthetiſchem Ekel nur kann man eines eurer Bücher in die Hand nehmen. Was ſoll man von einer Jugend erwarten, die nicht allein der Ideale bar iſt, nein, die auch noch alles, was früheren Generationen heilig war, in den Kot hinabzieht!"

„O, wir haben Idealismus! Wir haben uns die ſchwierigere, die undankbarere, die gefährlichere Aufgabe gewählt. Darin liegt unſer Idealismus, daß wir den

Mut haben, in die Schächte des Lebens hinabzusteigen, dort nach neuen Werten zu graben und in Tiefen zu leuchten, die bisher ängstlich vermieden worden sind. Das erfordert mehr Kühnheit und Entsagung, als die grüne Wiese des Opportunisms abzugrasen. Der Sieg ist auf unserer Seite, weil wir den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragen. Die Zeit ist realistisch und schreit nach Realismus. Ganz große Leute, wie Goethe, sind unsere Helfer."

„Nun rufen Sie auch noch Goethe an, das ist wahrhaftig Blasphemie!"

„Ich meine nicht den Geheimrat Goethe, ich meine den jungen Wolfgang, der hätte uns verstanden, der stünde, wenn er jetzt lebte, auf unserer Seite. Und Goethe hat auch im Alter nicht Ach und Weh geschrieen, wenn die Jugend über ihn hinausstürmte. Nur das eingerostete Alter bildet ein Hindernis für die Entwickelung. Da wird geklagt über Mangel an Pietät und die Jugend denunciert als unmoralisch. Man soll uns nur einmal sagen, weshalb wir Respekt haben sollen vor der älteren Dichtergeneration! Was hat sie uns denn für Vorbilder geschenkt? Sollen wir vielleicht den Professorenroman bewundern? Vom geschäftlichen Standpunkt aus mag der ja ganz einträglich sein; denn von harmlosen Seelen werden diese Schmöker, die eigentlich nicht viel mehr sind als Indianergeschichten, ja um Weihnachten herum gern gekauft, aber mit Litteratur . . . . . ."

Hier machte Weißbleicher so deutlich abwinkende Zeichen, während Frau Annie boshaft belustigt kicherte, daß

Fritz merken mußte, daß er irgend einen delikaten Punkt berührt habe. Er ſtockte. An dem Ausdrucke ſchlecht verhehlten Zornes in den Mienen des Profeſſors ſah er, wen er mit ſeinen letzten Worten, ohne es zu wollen, ſchwer getroffen habe.

Peinliche Stille entſtand.

Aus der allgemeinen Verlegenheit half diesmal Theophil Alois. „Donnerwetter, es iſt ja ſchon zehn Minuten nach drei Uhr!“ rief der Dichter des Sulla, deſſen Blick auf die Pendule ihm gegenüber gefallen war. Er ſprang auf, warf noch einen wehmutsvollen Blick auf das Halbgefrorene, das eben herumgereicht wurde, und eilte von dannen.

Frau Hilſchius aber benutzte dieſe kleine Epiſode, um endgiltig das klippenreiche Thema der zeitgenöſſiſchen Litteratur von der Tagesordnung verſchwinden zu machen. Sie ſtimmte ein Klagelied an über die Einrichtung des Nachmittagsunterrichts und die Überbürdung der Gymnaſiaſten.

Den Kaffee nahm man in dem geräumigen Salon der Hausfrau ein, wo die Sulla-Vorleſung ſtattgefunden hatte.

Frau Hilſchius, Weißbleicher und der Profeſſor waren bald in ein eifriges Geſpräch über die dichteriſche Zukunft des Wunderkindes Theophil vertieft. Annie aber zog ſich mit Fritz Berting in das kleine Boudoir nebenan zurück, in welchem ſie ſchon neulich geſeſſen hatten.

Für Fritz war es ein eigentümliches Gefühl, einmal wieder nach gutem Diner eine importierte Cigarre zu

rauchen und ſeine Füße auf dem Gewebe eines echten Perſers auszuſtrecken. Annie Eſchauer lag bequem im Schaukelſtuhle zurückgelehnt und wiegte ihren üppigen Körper langſam in einem gewiſſen Rhythmus auf und ab. Ihre kleinen, weißen, runden Hände mit den vielen bunten, glitzernden Steinen lagen in unruhigem Spiel bald in ihrem Schoße, bald auf den geſchwungenen Lehnen des Stuhles, bald hantierten ſie mit einem niedlichen Dolch, der auf einem niedrigen Tiſchchen neben ihr lag. Sie hatte etwas von einem niedlichen Kätzchen, in ihrer läſſigen Ruhe, wie ſie Fritz jetzt, ohne das rhythmiſche Schaukeln zu unterbrechen, mit unbeſtimmbar ſchillernden Augen von der Seite anſah, befriedigt lächelte und nach einer Weile behaglicher Betrachtung ſeiner ganzen Erſcheinung ſagte: „Wiſſen Sie, Herr Berting, Sie gefallen mir eigentlich heute noch beſſer als neulich. Vorhin, wie Sie es dem alten Profeſſor gegeben haben, das war allererſter Klaſſe. Wußten Sie eigentlich, daß der gute Mann einen Roman geſchrieben hat, der im alten Phönizien, Aſſyrien oder ſo wo ſpielt, auf den er ſehr ſtolz iſt?“

„Nein, ich wußte es nicht. Aber aus ſeinem Geſicht ſchloß ich dann allerdings, daß ihm die Lorbeeren von Ebers keine Ruhe gelaſſen haben mochten. Unhöflich zu ſein gegen einen Gaſt Ihrer Frau Mutter, lag mir gänzlich fern.“

„Ach, es ſchadete garnichts! Ich habe mich ja gekugelt! Es war höchſte Zeit, daß der alte, eingebildete Bonze es einmal richtig geſagt bekam. Dieſem Manne

wird ſonſt niemals widerſprochen. Alle haben ſie Angſt vor ihm; er iſt ja hier vereidigter Sachverſtändiger!“

„Ich fürchte, ich werde es auszubaden haben,“ erwiderte Fritz, „daß ich eine eigene Anſicht zu beſitzen wage. Ich habe es dem Herrn Profeſſor wohl angeſehen, er dachte bei ſich: Komm du mir nur mal unter die Finger! — Mein armes Buch wird er böſe zerpflücken.“

„Ihr neues Buch! Ihr Roman! — Weißbleicher hat mir ſchon den Titel verraten. Vielverſprechend! — Ich bin koloſſal neugierig! Erzählen Sie mir doch was von dem Inhalt!“

„Das kann ich nicht, gnädige Frau!“

„Iſt es ſo unpaſſend?“

„So hatte ich's nicht gemeint. Ich habe geradezu eine Scheu davor, von meinen Sachen zu ſprechen; es macht mich verlegen.“

„Sie ſind ein ſonderbarer Menſch, eine ganz eigentümliche Miſchung von — na, ich will Sie nicht eitel machen! Es wäre mir wirklich intereſſant, hinter Ihre Geheimniſſe zu kommen; denn Sie haben welche, das ſehe ich Ihnen an, gerade weil Sie ſo unſchuldig thun. — Sagen Sie mal, Herr Berting, was wollen Sie eigentlich in dieſem Neſt? Sie gehören doch nach Berlin!“

Fritz erzählte ihr in Kürze, was ihn von Berlin weggetrieben habe; als äußerer Anlaß, der Mißerfolg ſeines Stückes, und als tieferer Grund, ſein Wunſch nach Einſamkeit. Das berliner Treiben ſei ihm völlig unerträglich geworden.

„Unſinn!“ rief Annie und richtete ſich aus ihrer läſſigen Haltung auf. „Sagen Sie mir gegen Berlin nichts! Berlin iſt der einzige Ort, wo man lebt. Ich würde es in einer anderen Stadt überhaupt nicht aushalten. Hier zum Beiſpiel komme ich mir vor, wie ſo ein Fiſchchen, das im Glasballon der guten Stube ſteht, immerfort im Kreiſe herumſchwimmen muß und mit Semmel gefüttert wird. In Berlin, da iſt man im Strome. Unter Umſtänden geht's mal ein bißchen bunt zu; aber das iſt doch gerade das Aufregende. Was iſt denn weiter dabei, mit einem Theaterſtücke durchfallen! Verſuchen Sie's noch einmal! Vielleicht giebt's zur Abwechslung einen Schlager. Auf der Börſe wechſelt's auch, heute macht einer Pleite, zum ultimo hat er eine veine und kommt wieder obenauf.“

„Ich bin hierher gegangen, mich zu ſammeln, Ruhe zu haben für eine große Arbeit.“

„Schön! Jetzt iſt ihr Roman fertig. Nun kommen Sie nach Berlin zurück! Wenn es überhaupt ein Erfolg ſein ſoll, kann er nur dort creiert werden. Man wird es in Berlin ſehr ungewöhnlich finden, daß Sie es ein Jahr lang im Exil ausgehalten haben; wunderweiß welche Erlebniſſe werden Ihnen angedichtet werden. Sie werden der intereſſante Mann, womöglich der clou ſein der Saiſon.“

„Gerade dem habe ich entfliehen wollen, dieſem ſchnellen Auf-den-Schild-erhoben-werden. Was nützt mir die Berühmtheit eines Monats, wenn ich mit einer ernſten Arbeit unbemerkt bleibe.“

„Man wird Sie nicht in der Verſenkung verſchwinden laſſen, diesmal nicht! Dafür ſtehe ich Ihnen!“ rief Annie Eſchauer mit einem Blicke, der es ihm heiß und kalt überlaufen machte. „Kommen Sie nach Berlin! Wozu hat man ſeine Verbindungen! Bei uns verkehren die erſten Leute der Bühne und der Preſſe. Es koſtet mich ein paar Federſtriche, und ich verſchaffe Ihnen die Bekanntſchaft von wem immer Sie wollen. Schreiben Sie ein Stück, es ſoll angenommen werden; ich ſetze Kopf und Kragen daran. Es hat Ihnen bisher offenbar nur jemand gefehlt, der ſich Ihrer angenommen hätte. Dichter ſind unpraktiſch, brauchen Bemutterung. Mit Schüchternheit kommt man in Berlin freilich nicht weit. Und wer nun gar in der Provinz lebt, iſt ein toter Mann. Noch ſoviel Talent mögen Sie entwickeln, gemacht können Sie nur in Berlin werden. Alſo nächſten Herbſt auf Wiederſehen! Ich zähle beſtimmt auf Sie.“

Fritz gab keine Zuſage, er ſagte aber auch nicht: nein. Wer längere Zeit berliner Luft geatmet hat, den befällt von Zeit zu Zeit eine Sehnſucht nach dem nicht immer gefälligen und gemütlichen, aber jederzeit ſtarken Leben dieſer wunderlichen Stadt.

Und gerade Annie Eſchauer war die richtige Perſon dazu, Fritz die Stadt, der er grollte, die er im geheimen aber doch liebte, ins Gedächtnis zu rufen. Annie mit ihrer kecken Lebendigkeit, ihrem ſchnellen Erfaſſen und Urteilen, ihrem unverfrorenen Witz, war im Guten und Schlechten eine Repräſentantin des Geiſtes und Tones,

der nur im Tiergartenviertel gedeiht. Es war Berlin ſelbſt, das ſeine Hand nach ihm ausſtreckte. Mit dieſen ſinnlichen Lippen, die gleich ſchnell zum Kuſſe wie zu einer ſchnodderigen Bemerkung bereit waren, mit dieſen ebenſo begehrlichen wie kühl beobachtenden Augen, die ſo ungeniert dreinblicken konnten, lockte ‚Berlin W‘ den Ungetreuen in ſeine Arme zurück.

Die körperliche Nähe dieſer Frau beunruhigte ihn ſtärker, als er für gut befand, ſie merken zu laſſen. Ihr üppiger Wuchs war ein Appell an die Sinne, die ganze Perſon umſchwebte eine unbeſtimmte, ſchwüle Atmoſphäre von Wolluſt. Sie brauchte nichts zu ſagen, nichts zu thun, nur wie jetzt das Auge mit ſeinem unruhig flackernden Glanze unter den ſchweren, verſchleiernden Lidern auf ihn zu richten, und hundertfältige Verſuchung wurde in ihm aufgeregt.

„Alſo, Sie kommen, nicht wahr?“

„Nein, gnädige Frau, es geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Ich bin gebunden.“

„Gebunden — wodurch? Ein junger Menſch wie Sie, unverheiratet! Wenn Sie noch Familienvater wären — aber ſo! Oder feſſeln Sie etwa zarte Bande, von denen man nichts wiſſen darf — he?“

Ihr Blick hatte für einen Augenblick etwas Lauerndes; aber im Nu lächelte ſie auch ſchon wieder.

„Seien Sie offen, ſagen Sie mir, was mit Ihnen iſt, Herr Berting! Sehen Sie, ich will auch ganz ehrlich

ſein. Ihre Einladung zum heutigen Mittageſſen habe ich veranlaßt. Ich wollte Sie gern noch einmal ſprechen, ehe ich nach Karlsbad reiſe; denn ob wir uns im Laufe dieſes Sommers ſehen werden, iſt fraglich. Ihr Schickſal intereſſiert mich. Ich glaube, daß es Ihnen nicht gut ergangen iſt in der letzten Zeit; man ſieht Ihnen das an. Giebt es garnichts, womit man ihnen zu Hilfe kommen könnte? Sie brauchen deshalb noch nicht dieſe ſtolze Miene aufſetzen. Es liegt kein Grund vor, beleidigt zu ſein."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!" ſagte Fritz, dem die letzte ernüchternde Wendung des Geſpräches die volle Beherrſchung ſeiner Gefühle wieder gegeben hatte. „Ich brauche nichts! Meine äußere Lage iſt geordnet. Ruhe zur Arbeit iſt alles, was ich nötig habe, und die finde ich hier eher als in Berlin."

„Ach, Sie ſind langweilig mit Ihrer Ruhe zur Arbeit! — Na, vielleicht ändert ſich einmal was in Ihrem Leben. Wenn Sie jemals in die Lage kommen ſollten, Hilfe zu brauchen, dann, das bitte ich mir aus, kommen Sie zu mir. Und darauf geben Sie mir mal Ihre Hand!

„Wie kann ein Mann nur ſolch feine, ſchlanke, zarte Hand haben!" — —

* * *

Fritz Berting hatte ſein Fräulein von Lavan gegebenes Verſprechen, ihr den Balzac zu bringen, nicht vergeſſen.

Er packte die kleinen, ſchon ein wenig vergilbten Bände eines Tages zuſammen und machte ſich damit auf den Weg.

Es lag ihm daran, angenommen zu werden, denn die kurze Unterhaltung neulich hatte ihn begierig gemacht auf mehr. Darum bemühte er ſich, das öffnende Mädchen darüber aufzuklären, daß er kein Handlungsreiſender ſei, oder ſonſt eine Perſönlichkeit, die man ſo ſchnell wie möglich los zu werden ſucht. Doch war das in dieſem Falle gar nicht nötig; das runde Geſicht der drallen Perſon erſtrahlte verſtändnisvoll, als er ſeinen Namen nannte. Das Fräulein laſſe bitten, hieß es. Um einem leicht möglichen Mißverſtändnis vorzubeugen, erklärte Fritz noch beſonders, daß er nicht zu den Damen Tittchen wolle, ſein Beſuch gelte lediglich Fräulein von Lavan. Die Vertraulichkeit der Zofe verſtärkte ſich noch, diskret lächelnd erklärte ſie: Fräulein Hedwig habe Auftrag gegeben, Herrn Berting, ſobald er komme, zu ihr zu führen.

Fritz betrat mit ſeinem Paket in der Hand ein ſchmales, einfenſtriges Zimmer. Hedwig von Lavan erhob ſich von ihrem Platze am Schreibtiſch, ſchritt auf ihn zu, blickte ihm wie einem Bekannten ruhig und frei in die Augen und reichte ihm die Hand. Dann bat ſie ihn, Platz zu nehmen. Sie ſelbſt ging an den Schreibtiſch zurück und öffnete dort das Paket, das er ihr überreicht hatte.

Er betrachtete ſie, wie ſie da ſtand und einen der kleinen Bände nach dem andern aufſchlug, um die Titel zu leſen. Sie trug heute ein eng anliegendes Kleid von grauem Herrentuch, ohne jeden Ausputz und Schmuck, das

in ſeiner Knappheit die Knabenhaftigkeit ihrer Figur bis zur Sprödigkeit hervortreten ließ. Von dem hohen, dunklen Halskragen hob ſich das Profil des blaſſen Geſichtes und die mattblonden Flechten der lockeren Friſur unendlich fein und duftig ab. Es lag nichts von kindlicher Neugier in der Art, wie ſie die Bücher durchblätterte und hie und da eine Zeile überflog, eher der geſetzte Ernſt des Forſchers; jener Ausdruck der Sachlichkeit, der Fritz ſchon neulich als etwas Beſonderes an ihr aufgefallen war, weil man ihn nicht bei dieſer Jugend ſuchte.

Fritz wollte ihr Rat geben, in welcher Reihenfolge ſie Balzacs Romane am beſten leſe, um Verſtändnis zu gewinnen für das impoſante Lebenswerk dieſes Schriftſtellers.

„Wiſſen Sie, Herr Berting," meinte Hedwig, „mir kommt es gar nicht auf das Litterariſche an bei einem Buche; mich intereſſiert der Menſch. Welche Stellung die Litteraturgeſchichte einem Autor anweiſt, ob er berühmt iſt, ob ſeine Sachen standard works ſind, das hat mich immer ganz kalt gelaſſen. Mir iſt niemals Ehrfurcht vor den Klaſſikern eingeflößt worden; ich habe nämlich in meinem ganzen Leben keine einzige Litteraturſtunde gehabt."

„Sie Beneidenswerte! Niemals haben Sie ein Schillerſches Gedicht auswendig lernen müſſen?"

„Niemals! Mit meiner Schulbildung iſt es überhaupt ſehr mangelhaft beſtellt. Jede höhere Tochter würde mich ſchlagen in den Elementarfächern."

„Wie haben Sie es denn fertig gebracht, den Argusaugen des Schulinſpektors zu entgehen, gnädiges Fräulein?"

„In den Ländern, wo ich meine Kindheit verlebt habe, giebt es dergleichen nicht. Das Beſte, was ich weiß, habe ich vom Fenſter des Eiſenbahncoupés aus gelernt. Wenn wir reiſten, hatte mein Vater Zeit, ſich mit mir abzugeben. Er war ein Anreger, wie ich keinen zweiten gekannt habe, ganz ohne Methode ſein Unterricht. Bunt, luſtig und intereſſant wußte er alles zu geſtalten, und man lernte ſpielend bei ihm. Das Übrige habe ich mir aus Zeitungen und Büchern zuſammengeleſen.“

Sie räumte jetzt die Bücher zuſammen, die auf ihrer Schreibtiſchplatte lagen, legte einen Band Balzac beſonders, ſchloß die anderen weg. Dann ſetzte ſie ſich Fritz gegenüber.

Er war wieder überraſcht durch die Geſchloſſenheit ihres Weſens. Wo hatte das junge Ding, deſſen Haut die Farbe trug der unangetaſteten Knoſpe, dieſe überlegene Ruhe her, dieſes trockene Selbſtbewußtſein? — Es war ſo garnichts von Poſe an ihr, jedes Wort, jede Handlung ſchien ſelbſtverſtändlich und originell. ‚Es muß ſehr viel gutes, altes Blut in ihren Adern rollen‘, dachte Fritz bei ſich.

Er fragte ſie nach ihren Eltern. Bereitwillig erzählte ſie ihm die Geſchichte ihres Vaters und damit gleichzeitig die ihre. In knapper, charakteriſtiſcher Art gab ſie nur das Wichtige, alles Detail der Ausmalung des Hörers überlaſſend.

Herr von Lavan war in den fünfziger Jahren öſterreichiſcher Offizier geweſen. Eines Ehrenhandels

wegen, der für ihn einen ungünſtigen Verlauf nahm, mußte er den Abſchied nehmen. Er ging nach Amerika. Drüben nahm er am Bürgerkriege teil, focht auf Seiten der Union, wurde verwundet und in Gefangenſchaft geſchleppt. Nach Beendigung des Krieges fand er im Buchhandel Unterkunft, verdiente ſich ein Vermögen, heiratete eine Deutſche. Ein Zeitungsunternehmen, das er ins Leben gerufen, wurde von den politiſchen Gegnern zu Grunde gerichtet. Herr von Lavan büßte ſein Erworbenes wieder ein. Die Gattin ſtarb wenige Jahre nach Schließung der Ehe. Er ging mit der kleinen Hedwig, ſeinem einzigen Kinde, nach Europa zurück. Von einem Orte zum anderen reiſte das Paar. Herr von Lavan verwertete jetzt ſeine ungewöhnlichen Erfahrungen und ſeine große Beleſenheit publiziſtiſch. Er war inzwiſchen Sechziger geworden, und ſeine Geſundheit begann ſchwankend zu werden. In Mentone, wohin er ſich begeben hatte, um ſich von ſchwerer Niederlage zu erholen, lernte er die Schweſtern Tittchen kennen und verlobte ſich mit Amanda. Aber nur von kurzer Dauer war der Brautſtand. Infolge einer Erkältung erkrankte Herr von Lavan zu Tode. Auf dem Sterbebette übergab er ſeine Tochter der Fürſorge ihrer jetzigen Pflegemütter. Das einzige, was er dem Kinde hatte hinterlaſſen können, war ein Manuſkript, ſeine Memoiren enthaltend.

Fritz Berting erkundigte ſich, ob dieſe Memoiren in früherer oder ſpäterer Zeit veröffentlicht werden ſollten. Vielleicht würde Fräulein von Lavan ſelbſt die Herausgabe übernehmen, meinte er.

Hedwig erklärte, dieſe Abſicht liege ihr ganz fern; die Aufzeichnungen ihres Vaters ſeien intimſter Natur.

„Handelt es ſich darin um Politik?“ erkundigte ſich Fritz.

„O nein, um Politik ganz und gar nicht! Es ſind Bekenntniſſe. Tante Amanda war ſchon außer ſich, als ſie nur ein paar Seiten davon geleſen hatte.“ Bei dieſem Worte ſah Fritz heute zum erſten Male das ſpöttiſche Lächeln auf ihren Lippen erſcheinen, das er ſchon kannte. „Und dabei verſteht Tante Amanda nicht einmal franzöſiſch! Mein Vater hatte die Gewohnheit, vieles franzöſiſch zu formulieren. Deutſch, ſagte er, ſei für gewiſſe Gedanken zu grob. — Manches iſt auch in Briefform geſchrieben, an eine Freundin gerichtet. Daß dieſe Freundin nur eine fingierte Perſon ſei, wollte Tante Amanda nicht glauben. Wenn ich nicht gerade dazu gekommen wäre, als ſie das Paket in den Herd ſteckte, wäre alles zu Aſche verbrannt. Sehen Sie, hier habe ich noch ein Andenken davon! Es iſt jetzt ein halbes Jahr her.“ —

Sie ſtreifte den Ärmel an ihrem dünnen Ärmchen ein wenig empor und zeigte ihm einen rötlichen Streifen, der über das weiße Fleiſch vom Handgelenk aufwärts lief.

„Dadurch ſind die Blätter nun doppelt mein geworden,“ fuhr ſie fort. „Ich würde ſie niemandem laſſen, niemandem! Wenn ich ſie veröffentlichen wollte, könnte jedermann ſie leſen. Und ich glaube, die anderen Menſchen würden auch nicht viel geſcheiter urteilen, als Tante Amanda. Ich bin froh, daß ich das ganz und gar für mich habe.“

Sie ſagte das mit verächtlichem Stolz. Fritz bemerkte ein ſchwaches Erröten in ihrem Geſicht, wie ein leichter Hauch über einen Spiegel geht und im Nu wieder verſchwindet.

Dann ſchlug ſie eine ganz neue Tonart an. „Sie müſſen meine Tanten ſehen, Herr Berting! Es ſind liebe, alte Dinger! Ich habe beide recht gern. Außerdem würden die Guten ſehr gekränkt ſein, wenn ſie erführen, daß ich Beſuch gehabt, den ich ihnen unterſchlagen hätte. Beide ſind ſehr verlegen, aber auch ſehr neugierig."

Sie öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Man betrat einen größeren Raum, in welchem, da die Rolläden herabgelaſſen waren, Halbdunkel herrſchte. Die Möbel ſtanden unter Kappen von hellem Stoff. Sie durchſchritten die kalte Pracht des Salons und kamen jenſeits in ein kleineres, bewohntes Zimmer.

Hier ſaß die ältere der beiden Schweſtern: Ida. Sie war mit Näherei beſchäftigt, hatte die Brille auf der Naſe und fuhr erſchreckt zuſammen, als Hedwig plötzlich mit einem fremden Herrn eintrat. Fritz ſagte, daß er ſchon die Ehre gehabt habe, und Hedwig erklärte, wer Herr Berting ſei. Aber Tante Ida packte in größter Verwirrung ihr Nähzeug zuſammen, flüſterte dem jungen Mädchen etwas ins Ohr, wackelte zur Thür und verſchwand.

Hedwig erklärte lachend: „Sie will Amanda fragen, was nun zu geſchehen hat. Tante Amanda iſt nämlich unſer Orakel. Sie iſt um ganze drei Jahr jünger als

Ida, und darum in Idas Augen ein halbes Kind. Amanda darf das nicht machen und jenes nicht anziehen, weil es ſich für ihre Jugend nicht ſchickt. Ida hält ihre Schweſter für eine Schönheit. Abends darf das verführeriſche Weſen nicht allein auf die Straße gehen. Amanda iſt leidend. Ida und der Hausarzt haben ihr das eingeredet. Der größte Teil des Tages geht in Beratungen hin, was Amanda eſſen und trinken darf, ob man ausgehen ſoll oder ausfahren, welches Mittel heute eingenommen werden muß. Das iſt das Leben, das wir hier führen."

„Und wie fahren Sie dabei?"

„Ich — ganz gut! Die Tanten ſind ſo ſehr mit ſich beſchäftigt, daß ich ziemlich machen kann, was ich will. Manchmal wollen ſie mir verbieten, dieſes oder jenes Buch zu leſen; aber ich verſchaffe es mir einfach. Auch über die Toilette machen ſie mir Vorſchriften, die ich nur beachte, wenn ſie mir paſſen. Es läßt ſich ſchon mit ihnen auskommen. Vor den ‚feinen Manieren' haben ſie einen Rieſenreſpekt. Ihre Jugend müſſen ſie in ganz beſchränkten Verhältniſſen zugebracht haben; erſt als beide alt waren, iſt ihnen durch den Tod von entfernten Verwandten eine Menge Geld zugefallen. Das hat ſie etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Nun möchten ſie von dem Mammon doch auch Spaß haben; wiſſen aber nicht recht, wie das anfangen. Haben Sie den Salon nebenan bemerkt? Alles fix und fertig zu Geſellſchaften. Aber die Tanten kennen faſt niemanden. Mir iſt das ſehr lieb.

Auf dieſe Weiſe werde ich nicht geſtört. Ich will nur ſolche Menſchen ſehen, die mir gefallen.“

Fritz hätte ſie gern gefragt, welche Auserleſenen ihr denn gefielen: Waldemar Heßlow vielleicht? Ob er ſelbſt ſich dazu rechnen dürfe? Aber jetzt kamen die Tanten.

Neulich im Salon der Frau Hilſchius hatte Fritz in Ida und Amanda Tittchen nichts geſehen, als zwei alte Jungfern, die ſich aufs Haar glichen, heute, durch die mokanten Bemerkungen Hedwigs aufmerkſam gemacht, ſah er den Unterſchied zwiſchen den Schweſtern genauer.

Ida war das Aſchenbrödel. Amanda putzte ſich; man ſah's ihr an, daß ſie ſich ſchonte, ſich nichts abgehen ließ an gutem Eſſen und Ruhe. Ein Spitzenhäubchen mit buntem Bande gab ihrem geröteten Geſicht ſogar den Anflug einer gewiſſen Koketterie. ‚Amanda iſt vor dreißig Jahren wahrſcheinlich garnicht ſo übel geweſen‘, dachte Fritz bei ſich.

Sie ſtarrten ihn beide mit großen, runden Vogelaugen neugierig an. Ein Mann, der Bücher ſchrieb, war für ſie ein Wundertier.

Sie verſtünden beide ſehr wenig von Kunſt, erklärte Ida; aber nun hätten ſie durch Frau Hilſchius eine Menge berühmter Leute kennen gelernt. Fritz hütete ſich wohl, die rührenden alten Dinger über die Bedeutung von Dichtern, wie Theophil Hilſchius oder die Verfaſſerin der ‚Epheuranken‘ aufzuklären. Auch als Amanda von Waldemar Heßlow als einem der erſten Heldendarſteller der Gegenwart ſprach, zuckte er nicht mit der Wimper.

Sie waren begeiſterte Theaterfreunde. Gleich beim Eintreten hatte Fritz die Photographieen verſchiedener lokaler Bühnengrößen in den Koſtümen ihrer Paraderollen auf dem Vertiko ſtehen ſehen. Der ſchöne Waldemar war mehrfach vertreten. Mit Stolz erzählte Ida, daß Herr Heßlow ihnen ſchon zweimal die Ehre gegeben, bei ihnen zu Mittag zu ſpeiſen; und Amanda korrigierte die Schweſter dahin, daß es ſchon dreimal geweſen ſei.

Hedwig, auf die Fritz blickte, begierig zu ſehen, wie ſie ſich dazu ſtelle, ſaß mit dem unſchuldigſten Kindergeſicht dabei, als ſei ſie nicht im ſtande, ein Wäſſerchen zu trüben. War ſie nicht wie ein Weſen aus anderer Welt in dieſer ſpießbürgerlichen Umgebung? Merkwürdig launiſch hatte das Schickſal gewaltet, als wolle es einen kapriziöſen Streich machen, da es dieſes fremde Vögelchen in das Neſt der alten Jungfern legte.

Als Fritz ſich zum Gehen anſchickte, tuſchelten die beiden Schweſtern eifrig zuſammen. Er ahnte, daß es ſich um eine Einladung handelte. Keine von beiden wollte ſprechen, eine ſchob es der anderen zu. Endlich faßte ſich Ida, als die ältere, ein Herz, trat verlegen errötend vor Fritz hin und bat ihn, am nächſten Sonntag Mittag einen Löffel Suppe bei ihnen einnehmen zu wollen.

* * *

Seit einigen Tagen gaſtierte eine Truppe aus Süddeutſchland an dem zweiten Theater der Stadt. Fritz Berting hatte wohl die Berichte der Zeitungen geleſen, die

voll des Lobes waren über die Leiſtungen der Gäſte, doch fühlte er wenig Luſt, ſie mit eigenen Augen zu ſehen. Das Repertoire mit ſeinen derben Volksſtücken im Bauerndialekt war nicht nach ſeinem Geſchmack.

Aber eines Morgens ſchrieb ihm Lehmfink, der inzwiſchen von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war, ein paar Zeilen: er habe eine Parkettloge genommen, Fritz und Alma müßten unbedingt abends ſeine Gäſte ſein für die Vorſtellung. Er kenne die Truppe, es werde friſch und charakteriſtiſch geſpielt; das harmlos luſtige Stück aber werde ganz etwas für Fräulein Lux ſein.

Eine ſo freundliche Einladung war nicht abzulehnen. Er ſagte Alma, ſie möge ihre Toilette für den Abend in Stand ſetzen.

Das Stück, das man ſah, war ein ländlicher Schwank, mit eingelegten Chören und Couplets. Das beſte daran blieb die Keckheit, mit der Typen aus dem Volksleben in wenigen draſtiſchen al fresco-Strichen feſtgelegt waren.

Alma und Fritz ſaßen auf den Vorderplätzen der Parkettloge, während Lehmfink hinter ihnen Platz nahm. Alma hatte ſich allerliebſt herauszuputzen verſtanden. Fritz ſtaunte ſelbſt; was ſolch ein Mädchen doch, wenn es darauf ankam, aus ſich zu machen wußte! — Mehr als ein Operngucker ward auf ſie gerichtet.

Heinrich Lehmfink hatte mit der Wahl dieſes Stückes gerade das Richtige für Almas Geſchmack getroffen. Die Moral der Dichtung war handgreiflich. Das Böſe, das anfangs zu triumphieren ſchien, bekam ſpäter die gerechten

Rutenſtreiche zu koſten. Alma äußerte ungeniert die Empfindungen, welche die draſtiſchen Vorgänge auf der Bühne in ihr auslöſten. Jede komiſche Szene entfeſſelte ihr herzliches Lachen, jede ernſtere Stelle machte ſie traurig, ja, rührte ſie zu Thränen. Wiederholt drückte ſie Fritzens Hand, um ihm zu verſtehen zu geben, wie tief ergriffen ſie ſich fühle, um ſich gleich darauf, wenn es etwas Luſtiges gab, zu Lehmfink zu wenden und ihm den lachenden Mund und ein ſtrahlendes Augenpaar zu zeigen. In den Pauſen ſaß ſie dann ganz verträumt da, wie ein Kind, das ſich aus den Wundern eines eben angehörten Märchens nicht wieder in die Nüchternheit des Alltags zurückfinden kann.

Als die große Pauſe kam, ging Fritz zum Büffett, ein Glas Bier zu trinken, während Lehmfink bei Alma in der Loge blieb. Fritz ſtand da, ſein Glas in der Hand, und blickte gelangweilt auf die nichtsſagenden Geſichter des vorüberwandelnden Publikums, als ſich ein kleiner Herr mit dunklen Augen und ſpitzem Bart von dem Zuge trennte und auf ihn zu kam.

„Sie hier, Silber! Ich habe Sie doch gar nicht bemerkt.“

„Aber ich Sie! Freilich ſitze ich nicht ſo vornehm. Ich habe meinen Rezenſentenplatz im Parkett.“

„Wie gefällt Ihnen das Stück?“

„Etwas völlig Unlitterariſches iſt zur Abwechſelung auch nicht übel. Übrigens will ich nur geſtehen: ich habe ſchlecht aufgepaßt; das macht die Nähe Ihrer Loge.“

Fritz begriff nicht ſofort, was er meine, und ſah ihn befremdet an: „Unſerer Loge?“ —

„Lieber Berting!“ ſagte Siegfried Silber vertraulich und verzog den Mund zu einem fauniſchen Lächeln, „Ich beglückwünſche Sie von ganzem Herzen. Sie ſind ein glücklicher Schatzgräber! Das iſt eine Barre echten Goldes, die Sie da gehoben haben. Ein unverfälſchtes Stück Natur! Urſprünglichſte, lieblichſte Natur. Dieſe Friſche, dieſe köſtliche, naive Unmittelbarkeit! — Nur allein ſolches Lachen zu hören, dieſes goldige Lachen, iſt wie ein Jungbrunnen für die Seele. Noch einmal, meinen aufrichtigſten Glückwunſch.“

Fritz war verlegen, er wußte im Augenblick wirklich nicht, wie er ſich verhalten ſollte. Er ſchwankte zwiſchen einem Gefühl ſtarken Unbehagens über Silbers Zudringlichkeit und der Beluſtigung über die Ekſtaſe des kleinen Mannes. Und ſchließlich ſchmeichelte die Bewnnderung für Alma doch auch ſeinem Beſitzerſtolz.

„Ich ahnte es ja längſt!“ fuhr Silber fort, während ſie im Foyer auf und ab ſchritten, „es iſt etwas Wunderbares mit dieſen Dingen; der Inſtinkt ſagt es einem, ob ein Mann ein Liebling iſt der Frauen. Für das Auge des Kenners webt Frauenliebe eine Gloriole um das Haupt deſſen, den ſie erwählt. Ich fand dieſen Widerſchein eines heimlichen Glückes ſofort heraus an Ihnen, als wir uns kennen lernten. Und heute ſehe ich, daß ich mich nicht getäuſcht habe. Sie legen mir doch meine Worte nicht als Unbeſcheidenheit aus, lieber Berting? — Ich bin meiner innerſten Natur nach ſelbſt ein Verehrer des Weibes, ſodaß mir beim Anblick eines ſolchen Glückes das Herz

aufgeht und meine Zunge gelöſt wird. Sie ſind nicht ungehalten, nicht wahr?“

Die Klingel ertönte, die Beſucher auf ihre Plätze zurückrufend. Man trennte ſich eilig.

Fritz lachte in ſich hinein. Der Menſch hatte etwas zu Putziges, wie er mit Mund und Augen, dem ganzen beweglichen Geſicht und den zappeligen Gliedmaßen zugleich ſprach. Hätte man ihn zurechtweiſen ſollen, ihm ſagen, daß er taktlos ſei und aufdringlich? — —

Es ging Fritz eigentümlich mit Silber; in Gedanken ärgerte er ſich oft über den Menſchen und dachte daran, dieſe Klette bei günſtiger Gelegenheit abzuſchütteln. Aber dann, wenn der Augenblick da war, wirkte ſeine fremdartig groteske Perſönlichkeit doch wieder hypnotiſierend auf ihn. Die temperamentvolle Art, wie dieſer Menſch ſich durchzuſetzen wußte, hatte ſuggeſtive Kraft. Mit manchem Abſtoßenden in ſeinem Weſen mußte die Tragik ſeiner Herkunft verſöhnen, ſein hartes, vielumhergetriebenes Leben. Das Bedürfnis, ſich ſelbſt darzuſtellen, die eitle Theatralik ſeines Weſens, entſprangen der nämlichen Quelle, wie ſeine gelegentliche Unterwürfigkeit und Schmeichelſucht. Die geheime Furcht kam darin zum Ausdruck, nicht für voll angeſehen zu werden. Seine Arroganz war nur eine Schutzwaffe deſſen, der bittere Zurückſetzung erfahren hatte. Ein Blick in dieſe unglückliche, abgehärmte, unſtäte, den ewigen Zwieſpalt wiederſpiegelnde Phyſiognomie entwaffnete den Spott. Sollte man einen, der ſo ſchwer an dem Fluche ſeines Blutes trug, auch noch mit einem Fußtritt von ſich ſchicken? —

Jedenfalls war Fritz Berting froh, daß Heinrich Lehmfink ſeine Unterhaltung mit Silber nicht angehört hatte.

Nach dem Theater gingen ſie in eine Weinſtube. Lehmfink war auch hier der Wirt. Man ſaß in einer gemütlichen Ecke ganz für ſich. Erſt kamen grüne Gläſer, ſpäter ſogar Champagnerkelche. Fritz und Alma friſchten die Bekanntſchaft auf mit Leckerbiſſen, die ſie ſeit Berlin nicht mehr auf ihrem Teller geſehen hatten. Berting kannte ſeinen Freund Lehmfink gar nicht wieder; ſo leichtherzig und guter Dinge hatte er ihn kaum je geſehen.

Alma, die im Theater ſo recht nach Herzensluſt hatte lachen und weinen können, trug in Auge und Angeſicht den Abglanz ſeeliſcher Rührung, und in ihrer Stimme zitterte Ergriffenheit; wie die Wellen noch lange wogen, wenn das aufwühlende Wetter ſchon längſt abgezogen iſt.

Ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit erzählte Heinrich Lehmfink heute allerhand von ſich und ſeinen Erlebniſſen. Fritz Berting kannte das Leben ſeines Freundes nur den äußeren Umriſſen nach; daß es reicher ſei an Enttäuſchung und Entſagung als an Erfolgen, wußte er. Darum vermied er alles Forſchen und Fragen, weil man fürchten mußte, mit noch ſo ſchonend abfühlender Hand geheime Wunden zu treffen.

Almas Gegenwart ſchien Heinrich Lehmfink die Zunge zu löſen. Die beiden hatten ja vom erſten Tage ab herzliches Gefallen an einander gefunden. Daß er keinen

Grund zu Eiferſucht hatte, wußte Fritz genau. Mit Lehmfink hätte er ſeine Geliebte unbeſorgt eine Reiſe um die Welt unternehmen laſſen.

Sein Freund hegte, ſoviel Fritz wußte, nur eine ernſthafte Schwärmerei im Herzen, die für ſeine Schweſter. Von Toni ſprach er mit Weihe und innerer Beglückung, wie von einer Braut. Er pflegte ſie als ſein „kleines Schweſterchen“ zu bezeichnen, obgleich ſie um ein Jahr älter war, als er.

Auch heute ſpielte in Lehmfinks Erzählungen Toni eine ganz beſondere Rolle. Er brachte ein altes Ledertäſchchen heraus, das Fritz als unzertrennbar von ſeinem Freunde ſchon längſt kannte, ohne bisher ſeinen Inhalt je erblickt zu haben; darin befand ſich eine Photographie der Schweſter.

Heinrich Lehmfinks groteskes Pudelgeſicht erſtrahlte in ehrlichem Stolz, als er einen liebevollen Blick auf das Bildchen warf und es dann an Fritz und Alma weiter reichte.

Es war ein durchaus nicht ſchönes, aber freies und friſches Frauenangeſicht, welches die Photographie wiedergab. Dieſelbe hohe, gewölbte Stirn, wie der Bruder, eine gerade, kräftig anſetzende, in eine feine Spitze auslaufende Naſe, blanke, klugblickende Augen, ein feſtes, energiſches Kinn und ein Mund, den man geneigt geweſen wäre, herb zu nennen, wenn die ein wenig nach oben gezogenen Winkel ihm nicht einen erleichternden Zug von guter Laune gegeben hätten. Fritz Berting fühlte ſich durch das Konterfei von Toni Lehmfink an deutſche Frauengeſichter

auf mittelalterlichen Holzſchnitten erinnert. Alma konnte ſich gar nicht von dem Bilde trennen. Sie verfiel in tiefe Nachdenklichkeit vor dieſem Geſicht. „Muß die gut ſein!“ wiederholte ſie halblaut vor ſich hin in beinahe ehrfurchtsvoller Scheu.

„Ein aufgeräumter Kopf und ein reines Herz, das iſt meine kleine Schweſter!“ ſagte Heinrich Lehmfink, als er das Bild mit liebevoller Sorgfalt wieder in die Taſche ſeines Rockes verſenkte.

Man kam dann auf ein anderes Thema. Die Zeit, welche Fritz Berting und Heinrich Lehmfink gemeinſam in Berlin verbracht hatten, war eine unerſchöpfliche Fundgrube der Erinnerungen für beide.

„Sie haben wieder einmal ein neues dramatiſches Genie entdeckt in Berlin,“ ſagte Lehmfink. „Geſtern abend war Premiere, die heutigen Blätter ſind voll davon.“

Fritz wußte noch gar nichts von dem großen Ereignis. Er beſtellte beim Kellner die letzten Berliner Blätter und überflog die Theaterberichte.

„Habemus papam!“ rief Lehmfink, „wenn von dem, was die Herren in ihrer blühenden Phantaſie behaupten, auch nur der fünfte Teil wahr iſt.“

„Ich kenne den Autor!“ ſagte Fritz. „Er war einer von den vielen, die am Markte ſtanden und ſich anboten. Jetzt ſitzt er nun glücklich auch an der Tafel der Anerkannten. ‚Von dem geſtrigen Premierenabend datiert eine neue Epoche der deutſchen Litteratur . . . . .‘ Haſt du's geleſen, Lehmfink? Und wenn man die Anfänge dieſes Jünglings mit erlebt

hat! — Er lud alle Vierteljahr uns Freunde ein, ſein Neueſtes anzuhören. Kein Menſch ging ſchließlich mehr in die Vorleſungen; denn ſeine Stücke waren Nieten, Nieten, Nieten. — Dann hat er, wie ich höre, eine Zeit lang Romane und Novellen nach der Elle für Familienblätter geſchrieben. Und nun iſt er ‚der deutſche Ibſen‘, ja andere bemühen gar Molière und Shakeſpeare zum Vergleich.“

„Iſt es möglich, daß du dich darüber erregſt, lieber Berting? Solches Lob iſt für den Kenner doch ſchlimmer als der ärgſte Tadel.“

„Er beſitzt feine Witterung für das Aktuelle, ſchmeichelt dem Bildungsphiliſter gleichzeitig und dem Pſeudofreigeiſt. Und nun geht das Stück über ſämtliche Bühnen Deutſchlands, Hunderttauſende werden es ſehen. Über Nacht hat dieſer Menſch mit einem geſchickten Coup gewonnen, was der geheime Traum iſt der Beſten: Auge in Auge zu ſtehen dem ganzen Volke gegenüber, überhaupt zu Worte kommen, weithin gehört werden! Die Ungerechtigkeit, die darin liegt, erregt mir die Galle.“

„Ich möchte dir raten, Berting, folgendes zu bedenken: Wie ſieht ſich die Sache heut abend an, und wie wird ſie in zehn Jahren ausſehen; oder nimm, um die richtige Perſpektive zu gewinnen, einen Zeitraum meinetwegen von hundert Jahren. Wieviele ſolcher Premierenabende, von denen eilfertige Zeitungsſchreiber eine ‚neue Epoche der Litteratur‘ datieren, werden dann ins Nichts verronnen ſein! — Weißt du, wer mir Tröſterin iſt all den Ungerechtigkeiten

gegenüber, von denen die Welt wimmelt? Die unbeſtechliche Richterin Zeit! Laß die Kunſt ſich breit machen, die dem Tagesgeſchmack imponiert, laß ſie Berge produzieren von ſeichter aufgeblaſener gefälſchter Ware! Ein paar Jahre, Jahrzehnte vielleicht, mag ſich's halten; dann, kraft Naturgeſetzes, muß das hohle Scheinwerk hinab von ſeiner uſurpierten Höhe. Es muß, ſage ich, wird wie von unſichtbaren Händen zum Grunde geſtoßen. Sieh dir doch die Litteraturgeſchichte an; aus der Ferne geſehen gleicht ſie einem mächtigen Gebirgsſtock, mit einzelnen einſam ragenden Höhen. Einmal iſt alles ein Hochplateau geweſen, deſſen Niveau das der jetzigen höchſten Spitzen war. Das, was das Gerippe des Gebirges einſt umgab und verhüllte, iſt weggeſchwemmt — wohin? Als Dünger in die Thäler, oder auch als unfruchtbarer Sand ins Meer. Der leichte Boden und das lockere Geröll wurden unrettbar zur Tiefe geriſſen, während der echte Fels aus dem Urgrund der Dinge heraus höher zu wachſen ſcheint und die Jahrtauſende überdauert."

„Der Gedanke iſt ſchön, Lehmfink, und wenn du uns deine ‚Litteraturgeſchichte der Verkannten' ſchreibſt, wird er ihr ſicherlich zu Grunde liegen. — Aber meinem Temperamente genügt dein Troſt nicht. Wenn ein ſolches Geſetz exiſtiert, welches das Echte unfehlbar an den Tag bringt, was nützt das deinen ‚Verkannten?' — Sie ſind tot und merken in ihren Gräbern nichts von der verſpäteten Anerkennung. Der Künſtler will bei Lebzeiten geliebt ſein. Ich will hören und leſen, wie meine Werke einſchlagen; ich will

den Reſonanzboden haben der öffentlichen Meinung, der mir meine Gedanken mit verdoppelter Wucht zurückgiebt. Ich will den großen Genuß auskoſten, meine Individualität, das, was ich bin und kann, mir beſtätigen zu laſſen durch Hunderttauſende."

„Ein begreiflicher Ehrgeiz, Berting! Aber ich weiß doch noch Höheres. Anerkennung, wie ſehr ſie auch als Sporn wirken mag, bleibt etwas von außen dir Angetragenes, das deine innere Beſchaffenheit nicht um einen Deut ändern kann. Ausſchlag für das Maß einer Künſtler-Individualität, wie ſchließlich für jeden Schaffenden überhaupt, giebt die Liebe zur Sache, die ſtille, ſtarke, unbeirrbare Liebe des Menſchen für ſein Werk, die ſich um Erfolg und Triumph nicht kümmert, die wie alle guten Eigenſchaften im Verborgenen, ohne Lärm, pflanzenhaft unbewußt am Werke ſein muß, um Früchte zu zeitigen. Ich ſah neulich, als ich mit meinem Schweſterchen einen Ausflug machte, auf einer Lichtung im Walde einen gefällten Eichbaum liegen. Wir betrachteten uns die Schnittfläche, um zu taxieren, wie alt der Rieſe etwa geweſen ſein könne. Da ergriff mich wirkliche Bewunderung für die treue, fromme Arbeit, die der Baum im Laufe der Jahrhunderte geleiſtet. In aller Stille, ſo recht vom innerſten Weſenskern heraus, hatte er Jahr um Jahr einen Ring angeſetzt. Jetzt erſt, da er geſchlagen dalag, offenbarte er ſein Geheimnis, wie er hatte ſo groß und ſtolz und alles überragend werden können. So ſollte der Menſch ſich ſelbſt aufbauen! — Ich verkenne nicht die Ausnahmeſtellung des Talentes. Jede

Eigenart, jede hohe Begabung ist ein geheimnisvolles Wunder der Natur; aber selbst das Talent braucht ernste, nüchterne Arbeit, wenn aus der bloßen keimhaften Anlage hartes, nutzbares Eichenholz werden soll. Ich glaube nicht an dieses plötzliche Über-Nacht-vom-Himmel-fallen eines Genies. Wer etwas kann, der hat sicherlich den Weg mühseliger innerer Entwickelung hinter sich. Langsames Wachsen bleibt Eichenart. Dieses jähe, staudenartige Emporschießen der Talente und Talentchen, wie es jetzt Mode wird, ist Treibhauskultur. Ruhmsucht treibt die Leute vorwärts zu geilem Wachstum ohne Mark. Unser liebes, urteilsloses Publikum aber und die reklamefreundliche Presse ist sofort bereit, eine solche Pflanze mit den Papierblumen und Pappsternen des Tageserfolges zu behängen. Wie viele haben sie auf diese Weise schon verdorben, die nicht stolz genug waren, ohne die Anerkennung des großen Haufens leben zu können. Glaube mir, Berting, im stillen wachsen, unbekümmert um Liebe und Haß, das ist die Rettung des Künstlers vor dem Moloch Eitelkeit. Man braucht nicht zu sorgen, daß man in der Verborgenheit verkomme, oder daß man ohne Nutzen gelebt habe, weil man nicht alle Tage in den Blättern steht. Wie im Haushalte der Natur nichts ungenutzt unter den Tisch fällt, so geht im Geistigen keine Kraft, keine Leistung jemals verloren. Das Echte setzt sich durch, wenn auch vielleicht spät. Auf Zeiträume kommt es dabei gar nicht an; denn das Echte ist ewig."

Fritz schwieg, nicht überzeugt zwar, aber doch getroffen

durch manches Wort des Freundes, das an die Tiefen der Dinge gerührt hatte.

„Aber wir ſind wirklich ſehr unhöflich!“ ſagte Lehmfink mit einem Blick auf Alma. „Nicht eine Viertelſtunde können wir zwei zuſammen ſein, und mitten drin ſind wir in der Litteratur!“

Er ſchenkte die Gläſer von neuem voll und trank Alma zu.

* * *

Es wurde ſpät, ehe ſie ſich in dieſer Nacht trennten. Durch ein paar Straßen begleitete Lehmfink die Freunde. Dann kehrte er um, ſeine in entgegengeſetzter Richtung gelegene Wohnung aufzuſuchen.

Alma hatte ſich bei Fritz eingehängt, ſich eng an ihn ſchmiegend; um dieſe Tageszeit war man vor indiskreten Blicken ja ſicher. Die menſchenleeren Gaſſen hallten keinen anderen Ton wieder als ihre Tritte.

Das Mädchen war aufgeräumt und geſprächig. Sie erzählte von dem Theaterſtücke, das man geſehen hatte, wie ein Kind voll Wichtigkeit aufzählt, was ihm beſonders gefallen hat. Dann wieder pries ſie Doktor Lehmfinks Gaſtfreundſchaft mit begeiſterten Worten. Fritz ließ ſie gewähren; er war müde und gähnte wiederholt. Einen Teil von Almas Überſchwänglichkeit ſetzte er auf Koſten des Weines, an den ſie nicht gewöhnt war. ‚Morgen wird es wohl einen kleinen Kater geben!‘ dachte Fritz bei ſich.

Nicht weit von ihrem Hauſe, in einer Gegend, wo

der Vorſtadtcharakter ſich durch ſchlechte Beleuchtung und ſchmalen Bürgerſteig bemerkbar machte, begegnete ihnen, als ſie um die Ecke bogen, ein langaufgeſchoſſener Burſche, der wie aus der Erde emporgewachſen urplötzlich vor ihnen ſtand.

Alma ſtieß einen Schrei aus: „Ludwig!“ — Fritz blickte aus nächſter Nähe in ein hageres Geſicht mit tiefliegenden, dunklen Augen, und wußte im Nu, mit wem er es zu thun habe.

Einen Augenblick ſchien es, als wolle der Stuckateur Glück die beiden anreden. Er warf einen glühenden Blick auf Alma, ſeine Lippen bewegten ſich krampfhaft. Dann, auf Fritzens energiſche Aufforderung, Platz zu machen, trat er zögernd zur Seite.

Berting fühlte Almas Arm heftig in dem ſeinen beben, als ſie weiter ſchritten. „Er kommt uns nach!“ flüſterte das Mädchen. Auch Fritz hörte jetzt deutlich in einiger Entfernung Schritte, die ihnen folgten. Das Bewußtſein, Almas verſchmähten Liebhaber auf den Ferſen zu haben, zu dieſer Tageszeit, in einer Gegend, die ſowieſo nicht zu den ſicherſten gehörte, war keineswegs angenehm.

Man erreichte jedoch unbeläſtigt die Hausthür. Fritz ſchloß ſchnell auf, ließ Alma eintreten und ſah ſich dann um. Auf der anderen Seite der ſchmalen Gaſſe ſchritt Ludwig Glück langſam vorüber, das Geſicht Fritz zugewendet. Eine Weile noch ſah ihm Berting nach, bis die hagere, gebeugte Geſtalt im Dunkel verſchwunden war.

Als ſie in ihr Zimmer gekommen waren, machte Fritz

Licht. Jetzt erſt bemerkte er, daß Alma kreideweiß war im Geſicht und am ganzen Körper ſchlotterte. „Was iſt dir, mein Schatz?“ fragte er und nahm ihre eiskalten Hände zwiſchen die ſeinen. „Gott ſei Dank!“ hauchte ſie. „Ich dachte, er würde dir etwas thun!“

Fritz lachte ſie aus mit ihrer Angſt. Der Stuckateur Glück machte ihm jetzt, wo ſie ſicher geborgen waren, nicht mehr den Eindruck eines gefährlichen Menſchen. —

Am nächſten Tage, als Fritz Berting von ſeinem gewöhnlichen Mittagsbrotausgang nach Haus zurückkehrte, fand er dort große Aufregung. Schon im Korridor rief ihm Frau Klippel entgegen: ſo etwas ſei unerhört; das Fräulein bringe ſie ins Gerede mit ihren Kerlen.

Fritz ſchob die fauchende Perſon beiſeite und eilte ins Wohnzimmer, um ſich bei Alma die Erklärung zu holen. Das Mädchen war ruhiger als in der Nacht zuvor; nur die großen, unnatürlich glänzenden Augen in dem weißen Geſicht ſprachen von Erregung.

Sie erzählte: Vor einer halben Stunde etwa ſei Ludwig Glück dageweſen und habe ſie zu ſprechen verlangt. Da ſie jedoch ſeine Stimme erkannt hätte, habe ſie ſich wohlweislich eingeſchloſſen vor ihm. Glück ſei nicht gegangen, habe vielmehr an der Thür gerüttelt und Einlaß begehrt. Durch den Lärm angelockt, waren Hausleute herbeigekommen, zwiſchen ihnen und Glück ſei es zum Wortwechſel gekommen. Dadurch hatte ſich Alma veranlaßt geſehen, herauszutreten, um Glück zu bitten, er möge ſie in Ruhe laſſen, ſie habe nichts mit ihm zu ſchaffen und er

ſolle ſich entfernen. Das hätte er dann ſchließlich, nachdem ſie ihre Bitte wiederholt und an ſein Anſtands- und Ehrgefühl appelliert hatte, endlich auch gethan.

Frau Klippel, der es inzwiſchen gelungen war, ſich ins Zimmer einzudrängen, ſprach von Hausfriedensbruch, und wollte ihre bekannte Litanei von Beſchwerden und Verdächtigungen herunterbeten. Fritz kam ihr jedoch zuvor, indem er erklärte, er hätte ſowieſo die Abſicht gehabt, das Quartier am erſten zu kündigen, nun könne es gleich geſchehen.

Die Wirtin war über dieſe ihr gänzlich unerwartete Aufkündigung doch etwas betreten; ſo habe ſie es nicht gemeint, erklärte ſie einlenkend. Fritz jedoch hielt das, was er einmal geſagt hatte, aufrecht.

Man ſagte ſich, daß ſolche Vorkommniſſe ſich jeden Tag wiederholen könnten. Gegen Ludwig Glück mußten irgendwelche Maßregeln ergriffen werden — aber welche?

Sollte Fritz ihm die Polizei auf den Hals hetzen? Kompromittierte man ſich dadurch nicht ſelbſt? — Almas Idee war, auf und davon zu gehen, gemeinſam ſich nach einer anderen Stadt zu wenden. Davon wollte Fritz nichts wiſſen; vieles hielt ihn hier, vor allem die Verbindung mit ſeinem Verleger. Und ſelbſt durch einen Ortswechſel wären ſie vor Ludwig Glück nicht ſicher geweſen, der ihnen ja überall hin nachziehen konnte.

Berting war eher geneigt, ſich mit dem Menſchen in Güte auseinander zu ſetzen. Aus ſeinen Briefen an Alma hatte Fritz den Eindruck gewonnen, daß Glück einer

ſei, der vernünftigen Vorſtellungen zugänglich ſein mochte. Fritz beſchloß, Glücks Adreſſe feſtzuſtellen und ihn aufzuſuchen.

Auf dem Meldeamte erfuhr er nach einigen Schwierigkeiten, was er wiſſen wollte. Als er den Stuckateur Ludwig Glück aufſuchte, ſtellte es ſich heraus, daß der Menſch nur eine Schlafſtelle innehabe und des Tages über auf Arbeit ſei. Seine Wirtsleute konnten jedoch das Lokal angeben, wo er zu verkehren pflegte.

Fritz Berting begab ſich dorthin und fand den Geſuchten. Glück ſaß an einem Tiſche für ſich und las in einer Zeitung. Fritz trat zu ihm und rief den ganz vertieften bei Namen.

Der Stuckateur fuhr auf. Aus dem jähen Erröten des bleichen Geſichtes ſah Berting, daß er erkannt worden ſei.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen ſetzen, Herr Glück? Ich habe in einer Angelegenheit mit Ihnen zu reden.“

Der Gefragte blickte ihn ſtarr an, gab weder ein Zeichen der Zuſtimmung, noch der Abwehr. Fritz ergriff einen Stuhl und ſetzte ſich. Er war in einiger Verlegenheit; auf alles andere hatte er ſich von Glücks Seite gefaßt gemacht als auf Schweigen.

Fritz begann: „Es iſt mir mitgeteilt worden, daß Sie vorgeſtern in meiner Wohnung geweſen ſind und dort den Verſuch gemacht haben, mit Fräulein Alma Lux zu ſprechen — das iſt wohl an dem, Herr Glück?“ —

Über Ludwig Glücks Züge huſchte etwas wie ein Lächeln. Er nickte, ſagte aber noch immer kein Wort.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Herr Glück!“ rief Fritz, aus der Rolle gelaſſener Überlegenheit fallend, da ihn das Lächeln reizte. „Unterlaſſen Sie ſolche Beſuche in Zukunft! Sie haben nun geſehen, daß Fräulein Lux nichts von Ihnen wiſſen will. Sie werden dort niemals angenommen werden. Das, bitte ich, ſich merken zu wollen!“

Glücks Lippen bewegten ſich ein paar Mal, ehe er mit leiſer Stimme begann: „Ich wollte weiter gar nichts, als Alma etwas fragen. Sich vor mir einzuſchließen, hätte ſie nicht nötig gehabt. Ein Verbrecher bin ich nicht.“

Der gedrückte Ton, in dem er das vorbrachte, ſtimmte Fritz milder. Gewaltthätig ſah der Menſch wahrhaftig nicht aus.

„Wollen Sie mir vielleicht anvertrauen, Herr Glück, was Sie Alma zu ſagen beabſichtigten? Ich kann es ihr ja ausrichten.“

Glück blickte den anderen ſcheu von der Seite an; offenbar traute er dem Vorſchlage nicht. Dann erſchien wieder jenes eigentümliche Lächeln auf ſeinen Zügen. Es war mehr ein nervöſes Zucken der Lippen; Fritz ſah es jetzt deutlicher.

„Sie können Alma von mir ausrichten,“ begann Glück mit ſeiner ſchwachen Stimme, „ob ſie ſich vielleicht noch entſänne, wer ſie verteidigt hätte, als ein Kerl ſie hinterrücks überfiel — damals — ſie wird ſchon wiſſen! Ich hab' es deshalb gut in Erinnerung, weil ich noch den

Meſſerſtich manchmal fühle, den der Hund mir verſetzte. Ob Alma es noch weiß, das fragen Sie ſie einmal!“

Der Stuckateur ſchwieg, wieder zuckten ſeine Lippen, die Naſenflügel vibrierten heftig, Schweiß ſtand ihm auf der Stirn.

Fritz war betreten; ſo tiefe Gefühle und einen ſo ſchlichten Ausdruck dafür hatte er nicht erwartet. Sein unglücklicher Rivale gefiel ihm beſſer, als es ihm im Grunde lieb war. Was für dunkle, ſprechende Augen der Menſch hatte. Wie die verhaltene Leidenſchaft ſeine Züge ſchön und bedeutend machte! —

„Ich hätte Alma auch noch etwas anderes zu fragen gehabt,“ fuhr Glück fort. „Wer damals, als der gute Vater Lux ſtarb, wer damals mit Rat und That geholfen hat? Ich war nur Geſelle und verdiente wenig; aber mein letzter Pfennig iſt draufgegangen. Alma könnt' es noch wiſſen, es iſt erſt ſechs oder ſieben Jahre her.“

Fritz blickte wie gebannt auf den Sprecher. Wie anders klang die Geſchichte dieſer Liebe, wenn man ſie von ſeiten des Verſchmähten dargeſtellt bekam.

„Ich habe Alma gekannt, als ſie noch kurze Kleider trug,“ ſagte Glück. „Wie oft habe ich ihr bei den Schulaufgaben geholfen! Das Rechnen fiel ihr ſauer; da kam ſie zu mir gelaufen. Ich wohnte eine Treppe über der Familie Lux. Es ging bei ihnen ärmlich genug zu. Der Vater war ein braver Mann, der 's gut mit mir meinte. Wäre er am Leben geblieben, manches wäre wohl anders geworden, auch für mich. Die Witwe hat nicht

einmal ein Jahr gewartet, ihren Liebſten zum Stiefvater der Kinder zu machen. Alma war da ſchon größer und verſtand ganz gut, was für eine Schmach das ſei. Wie oft hat ſie ſich bei mir ausgeweint! Ich war es, der ihr riet, aus dem Hauſe der Mutter zu gehen, wo ſie ſo Häßliches täglich mit anſehen mußte. Damals wußte ſie ganz gut, daß ich der einzige Menſch war, der es redlich mit ihr meinte. Und zum Dank für alles das, ſtellt ſie ſich jetzt, als wäre ich der erſte beſte, fremde, hergelaufene Kerl, mit dem ſich einzulaſſen Schande iſt. Wer mir das damals geſagt hätte!“ —

Glück hatte ſich in leidenſchaftlichen Eifer hineingeredet. Er ſchien faſt vergeſſen zu haben, wer ihm gegenüber ſitze. Fritz hütete ſich wohl, ihn zu unterbrechen.

„Ich bin dumm geweſen, dumm und gutgläubig! Ich dachte: das Mädel iſt dir ſicher. Zum Heiraten war ſie noch zu jung, und wir hatten auch kein Geld. Ich wollte mir erſt etwas Ordentliches verdienen. Aber weil in einer kleinen Stadt nicht viel zu machen war, ging ich ins Ausland. Ich bin in Rußland geweſen und in Öſterreich. Schönes Geld hatte ich verdient. Habe aber auch gearbeitet, oft bis in die ſinkende Nacht hinein, und früh wieder mit Sonnenaufgang, kaum mir Zeit gegönnt zum Eſſen. Dann kam meine Krankheit. Beim Militär hatten ſie mich ſchon zurückgeſtellt, weil ich das Maß über der Bruſt nicht habe. Ich lachte damals, weil mir nie etwas gefehlt hatte. Aber nun bekam ich auf einmal das Blutſpucken. Ein halbes Jahr lang habe ich in Budapeſt ge-

legen im Hoſpital. All mein Erſpartes ging damals drauf. Ich bin auch nie wieder das geworden, was ich früher war."

Glück fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, auf der der Schweiß in hellen Tropfen ſtand. Fritz fiel dieſe Hand auf. Es war eigentlich nicht die Hand eines Arbeiters, mehr die ſchlanke, nervöſe eines Künſtlers. Der ganze Menſch, wenn man von ſeiner ärmlichen Kleidung abſah, machte den Eindruck höherer Bildung und verfeinerter Sitten.

„Ich habe viel an Alma geſchrieben. Sie antwortete mir ſelten. Wie oft habe ich ſie gebeten in meinen Briefen, zu warten, bis ich wieder käme und ſich mit keinem anderen einzulaſſen. — Dann ſchrieb ſie mir mit einem Male, daß ſie ſich nach Berlin wenden wolle. Ich warnte vor der großen Stadt. Es war umſonſt. Bald darauf kam ihr letzter Brief an mich. Ich ſollte ihr nicht weiter ſchreiben; was ich wolle, könne ja doch niemals werden. Den Brief erhielt ich auf allerhand Umwegen, während ich krank lag in der Fremde. Faſt war es mein Tod. Wäre ich doch nur geſtorben!"

Er ſeufzte, ſeine Lippen zuckten ſo ſtark, daß er nicht weiter ſprechen konnte für eine Weile. Fritz bemerkte die Thränen in ſeinen Augen wohl.

„Sie war ein Mädchen, wie es kein zweites giebt! Die und keine andere muß deine Frau werden! ſagte ich mir. — Daß es nun ſo hat kommen müſſen!" — — Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Herr Glück!" begann Fritz nach einer Pauſe. „Ich

kann nicht viel zu dem ſagen, was Sie mir erzählt haben. Aber eines möchte ich doch bemerken: Alma hat Sie, ſoviel ich weiß, niemals im Zweifel gelaſſen darüber, daß ſie auf Ihre Werbungen nicht eingehe. Sie ſind niemals mit ihr verlobt geweſen."

„Wer hat das behauptet!" rief Glück erregt. „Ich Eſel traute, daß ſie mir auch ohne Ring die Treue halten werde. Ich war ihr Freund, ein beſſerer, als das Mädel je einen gehabt hat und haben wird."

„Freundſchaft bindet nicht fürs Leben. Das werden Sie mir wohl zugeben, Herr Glück!"

„Wie nennen Sie denn das, was Alma jetzt hat?" rief der Stukateur und fuhr von ſeinem Sitze auf. „Sind Sie beide etwa ordentlich verſprochene Liebesleute? — Antworten Sie mir auf die Frage, mein Herr! Wollen Sie Alma heiraten — werden Sie meine Alma heiraten?"

„Sie haben kein Recht, mich das zu fragen, Herr Glück. Und ich werde Ihnen darauf nicht antworten," erwiderte Fritz Berting, der nun, da die Rollen ſich ſo unerwartet vertauſcht hatten, bleich geworden war.

„Sie wollen meine Alma nicht heiraten!" rief Glück. „Nun weiß ich es!" Seine dunklen Augen leuchteten triumphierend auf.

Fritz war aufgeſtanden. „Es thut mir leid, Herr Glück, Ihr Ton macht mir ein weiteres Zuſammenſein unmöglich. Alma hält zu mir und nicht zu Ihnen, das iſt alles, was ich Ihnen noch zu erwidern habe."

„Alma hält zu Ihnen! — Ja, leider! Brüſten Sie ſich nur damit, als ob es Ihr gutes Recht wäre. Wilde Ehe nennen wir das, wir gewöhnlichen Leute, wie Sie zwei leben. Vor Gott und Menſchen eine Schande! So machen es ſolche Herren immer! Erſt wird ein armes Mädel bethört; ſie iſt dumm und verliebt, läßt ſich verführen. Eine Zeit lang iſt ſie gut genug zum Zeitvertreib. Dann läßt man ſie ſitzen. So wird es mit Alma auch kommen, das weiß ich!“

Fritz hatte inzwiſchen den Ausgang des Lokales erreicht. Glück kam ihm nachgeſchritten.

„Richten Sie Alma von mir aus: ich, Ludwig Glück, ließe nie und nimmer von ihr, wenn ſie mich auch jetzt von ſich treibt wie einen Hund. Ich bleibe ihr treu bis in den Tod. — Richten Sie ihr das von mir aus!“

* * *

Den Löffel Suppe, zu welchem Fritz Berting von den Damen Tittchen eingeladen worden war, nahm er Sonntags Mittag in Geſtalt eines reichhaltigen Mittagseſſens zu ſich.

Die Unterhaltung bewegte ſich in höheren Sphären, denn die Tanten, im Bewußtſein, einen Schriftſteller an ihrem Tiſche zu haben, kramten allerhand Litteraturkenntniſſe aus. Es ſtellte ſich heraus, daß ſie Abonnentinnen waren eines Journalleſezirkels, deſſen Lebensbeſchreibungen berühmter Zeitgenoſſen, Kunſtplaudereien und Theaternotizen,

ſie mit Eifer verfolgten. Sie glaubten daher ganz auf der Höhe zu ſtehen in allen litterariſchen Fragen.

Fritz ging auf den Ton der Unterhaltung ein. Dieſe Damen darüber aufklären zu wollen, daß die von ihnen bewunderten Artikel mit Litteratur ebenſowenig zu thun hatten, wie die ſchauderhaften Stilleben an den Wänden des Eßzimmers mit Malerei, wäre höchſt überflüſſig geweſen. Ein paar zuſtimmende, übertrieben bewundernde Bemerkungen waren mit ihrer verſteckten Ironie für Hedwig von Lavan berechnet, und wurden von dieſer auch gewürdigt.

Fritz hatte wieder Gelegenheit, die weltkluge Haltung des jungen Dinges anzuſtaunen. Die Tanten gaben Hedwig vor Fritzens Ohren allerhand Belehrungen, Ratſchläge und Ermahnungen. Sie ließ die gute Lehre ruhig über ſich ergehen, lehnte ſich nicht auf; höchſtens verriet ein unmerkliches Lächeln ihre innere Überlegenheit.

Nach Tiſch hätte Fritz Berting nur zu gern mit Fräulein von Lavan unter vier Augen geſprochen; aber mindeſtens eine der Tanten hielt ſich immerwährend in der Nähe der jungen Leute auf.

Man ſaß im großen Salon, deſſen Möbel, heute von ihren Kappen befreit, die ganze ſchreiende Herrlichkeit ihres roten Sammetplüſchs entwickelten.

Nachdem ſie dem Kaffee alle Ehre angethan hatte, zog ſich Amanda zurück, jedenfalls um ein Nickerchen zu machen. Fritz und Alma blieben unter Idas, der Älteren, Obhut zurück. Aber es ſchläferte das alte Mädchen gewaltig,

wie man aus den immer kleiner werdenden Augen und gelegentlichen, dem Gähnen verzweifelt ähnlichen, krampfhaften Bewegungen ihrer Kinnbacken ſchließen konnte.

Plötzlich ſagte Hedwig mit bedeutungsvollem Blicke zu Fritz: „Haben Sie unſeren ‚Hausſchatz der ſchönen Künſte‘ ſchon geſehen, Herr Berting?“ — Fritz verneinte. Hedwig erhob ſich und gab ihm mit den Augen einen kaum merklichen Wink. Er folgte ihr zu dem Tiſch in der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers. Dort lagen um einen Gummibaum, der in bemaltem Porzellantopf ſtand, die Prachtbände des Hauſes verſammelt. Der Hausſchatz der ſchönen Künſte erwies ſich als ein umfangreiches Sammelwerk von geſchmackloſen Farbendrucken mit erklärendem Text. Hedwig ſchlug den goldverzierten Deckel auf, und Fritz rief: „Ach, wie reizend!“ Tante Ida meinte mit ſchon halb umflorter Schlafſtimme von der anderen Ecke des Zimmers her: „Nicht wahr? Es war aber auch ſehr teuer!“ — —

Hedwig ſchlug noch eine Seite um, und las den Titel des betreffenden Blattes laut für die sauvegarde, dann ſagte ſie mit gedämpfter Stimme für Fritz: „Ich habe Ihren Roman, ‚Das Geſchlecht‘, in der Zeitung angezeigt geleſen. Können Sie mir das Buch nicht verſchaffen?“ —

Fritz blickte nach der Sofaecke hinüber, bevor er antwortete. Von dort belehrte ihn jetzt ein Schnarchen, daß weitere Vorſicht unnötig ſei. „Das Buch wird etwa in vierzehn Tagen fertig gedruckt ſein und dann in den Buchhandel kommen,“ erwiderte er. „Aber eines halte ich

mich doch für verpflichtet, Ihnen zu ſagen, gnädiges Fräulein, für junge Damen habe ich es eigentlich nicht gedacht."

An dem ſpöttiſchen Zuge, der ſofort auf ihrem Geſichte erſchien, ſah Fritz Berting, daß ſeine Bemerkung höchſt überflüſſig gefunden werde. ‚Sie ſcheinen mich mit einem Gänschen zu verwechſeln, mein Herr!' wollte das Rümpfen dieſes ſtolzen Näschens ſagen.

Um die Beleidigung gut zu machen, erklärte Fritz, er wolle ihr die Aushängebogen ſeines Romans, die er bereits beiſammen hatte, zuſchicken. „Ein avant-la-lettre-Exemplar für Sie ganz allein!"

Am Aufleuchten ihrer Augen ſah er, daß er damit ihren Geſchmack getroffen habe.

Die Vorſtellung, dieſes zarte Mädchengeſicht mit den wiſſenden Augen in ſein Buch vertieft zu ſehen, hatte etwas tief Erregendes für Berting. Den Roman in der Hand einer „höheren Tochter" gewöhnlichen Schlages zu wiſſen, wäre ihm wie unerträgliche Profanierung erſchienen; aber wie auf dieſes körperlich dem Kinde naheſtehende, geiſtig weit über ſeine Jahre gereifte, widerſpruchsvolle, rätſelhafte Geſchöpf gerade dieſes Buch wirken würde, das erfüllte ihn mit Neugier.

Hedwig erzählte ihm jetzt von ihrer Balzac-Lektüre. Sie hatte von dieſem Autor einen ſtarken Eindruck empfangen. Fritz Berting hörte ihr nur mit halbem Ohre zu. Er mußte immer denken: ‚Sie wird deinen Roman „Das Geſchlecht" leſen.' —

In der Ecke die ſchlummernde Tante. Ringsum die altmodiſche Umgebung, die Bilder wohlbeleibter Spießbürger und ehrbarer Damen, die von den Wänden mit verwunderten Mienen auf dieſes ſo ganz anders als ſie geartete Paar junger Menſchen herabblickten. Wie eigenſinnig und doch tieferen Sinnes nicht entbehrend das Leben manchmal die Menſchen zuſammenführte! Es war die Regung eines glücklichen Inſtinktes geweſen, ſo deuchte es Fritz, was an jenem Abende nach dem Theater ſeinen Blick wie fasciniert auf die Züge des jungen Mädchens gelenkt hatte.

Aber länger als ein paar kurze Minuten wurden ihm nicht gegönnt zum Auskoſten dieſer Situation. Die impertinent laute Vorſaalklingel erſcholl, und darüber wachte Tante Ida auf. Wie die meiſten Menſchen, wenn der Schlaf ſie wider Willen überkommt, hatte ſie das Beſtreben, die Thatſache zu verſchleiern, daß ſie geſchlummert habe.

„Natürlich!“ meinte ſie, einen Zipfel des unterbrochenen Gedankenganges wieder erwiſchend, ‚Hausſchatz der ſchönen Künſte‘ heißt es. Wir bekommen es in Lieferungen, das Heft zu drei Mark.“ —

Das Dieſtmädchen, deren Poſaunenengelgeſicht und verſtändnisvoll ſchlaues Schmunzeln Fritz ſchon mehrfach beluſtigt hatten, trat ein und meldete: „Herr Hofſchauſpieler Heßlow.“

Ihr auf dem Fuße folgte der ſchöne Waldemar, Cylinder in der Hand. Die Pracht ſeiner Glieder war heute

in einen ſchwarzen Anzug von tadelloſem Schnitt gehüllt. Er begrüßte die Anweſenden mit wohlüberlegter Nuancierung: Tante Ida bekam eine würdevoll gemeſſene Verbeugung, Hedwig wurde lebhaft verbindlich mit einem Stich ins Courmacherliche begrüßt, gegen Fritz verhielt er ſich höflich zurückhaltend. Dann ſah er ſich nach dem Tiſchchen um, das auf der Bühne bereit zu ſtehen pflegt zum Wegſetzen des Cylinders, fand dieſes Möbel auch glücklich, knöpfte ſeine Handſchuhe auf und ſtreifte ſie ab, immer mit dem Geſicht nach dem Zuſchauer, ernſt und mit der der Situation entſprechenden Wichtigkeit, ergriff einen Stuhl, ſetzte ſich, den Kopf ſtolz zurückwerfend, ſchlug mit Emphaſe Bein über Bein, betrachtete dann einen Augenblick ſinnend ſeine Fingernägel, wollte, einem Räuſpern nach zu ſchließen, eben die Unterhaltung eröffnen, als ſich die Thür aufthat und Tante Amanda einließ, und ſo dem Mimen Gelegenheit gab, die Begrüßung einer neu auftretenden Perſon dem Bühnenreglement gemäß mit Korrektheit auszuführen.

Fritz Berting beobachtete voll Spannung Hedwig von Lavan. Es war doch gar nicht denkbar, daß dieſer affektierte Menſch ihr imponieren könne. Sah ſie denn nicht die Lächerlichkeit ſeiner Komödiantenmanieren? Hörte ihr Ohr nicht das falſche Pathos ſeiner hohlen Deklamierſtimme? Wie das im Alltagsleben peinlich wirkte, einer Maskerade gleich im hellen Licht des Mittags!

Aber das ſpöttiſche Lächeln, das ſonſt ſo locker ſaß bei Hedwig, erſchien nicht auf ihrem Geſichte. Im Gegenteil, Fritz glaubte ein gewiſſes Intereſſe, eine Art ſchwer zu

definierender intenſiver Aufmerkſamkeit in ihren Mienen zu leſen, mit der ſie den Blick auf dem Schauſpieler ruhen ließ.

Waldemar Heßlow erzählte den Tanten, die mit naivem Entzücken, wie Kinder, an dem Munde des Bewunderten hingen, daß er die nächſtens beginnenden Theaterferien wie gewöhnlich zu einer Reiſe zu benutzen beabſichtige. Vielleicht werde er eine Alpenhochtour unternehmen, um das Bergſteigen nicht ganz zu verlernen. Dann fing er an, mit den Sports, die er betreibe, zu renommieren. Schwimmen, Reiten, Rudern, Fechten, wäre ſein Element. Als er ſich in dieſes Thema vertiefte, wurde ſein ganzes Weſen lebendiger und natürlicher; man ſah, daß das Pathos und die gezierten Manieren doch nur etwas ihm äußerlich aufgehangenes waren.

Fritz Berting dachte darüber nach, was dieſen Menſchen wohl bewogen haben könne, zur Bühne zu gehen. Zeitlebens würde er ein mittelmäßiger Schauſpieler bleiben, der, um mit Hamlet zu reden, „eine Leidenſchaft in Fetzen reißen“ mochte, niemals aber „das Wohlgefallen der Einſichtsvollen gewinnen“ konnte. Wie ganz anders hätte er den Beruf eines Athleten, eines Preisboxers, Meiſterſchaftsringers oder Wettläufers erfüllt, mit dieſem Körper von nicht alltäglicher Kraft und Schmiegſamkeit, deſſen ebenmäßigen Wuchs ſelbſt die modern weiten, ſackartigen Kleider nicht gänzlich zu verdecken vermochten. Es ſtrömte wie ein Hauch geſunder, animaliſcher Kräfte von dieſem Manne aus. Ob darin vielleicht die Löſung des Rätſels lag,

warum der Mime, trotz aller Geiſtloſigkeit ſeines Spieles, ſolche Triumphe feierte bei den „Gründlingen im Parterre“? —

„Wir verreiſen auch!“ ſagte Hedwig, als Heßlow eine Pauſe eintreten ließ, um eine Taſſe Kaffee anzunehmen, die ihm Tante Amanda errötend anbot. Er war jetzt wieder ganz Akteur, nahm Zucker und Sahne mit Würde und trank ſeinen Kaffee mit bedeutungsvoller Ausführlichkeit.

„Alſo die Damen verreiſen! Und wohin, wenn man fragen darf, mein gnädiges Fräulein?“ Damit wandte er ſich an Hedwig.

„Meine Tanten haben von Interlaken geſprochen.“

„Interlaken, bravo! Ich habe auch daran gedacht, ins Berner Land zu gehen. Alſo würde man ſich dort ſehen unter Umſtänden.“

„Wirklich, Herr Heßlow, das wäre reizend!“ riefen die Tanten wie aus einem Munde.

„Bereits voriges Jahr fügte es ein glücklicher Zufall, daß wir uns in Norderney trafen,“ meinte Waldemar Heßlow, jede Silbe einzeln betonend, als habe er Jamben zu ſkandieren, „und nun winkt uns der Hoffnungsſtern eines fröhlichen Beiſammenſeins von neuem.“

Fritz beobachtete Hedwig ſcharf. Das Mädchen ſagte nichts, aber er glaubte zu bemerken, daß ſie leicht die Farbe wechſelte.

Es kam dann zu einer richtigen Verabredung zwiſchen Waldemar Heßlow und den Damen Tittchen, ſich in einigen Wochen in Interlaken zu treffen. Hedwig von Lavan

hörte aufmerksam zu mit der Miene des wohlerzogenen Kindes, das an der Unterhaltung der Erwachsenen teilzunehmen sich nicht unterfängt.

Fritz Berting begann sich überflüssig vorzukommen unter Menschen, die so ausschließliches Wohlgefallen an einander fanden. Er nahm kurzen Abschied, unter dem Vorgeben, eine anderweite Verabredung zu haben.

Er ging in schlechter Laune, beherrscht von dem unangenehmsten aller Gefühle, düpiert zu sein.

Was hatte er alles in das Gesicht dieses jungen Mädchens hineingelegt, was alles hinter ihrem Wesen gesucht an Feinheit, Geist und origineller Begabung. Und nun entpuppte sie sich als ein ganz alltägliches Weibchen, abhängig, bethört, verblendet, geschmacklos in ihrer Wahl, bereit, dem ersten besten nachzulaufen, der, ein schönes Stück Fleisch, ihrem Weibesinstinkt imponierte.

Hedwig hatte ihm wirklich eine große Enttäuschung bereitet.

Und er beschloß bei sich, ihr die versprochenen Aushängebogen nicht zuzuschicken. Sie war einer solchen Auszeichnung nicht wert.

* * *

Fritz Berting hielt nun das erste Exemplar seines Romans ‚Das Geschlecht' in Händen. Es war wirklich schwer sich vorzustellen, daß in diesen paar Hundert Druckseiten all das enthalten sein sollte, was er in mancher

nachdenklichen Stunde ſich an ſchwerer Arbeit abgerungen hatte. Und eigentümlich war es auch zu denken, daß im Augenblicke nur er, der Schöpfer, das Werk kenne, daß es noch ganz ſein Geheimnis ſei. Binnen kurzem aber würden vieler Augen über dieſe Zeilen gleiten, die Augen fremder, gleichgiltiger Menſchen, von denen jeder, ſelbſt der unberufenſte, dann unwiderſprochen mit gerümpfter Naſe über ihn zu Gericht ſitzen konnte.

Er fühlte das Bedürfnis, aus dem Munde eines Freundes über ſein Buch ein Wort zu hören, ein gutes Wort, das ihm gewiſſermaßen beſtätigen ſollte, daß das, was in ſeiner Phantaſie nach Daſein gerungen hatte, nun auch wirklich Leben habe, daß es die geheimnisvolle Kraft beſitze, die fremde Seele zu ergreifen und zu befruchten.

Mit ſolchen Gefühlen übergab er ſeinem Freunde, Doktor Lehmfink, ein Exemplar, in das er zuvor eine warmherzige Widmung geſchrieben hatte. Heinrich Lehmfink nahm die zwei Bände in die Hand, blätterte darin mit dem Auge des Bibliophilen, und gratulierte dem Autor zu dem Buche, das ſchon rein äußerlich den beſten Eindruck mache.

Während der nächſten Tage verſandte dann Fritz eine Anzahl Freiexemplare. Einige Kollegen aus ſeiner berliner Zeit wurden bedacht, ſein Freund Baron Chubsky in Paris erhielt ein Exemplar. In der Stadt ſelbſt ſchickte er nur an Frau Hilſchius ſein Buch, mit einer nichtsſagend höflichen Widmung. Weißbleicher hatte ihm geraten, das zu thun. Die Rezenſionsexemplare an Zeitungen und

einzelne einflußreiche Kritiker wurden vom Verlage aus verſandt.

Von Lehmfink ſah und hörte Fritz in den nächſten Tagen nichts. Es war ihm nur recht ſo. Fritz wußte: der Freund lieſt dein Buch. Er wollte ihn gar nicht ſehen, ehe er nicht ausgeleſen hatte und ihm das Urteil über das Ganze ſagen konnte. Darum ging er auch nicht zur gewohnten Stunde ins Café, um den Freund nicht zu vorzeitigem Sprechen zu veranlaſſen.

Er legte gerade auf Heinrich Lehmfinks Urteil den allergrößten Wert. Wenn Lehmfink eine Sache lobte, dann war etwas daran. Obgleich ſelbſt kein Künſtler, war ihm doch die Kunſt eine heilige Sache, und gerade daß er nicht unter den Mitſtrebenden ſtand, gab ſeiner Kritik größere Unparteilichkeit.

Dann trafen ſie ſich zufällig auf der Straße. Fritz vermutete, daß der Freund ſein Buch nunmehr ausgeleſen haben könne, und erwartete eigentlich, daß er davon zu ſprechen anfangen werde. Aber Heinrich Lehmfink ſchwieg ſich über den Roman völlig aus. Fritz Berting fragte nicht, um nicht den Eindruck der Ungeduld hervorzurufen; im Innerſten jedoch war er etwas beunruhigt durch Lehmfinks Verhalten.

Eines Tages nun erſchien der Freund bei ihm in der Wohnung. Ohne große Formalitäten ging er auf Fritz zu. „Guten Tag! Wie geht's? Iſt Fräulein Alma da?"

Fritz erwiderte, daß Alma bei ihrer Arbeit ſei, und wollte ſie rufen. Lehmfink wehrte ab. „Nein! Ich

wollte nur wiſſen, ob ſie in Hörweite iſt? Ich muß nämlich nun endlich mit dir über deinen Roman ſprechen.“ Fritz erklärte, daß ſich zwiſchen ihnen und Alma der Vorſaal befände, ſich dabei im ſtillen wundernd, warum ſie wohl Lehmfinks Urteil über das Buch nicht mit anhören dürfe.

„Ich habe deinen Roman geleſen, Berting — zweimal geleſen“ — — Dann folgte lange Zeit nichts. Heinrich Lehmfink ſtorchte durchs Zimmer, die Arme im Kreuz verſchränkt, und machte ſein ernſteſtes Geſicht. Fritzens Herz klopfte, er wurde an jenen Augenblick erinnert, als bei der Premiere ſeines Stückes ſich der Vorhang zum erſten Male hob.

„So verſetze mir doch nur um Gotteswillen den Todesſtoß!“ rief er, „und warte nicht ſo lange. Alſo mein Roman taugt wohl nichts — nicht wahr?“

Heinrich Lehmfink blieb vor Fritz ſtehen, der im Stuhle an ſeinem Schreibtiſche Poſto gefaßt hatte, und ſah ihn an mit ſeinen großen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen, über deren Schönheit man die Häßlichkeit des übrigen Menſchen ganz vergaß. Es lag Trauer in dieſen Augen, wie in dem ganzen ehrlichen Geſichte.

„Lieber Berting, es ſteckt in deinem Buche ſoviel Talent, Geſchmack, Phantaſie, Stil, überhaupt große Kunſt daß es ein Jammer iſt, ein Herzensjammer, daß es — nun offen heraus — daß es als Ganzes doch verfehlt iſt.“

„Das muß ich ſagen!“ rief Fritz, „Wenn ein Kunſtwerk ein Kunſtwerk iſt . . . . . .“

„Weißt du, Berting, wenn ich ein Buch leſe, ſo gebe ich mich zunächſt willig hin, laſſe mich von dem Autor führen, wohin es ihm beliebt. Ich bin mit einem Worte ein dankbarer Leſer. Während des Leſens aber ſchon melden ſich Stimmen, vielleicht auch Zweifel, die erſt ſpäter, wenn ich das ganze überſchaue, mir wirklich zum Bewußtſein kommen. Und dann, wenn das Werk von mir abgerückt iſt, ſich nicht mehr in mir ſelbſt abſpielt, ſo daß ich unbefangen urteilen kann, dann ſtelle ich mir vor allem eine Frage, die vor jedem Kunſtwerk geſtellt werden muß: In welchem Verhältnis hat der Künſtler zu ſeinem Geſchöpfe geſtanden? — Hat er geliebt? Hat er ernſt, groß, rein und keuſch geliebt? Trägt die Frucht ſeiner Liebe — mag ihr ſonſt auch mancher individuelle und zeitliche Mangel anhaften — Züge tiefer, edler Gefühle?“

„Eine Moralpredigt habe ich nicht ſchreiben wollen, und ich glaube, der Titel ‚Geſchlecht‘ erweckt auch nicht dieſe Erwartung. Für einen Mann wie Profeſſor Wallberg, welcher verlangt, daß die Kunſt nur das ‚Schöne‘ darſtelle, ſcheidet mein Buch aus der Reihe der Kunſtwerke aus, ſchon durch ſein Thema. Aber daß auch du bei der Beurteilung im Stofflichen ſtecken bleiben würdeſt, Lehmfink . . . . .“

„Mein lieber Berting! Es kann einer aus dem gröbſten Material, meinetwegen aus dem Kot der Landſtraße, Gebilde formen, die durch Beſeelung uns den Stoff, von dem ſie genommen, gänzlich vergeſſen machen. Es kommt eben darauf an, was einer hineinzulegen hat.“

„Ich habe mein Herz hineingelegt, Lehmfink; was kann ich weiter thun? Wie eine Geliebte iſt mir mein Werk geweſen. Es iſt ein verflucht ernſtes und höchſt perſönliches Verhältnis, in welchem ich zu dieſem meinem Buche geſtanden, das kann ich dir verſichern!“

„Ich verkenne nicht den Ernſt deines Strebens; du haſt dich von einem Stoffe losringen wollen. Und vielleicht iſt gerade das die Urſache deines Unterliegens. Du ſtandeſt dieſem Stoff nicht frei und unbefangen genug gegenüber, um aus den gährenden Elementen einen Wein zu keltern, der die Hefe der Sinnlichkeit nicht nachſchmecken ließe.“

„Sinnlichkeit iſt der Nährboden aller Kunſt.“

„Aber der Schaffende muß ſie in ſich überwunden haben; ſie darf ihm nicht das Auge trüben. Wenn ſie ihm zu Kopfe ſteigt, wird ſeine Hand unfehlbar zittern, und ſein Werk wird etwas Verzerrtes haben. Wie die Frucht in ihrem feinſten Aroma die Beſtandteile des Bodens ſchmecken läßt, auf dem ſie gewachſen, ſo ſpiegelt jedes Kunſtwerk den Zuſtand der Seele wieder, die es genährt hat. Was du uns giebſt, Berting, iſt noch nicht abgegohren . . . . .“

„Meinetwegen mag es nicht abgegohren ſein; daran liegt mir garnichts! Ich habe etwas Starkes, Neues, Unerhörtes geben wollen. Das Geſchlechtsleben in ſeiner ganzen Wildheit und alles beherrſchenden herrlichen Kraft und Unbändigkeit habe ich verſucht darzuſtellen. Den Begriff der Unanſtändigkeit gebe ich in der Kunſt nicht zu.

Die Natur, deren Jünger wir ſind, kennt ihn auch nicht. Wir Jungen haben den Mut, die Kleider abzuwerfen, nackt hinzutreten vor alles Volk. Wir zeigen das Natürliche, wie es iſt, und nehmen dadurch der Lüſternheit den geheimen Anreiz. Ich habe zeigen wollen, daß das Geſchlecht im Menſchen die Centrale iſt, der Urkeim, der Leittrieb, das, wovon ſein Leben die Richtung erhält, das, wodurch in letzter Linie unſer Denken, Fühlen, Handeln beſtimmt wird. Mag den alten Jungfern beiderlei Geſchlechts darüber graulich werden!“

„Ich tadle nicht, Liebſter, daß du dieſen Angelpunkt der menſchlichen Natur verſucht haſt, zum Brennpunkte eines Kunſtwerkes zu machen. Aber gerade hier iſt das Wie alles. Du wirſt mir zugeben, daß das Geſchlecht, wie es das Ausſchlaggebende iſt für den Einzelnen, ſo für die Kunſt das heikelſte und gefährlichſte Thema. Ein Gebiet, auf dem auf Schritt und Tritt Fallſtricke liegen. Wer dieſes Land betritt, übernimmt eine große Verantwortung nicht blos für ſich ſelbſt. Es liegt im Weſen des Sexuellen, daß es die Augen und Ohren, alle Sinne, von weit her mit Gewalt auf ſich lenkt. Dein Werk iſt ein Spiegel, der ein Bild in einen anderen Spiegel, das Gemüt des Leſers, wirft. Sicherlich kann das Unreinſte rein werden in der Wiederſtrahlung einer keuſchen Seele. Aber wer einen Brand ſchildern will, muß ſich befreit haben von den Gefühlen, die das Ereignis in ihm weckte. Wer mitten im Getümmel ſteht der aufgeregten Sinne, iſt nicht der Mann dazu, uns reine, abgeklärte Werke zu ſchenken.“

„Ich bin keine Fiſchnatur, Lehmfink! Ich erlebe meine Dichtungen und ſchreibe ſie mit Herzblut. Haſt du denn nicht herausgefühlt, daß mein Buch perſönliches Erlebnis iſt?“ —

„Natürlich, lieber Freund, iſt mir die ſtarke, perſönliche Note nicht entgangen. Du zeigſt uns die Welt in der ſubjektiven Beleuchtung deines Naturells, wie es das gute Recht iſt des Künſtlers. Aber, nun kommt eben mein ‚aber‘ — — —“

Fritz blickte geſpannt auf den Freund, es war ihm neu, daß Lehmfink ſich fürchtete, mit der Sprache herauszurücken.

„Ich möchte nicht gern perſönliches einmiſchen,“ fuhr Lehmfink bedachtſam fort, „aber es iſt hier nicht zu umgehen. Nicht wahr, Fräulein Alma kann uns ſicher nicht hören?“

Fritz wiederholte, was er ſchon vorhin geſagt hatte: Alma ſei außer Hörweite.

„Du wirſt mich nicht mißverſtehen, Berting, wenn ich ſage, was ich auf dem Herzen habe. Ich kann das leichter thun, weil du die Frage, um die ſich's handelt, durch dein Buch gewiſſermaßen ſelbſt zur öffentlichen Diskuſſion geſtellt haſt.“

„Nun bin ich allerdings begierig . . . . . .“

„Du haſt in den Mittelpunkt deines Romans das Erotiſche geſtellt. Darum iſt das Buch für mich doppelt nachdenklich geworden, denn auch mir iſt die Frage, wie der Mann zum Weibe ſteht, die entſcheidende ſeines Schick-

ſals. Allerdings meine ich damit nicht das Verhältnis zu den Weibern; das iſt eine untergeordnete Angelegenheit des Trieblebens. Ich ſpreche von dem großen Problem: Liebe. Das Wort iſt ſoviel gemißbraucht, daß es einer Münze gleicht, deren Gepräge undeutlich geworden iſt. So verſtehen auch wir zweie darunter etwas verſchiedenes. Beim Leſen deines Romans wurde mir das recht klar. Das iſt die Einſeitigkeit deiner Weltanſchauung und die Achillesferſe deines Buches, daß du der animaliſchen Natur des Menſchen ein Übergewicht zugeſtehſt. Und damit folgt mit Naturnotwendigkeit, daß du das Weib herabzerrſt. Indem du die Frauen zu Geſchlechtsweſen ſtempelſt, erniedrigſt du die ganze Art, läßt von der Liebe nur die Verliebtheit gelten. Die Frauen werden uns immer genau das ſein, was wir ihnen ſind. Suchen wir bei ihnen nur ſinnlichen Reiz, ſo werden ſie uns mit dem aufwarten, was wir in ſie hineinlegen. Gewiß, ich weiß es: ohne Sinnlichkeit keine Kunſt! das Geſchlecht macht den Mann zum Manne, den Künſtler zum Künſtler. Aber Sache höchſter Verantwortlichkeit iſt, daß wir dem Feuer die rechte Nahrung zuführen. Dem einen wird die Flamme zum inneren Heiligtum, das, weil er ſie rein bewahrt, ſein ganzes Leben durchwärmt und erhellt; den anderen dörrt ſie aus bis auf das Mark der Knochen. In der Dichtung bedeutet die Überherrſchaft des Erotiſchen unfehlbar das Sinken des geiſtigen Niveaus. Leben und Kunſt ſtehen nun einmal in tiefſtem organiſchem Zuſammenhang. Ich ſprach von deinem Buche, Berting, und nun bin

ich auf das gekommen, was gar nicht zur Diskuſſion ſtand, und was doch tauſendmal wichtiger iſt als alle Bücher, das Leben." —

Hier wurden ſie unterbrochen. Eine Thür ging auf der anderen Seite des Korridors. Alma kam ins Zimmer geeilt. Als ſie ſah, wen Fritz zu Beſuch hatte, blieb ſie errötend ſtehen. „Herr Doktor Lehmfink iſt bei uns," rief ſie und klatſchte vor Freude in die Hände. „Und das ſagt mir niemand!"

* * *

Über Fritz Bertings Roman fingen nun an, die Urteile einzulaufen.

Zuerſt kamen die Blätter, die nur den Waſchzettel abdruckten. Den Text hatte Weißbleicher entworfen. Es wurde darin auf das intereſſante Problem des Romans hingewieſen, angedeutet, daß es ſich um heikle Dinge handle, dabei aber nicht mehr verraten als nötig war, die Neugier zu reizen.

Dann erſchien in einer litterariſchen Revue, die auf dem äußerſten linken Flügel der jüngſten Kunſtbewegung ſtand, eine eingehende Beſprechung aus der Feder eines älteren berliner Kritikers, deſſen Parteinahme für die Jugend einiges Aufſehen erregt hatte. Der Mann begrüßte dieſen Roman als ein hoffnungerweckendes Buch. Von einem Autor, der ſich mit ſolcher Kälte und Sachlichkeit an eines der ſchwierigſten Probleme gewagt habe, und

nicht im Stoffe untergegangen ſei, könne man Großes erwarten. Er nannte das ‚Geſchlecht‘ eine hochwillkommene Bereicherung des phyſiologiſchen Naturalismus und maß ihm dokumentariſchen Wert bei.

Es waren glückliche Augenblicke für den Dichter, als er dieſe Zeilen las, die ihm ſein Freund Doktor Nackede blau angeſtrichen von Berlin zugeſchickt hatte.

Das Lob, das ihm hier erteilt wurde aus bekannter Feder, an weithin geſehener Stelle publiziert, verlieh ihm in vieler Augen den litterariſchen Ritterſchlag. Er war nun gewiſſermaßen zünftig geworden, ſein Buch konnte keinesfalls mehr totgeſchwiegen werden.

Als ob ein Dämpfer auf dieſe Freude geſetzt werden ſolle, kam wenige Tage darauf in einem vielgeleſenen lokalen Blatte eine Beſprechung ſeines Romans aus Profeſſor Wallbergs Feder. Wallberg ließ keinen guten Faden an dem Buche. Er nannte es die leichtfertige Arbeit eines unreifen Menſchen, ſprach ihm jeden litterariſchen Wert ab, warnte vor ſolcher Lektüre, welche geeignet ſei, die ſittlichen Begriffe zu verwirren, und benutzte die Gelegenheit, mit der Moderne, für deren Weltanſchauung und Kunſtprinzip dieſes traurige Machwerk typiſch ſei, gründlich ins Gericht zu gehen.

Daß Wallberg ſeinen Roman loben würde, hatte Fritz Berting nicht angenommen, nachdem er neulich an Frau Hilſchius Tiſche die Klingen mit dieſem fanatiſchen Alten gekreuzt hatte. Aber daß der Mann eine ſo animoſe Kritik ſchreiben werde, hatte er doch auch nicht für möglich gehalten.

Voll Entrüſtung lief Fritz mit dem Zeitungsblatt zu Weißbleicher. Der Verleger, der den Artikel bereits kannte, faßte die Sache jedoch ziemlich kühl auf.

„Schadet gar nichts!“ meinte der erfahrene Mann, „ſchadet gar nichts! Im Gegenteil, der Profeſſor bringt uns die Leute nur auf den Geſchmack. Ich kannte einen Autor, der lancierte ſelbſt Artikel, die ſeine Bücher in Grund und Boden verriſſen, in die Blätter. Was die Menſchen heute über ein Buch leſen, haben ſie morgen meiſt ſchon vergeſſen; daß der Name im Gedächtnis bleibt, iſt die Hauptſache. Wenn Profeſſor Wallberg ſagt: Ihr Buch wirke demoraliſierend, ſo macht er Ihnen mit dem einen Worte die großartigſte Reklame. Ich wette, eine Menge Leute laufen daraufhin zum Buchhändler, die, wenn er geſagt hätte, es ſei ein gediegenes Werk, daran nicht dächten.“

Wieweit der Verleger mit dieſer Behauptung recht habe, war ſchwer zu beurteilen. Jedenfalls ſtellte Fritz Berting feſt, daß ſein Roman unter der Überſchrift „Senſationelle Neuheit“ in den meiſten Buchläden auslag. Und daß ſein Name bekannt zu werden beginne, erſah er aus den Zuſchriften, die er erhielt. Tagesblätter forderten ihn zur Mitarbeiterſchaft auf. Ein Zeitungsverleger fragte an, ob der Autor von ‚Das Geſchlecht‘ nicht für ſein Blatt, das hauptſächlich von Damen geleſen werde, einen ähnlich ſpannenden Roman, „nur etwas naiver“, verfaſſen könne.

Einen Ausbruch begeiſterter Bewunderung enthielt ein Brief, den der Dichter Karol an Fritz Berting richtete. Er glich einer Liebeserklärung. Fritz kannte

die Art Silbers nun zur Genüge, um einiges von dieſem Enthuſiasmus auf Konto ſeiner theatraliſchen Ader zu ſetzen. Aber der Brief that dem Autor doch wohl; er war ihm ein Beweis, daß ſich dieſer Leſer ganz von dem Buche hatte ergreifen laſſen. Und welchem Dichter deuchte ſolche Wirkung nicht der beſte Dank! —

Am Schluſſe ſeines Briefes fragte Silber an, ob es Herrn Berting recht ſei, wenn er in einem Blatte, das ihm weißes Papier zur Verfügung ſtelle, eine Erwiderung ſchreibe gegen Profeſſor Wallbergs unqualifizierbare Kritik. Fritz ſchrieb zurück, daß er dagegen natürlich nichts einzuwenden habe.

Es fügte ſich, daß er Silbers Artikel zuerſt aus Heinrich Lehmfinks Hand erhielt. Die beiden Freunde ſaßen im Café beiſammen, wie gewöhnlich umgeben von Zeitungen, als Lehmfink die letzte Nummer eines Blattes radikaler Färbung über den Tiſch hinweg an Fritz reichte. „Da, unerwartete Ehrung! Herr Siegfried Silber reitet für dich in die Schranken!“

Fritz las den Artikel durch. Er war gepfeffert. Mit ätzendem Hohn begoß der Verfaſſer den alten Herrn, dem perſönliche Voreingenommenheit und die geifernde Mißgunſt ſeniler Impotenz vorgeworfen wurde. In geſchickter Weiſe hatte Silber die Sache ſo zu wenden gewußt, daß der Tadel der Leichtfertigkeit, Geſchmackloſigkeit und Eitelkeit, den Wallberg gegen den Autor des Geſchlechts und gegen die ganze junge Richtung geſchleudert hatte, ihm mit Zinſen zurückerſtattet ward.

„Wird dir nicht bange bei dieſem Verteidiger?“ fragte Lehmfink.

„Es iſt immerhin eine That,“ erwiderte Fritz, „einem Manne von dem Einfluſſe Wallbergs ſo ungeniert auf die Finger zu klopfen.“

„Wie ich Siegfried Silber kenne, mein lieber Berting, wird er dir die Rechnung für dieſe Leiſtung über kurz oder lang präſentieren.“ —

Fritz war über ſeinen Freund Lehmfink wirklich ärgerlich. Was mußte er an Silbers Beſprechung herummäkeln; er, der ſelbſt für „das Geſchlecht“ nichts übrig gehabt hatte als ein abſprechendes Urteil. Manches Wort des Freundes war von neulich her in Fritzens Gedächtnis haften geblieben und ließ dort geheime Widerhaken fühlen.

Eigentlich hatte Lehmfink kein Recht, zu urteilen, wie er es gethan. An der Klugheit, Beleſenheit und der gründlichen Bildung des Freundes wollte Fritz nicht zweifeln; aber Lehmfink war vielleicht doch zu ſehr in der Philologie, von der er urſprünglich ausgegangen, ſtecken geblieben. Davon haftete ihm die Pedanterie, die Hausbackenheit und ein Reſt von Engigkeit an, die es ihm unmöglich machten, dem modernen Empfinden bis in ſeine äußerſten Konſequenzen zu folgen. Daß er keine Künſtlernatur war, hätte ſchließlich nicht ein Hindernis zu ſein brauchen, ein Nachempfinder und Kundſchafter des Neuen zu werden. Was Lehmfink fehlte, waren die Nerven, die empfindlichen, auf die feinſten Stimmungen eingeſtellten und auf die ſubtilſten Reizungen reagierenden Nerven, und damit

die letzte Verfeinerung des Geſchmackes und der Genußfähigkeit. Die Antike konnte Lehmfink verſtehen, die neuere Kunſt auch, ſoweit ſie ſich in den Bahnen bewegte ſolid bürgerlicher Weltanſchauung; dahinter kam für ihn die Scheidewand.

Es war traurig, bei einem ſonſt ſo ausgezeichneten Menſchen und treuen Freunde dieſe Schranke der Anlage zu beobachten. Hier, nicht in ſeinen äußeren Mißerfolgen, lag wohl die Tragik von Lehmfinks Perſönlichkeit. Was Lehmfink ſchrieb, mochten es Bücherbeſprechungen ſein, Theaterrezenſionen, Eſſays, litterarhiſtoriſche oder feuilletoniſtiſche Artikel, war gediegene, gründliche, reinliche Arbeit, getragen von Treue und Ernſt, hinter jeder Zeile ſtand die Überzeugung eines ganzen Mannes. Was war es alſo, was dem Freunde fehlte, um ihn zu einem Kritiker großen Stiles zu machen, für den er ſo viele wichtige Eigenſchaften beſaß? Fritz legte ſich die Frage wiederholt vor, wenn er vor Lehmfinks Arbeiten eine gewiſſe Langeweile empfand. Es kam ihm dann wohl vor, als rede jener eine andere Sprache, als ſtammten ſeine Sentenzen, trotzdem ſie in funkelnagelneuem Druck auf friſchem Papier zu leſen ſtanden, aus einer verfloſſenen Periode. Gehörte Lehmfink nicht vielleicht zu der Klaſſe jener um ein paar Jahre zu ſpät Geborenen, die noch viel weniger gelten, als die, welche zu früh in ihre Zeit geboren ſind? — Er beſaß nicht die weitherzig kühne Luſt am Gewagten, die Witterung für das Neue, den inſtinktiven Spürſinn für das, was Zukunft hat, die dem

Pfadfinder auf geiſtigem Gebiete genau ſo angeboren ſein müſſen, wie dem Entdecker von Weltteilen. Er operierte mit Begriffen aus einer überwundenen Ethik, holte ſeine kritiſchen Maßſtäbe aus der Rüſtkammer einer veralteten Äſthetik. Daß es Neuland gäbe, wo für moderne Bedürfniſſe moderne Geſetze gefunden werden mußten, wollte ſeinem konſervativen Schädel nicht eingehen.

Ähnlich rückſtändige Anſichten, aber in minder liebevoller Form, wie Heinrich Lehmſink, äußerte in einem Briefe Fritzens Schweſter Konſtanze über den Roman.

Fritz hatte ſeiner Familie wohlweislich kein Exemplar zugeſchickt; wußte er doch, daß die Lektüre bei ihnen nur moraliſche Entrüſtung auslöſen würde. Nun hatten ſie ſich den Roman ſelbſt angeſchafft; eine Verſchwendung, die er ihnen gar nicht zugetraut hätte.

Wie Fritz erwartet hatte, war der ſchweſterliche Brief voll von Vorwürfen. Alles an dem Buche fand Konſtanze tadelnswert: den „gräßlichen Titel“ und den „unanſtändigen Inhalt“. Warum denn Fritz nicht wenigſtens ein Pſeudonym gewählt hätte? Es ſei für die Familie höchſt widerwärtig, den Namen Berting in Verbindung mit einer ſolchen Sache durch alle Zeitungen gezerrt zu ſehen. Frau Wedner legte eine Kritik bei, die ſie aus einem chriſtlich-konſervativen Blatte ausgeſchnitten hatte. Daraus könne Fritz erſehen, wie die anſtändigen Leute über ſeine Leiſtungen dächten. Wedner habe geſagt, es ſei ihm ganz beſonders peinlich, daß ſein eigener Schwager jener revolutionären und frivolen Geiſtesrichtung angehöre, die jetzt auf-

komme, da er es ſich zur Lebensaufgabe gemacht habe, die Nuditäten in Kunſt und Litteratur zu bekämpfen. Dann der Ausruf: „Was würde unſer herrlicher Vater dazu ſagen!“ — Ob Fritz denn alle Pietät abhanden gekommen ſei? Ob er denn nicht etwas Rückſicht nehmen wolle auf die Gefühle der Schweſter und auf die Stellung des Schwagers? —

Er zerriß den ſchweſterlichen Brief. Man wußte wirklich nicht, ſollte man über ein ſolches Dokument hirnverbrannten Mißverſtehens lachen, oder ſich ärgern! — Rückſicht nehmen? — Pietät? — — Hatte er wirklich der Familie ſoviel zu danken, daß ſie dieſe Forderung an ihn ſtellen durfte? —

Sein „herrlicher Vater“! Wie Hohn klang das Wort ihm ins Ohr. Nicht einen Freund und Führer hatte er im Vater gehabt, nein, einen pedantiſch verſtändnisloſen Zuchtmeiſter, der nur immer beſtrebt geweſen war, mit der Schere der Korrektheit beim Sohne die Triebe der Eigenart zu verſchneiden.

Und die übrige Familie! Das beſte, was er beſaß, ſeine Dichterbegabung, hatte er gegen ihre nörgelnde Mißbilligung verteidigen müſſen. Immer nur hatten ſie verſucht, ihn von ſeinem Wege abzulenken. Nie war ihm ein Wort des Verſtändniſſes, des liebevollen Eingehens auf ſeine Anlagen, ſeine Bedürfniſſe, von jener Seite gekommen. Nur immer verdächtigt und verkleinert hatten ſie ihn, gerade in ſeinem Beſten ihn herabzuziehen verſucht.

Er war weder dem Andenken des Verſtorbenen Pietät, noch den Lebendigen Rückſicht ſchuldig.

* * *

Schließlich trug ihm das neue Buch auch einen unerwarteten Beſuch ein.

Theophil Alois Hilſchius erſchien eines Sonntags vormittags in Fritzens Zimmer, mit feierlicher Miene, ſchwarz gekleidet, wie zu einem Leichenbegängnis.

Es ſtellte ſich heraus, daß der Dichter des „Sulla“ dem Verfaſſer des „Geſchlecht“ ſeinen kollegialen Glückwunſch darbringen wollte.

Theophil Alois entledigte ſich ſeiner Aufgabe mit Würde. Sah er vielleicht im Geiſte ſchon die Kommentare und Abbildungen, die ſich in der Zukunft an ein derartiges Ereignis der Litteraturgeſchichte knüpfen würden? —

Der junge Mann lobte das Buch. Vor allem habe ihn daran das Phyſiologiſch-Pathologiſche intereſſiert. Auch er habe ſich mit ähnlichen Problemen getragen. Er ſei entſchloſſen, ſich nunmehr dem Gebiete des analytiſchen Romanes zuzuwenden. Es fehle uns in Deutſchland dieſe Kunſtgattung noch ganz und gar. Er werde, um dieſem Mangel abzuhelfen, demnächſt einen Roman-Cyklus zu ſchreiben beginnen, der das geſamte zeitgenöſſiſche Leben umfaſſen ſollte und auf einige zwanzig Bände berechnet ſei. — Fritz Berting mußte die nähere Auseinanderſetzung des Planes zu dieſem „monumentalen Werke“ der „Zeit-

und Maſſenpſychologie“, wie der zukünftige Autor es ſelbſt nannte, geduldig über ſich ergehen laſſen.

Aber Theophil Alois Hilſchius verband mit dieſem Beſuche noch eine andere Abſicht. Er habe ſeine Maturitätsprüfung beſtanden, berichtete er. Fritz gratulierte und erkundigte ſich, wohin ſich der junge Herr nunmehr zu wenden gedenke. Seine Mutter habe ihm einen Check über dreitauſend Mark gegeben, ließ Theophil mit gut geſpielter Gleichgiltigkeit fallen. Er ſolle eine Reiſe machen. Aber da er gar keine Luſt verſpüre, allein zu reiſen, ſei er gekommen, Herrn Berting zu fragen, ob der ihn nicht begleiten wolle, ſelbſtverſtändlich auf ſeine, Hilſchius, Koſten.

Fritz war über dieſen Vorſchlag einigermaßen erſtaunt. Er erkundigte ſich zunächſt, wo denn die Reiſe hingehen ſolle. Theophil meinte, das ſei ihm im Grunde gleichgiltig. Aus Landſchaft mache er ſich nichts, das Pſychologiſche ſei ihm alles. Jedoch wäre er bereit, eine Reiſe ans Nordkap zu unternehmen, obgleich er das Meer brutal fände. Übrigens habe er einen Brief abzugeben von ſeiner Schweſter Annie.

Frau Eſchauer ſchrieb an Fritz Berting: er habe Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, wenn er ihren Bruder auf ſeiner erſten Reiſe begleite. Sie ſchlug Norwegen vor. Auf der Rückfahrt ſollten die beiden nach Rügen kommen, wo ſie mit dem Gatten und einigen Freunden ſein würde. Ihre Anſicht über ſeinen Roman könne ſie Fritz nur mündlich ſagen. Der Schluß war ein: „Auf Wiederſehen am Strande von Binz!“

Der Plan hatte viel Verlockendes. Er war wie die plötzlich vom Himmel gefallene Erfüllung eines unmöglichen Wunſches, mit dem man gelegentlich ſchon geliebäugelt hatte. Das Nordland! Was verbanden ſich mit dem Begriff für Erwartungen unerhörter Naturſchönheit, zauberhafter Stimmung des Primitiven, Urkräftigen, Unentweihten. Und darüber als feinſter Duft die geiſtigen Beziehungen, die den modernen Menſchen mit jenen durch ihre großen Dichter plötzlich aktuell gewordenen Ländern verbanden. —

Gerade in den letzten Wochen hatte Fritz Berting einen unbändigen Drang in ſich gefühlt nach Natur. Die Stadt war ihm wieder einmal ganz unerträglich geworden. Hitze und Staub des Hochſommers hatten das enge Quartier in ein Infernum verwandelt. Durch Ausflüge, Spaziergänge, Dampfſchifffahrten hatte er ſich Abwechſelung zu ſchaffen verſucht. Aber auf die Dauer langweilte das. Die Umgebung der Stadt, die anfangs durch eine gewiſſe Anmut und Niedlichkeit ſeinen Beifall erregt hatte, war ihm eintönig und ſchal geworden, wie ein ſüßer Trank ohne kräftiges Aroma. Dieſe niederen Höhen waren ja nur Anſätze zu Bergen, der Fluß, jetzt wieder ganz ſeicht, die Karikatur eines Stromes; und die viel geprieſenen Felſen und Schluchten des Duodezgebirges oberhalb der Stadt erinnerten ihn an Theaterkuliſſen. Und dazu überall die Reſtaurationen, Haltepunkte, Ruheplätze und Ausſichtstürme! Alles bebaut, verſchönert, korrigiert, reguliert durch die Menſchenhand. Und ſelbſt da, wo aus Verſehen ein Stück Natur in ſeiner ur-

ſprünglichen Keuſchheit geblieben war, nichts Impoſantes. Eine Landſchaft, die weder Fleiſch war noch Fiſch. Nicht Ebene mit der Größe der Einförmigkeit in unendlicher Ausdehnung, und auch nicht Hochgebirge mit der Wucht der Maſſen und der Klarheit großer Formen und Linien. Es war die Unklarheit des Zwitterdinges, des Überganges vom Mittelgebirge in die Ebene, von Land in Stadt, was dieſer Gegend den Stempel des Unbedeutenden, Erkünſtelten und Spieligen aufdrückte.

Und Fritz brauchte gerade in dieſer Zeit den Anblick von Großem, Urſprünglichem. Seit er ſein Buch veröffentlicht hatte, kam er ſich ſo zwecklos vor. Er war auf der Suche nach neuen Impulſen, nach Ausfüllung, nach einem Erſatz für das, was er an Kräften hergegeben hatte. Wohl regten ſich Stimmungen in ihm, Töne erklangen, ſchüchtern klopften Gedanken an; aber verdichtet zur geſchloſſenen Idee hatte ſich davon noch nichts. Ein ſtarker Eindruck von außen, das wußte er aus Erfahrung, machte oft die gährenden, nach einem Mittelpunkte ſuchenden Elemente ſich ſchneller und ſchöner zum Kriſtalle zuſammenſchließen.

Nichts war in ſolch kritiſcher Zeit der Empfängnis, wo die Urzellen heranwuchſen des zukünftigen Kunſtwerkes, gleichgiltig, nicht die Luft, in der man lebte, nicht die Bilder, die das Auge aufnahm. Auch darin waren Künſtler und Mütter einander ähnlich; Genuß, Stimmung, Beſchäftigung, die leichten Strömungen an der Lebensoberfläche, wirkten doch hinab bis in jene geheimnisvollen

Gründe, wo die keimende Frucht ihre Säfte aus dem ganzen Organismus an ſich zieht.

Zu der inneren Sammlung aller Seelenkräfte, aus der allein eine Dichtung ihren Urſprung nehmen kann, war Fritz Berting in der letzten Zeit nicht gekommen. Er hatte viel des Aufreibenden, Unerquicklichen und Häßlichen erlebt. Da war die ewige Geldfrage, mit ihren empfindlichen Demütigungen im Gefolge. Dann der Kampf mit der Quartierwirtin, die nun, wo es feſtſtand, daß die Mieter ausziehen würden, ihnen das Leben ſo ſchwer wie möglich zu machen ſuchte. Das Erlebnis mit dem Stuckateur Glück trug auch das ſeine dazu bei, Fritz Berting den Boden unter den Füßen heiß zu machen. Am ſchwerſten aber laſtete auf ſeinen Nerven die trübe, gedrückte Stimmung, in der Alma ſich neuerdings befand.

Fritz hatte dem Mädchen gegenüber von der Notwendigkeit geſprochen, zukünftig in getrennten Quartieren zu wohnen. Er war der Anſicht, daß dies für beide Teile beſſer ſei, ein jedes könne dann ſeiner Beſchäftigung ungeſtörter nachgehen. Auch entgehe man dann leichter dem Klatſch und der Neugier Dritter, von denen ſie genug zu koſten bekommen. Fritz hatte ſich daraufhin auch ſchon Quartiere angeſehen. Eines, das in der Nähe des Geſchäftes lag, für welches Alma arbeitete, ſchien ihm ſehr zweckentſprechend. Wohin er ſelbſt ziehen würde, wußte er noch nicht.

Seinen Vorſtellungen, daß man bei einer ſolchen ja nur rein äußerlichen Trennung viel mehr von einander haben

werde, ſchenkte Alma keinen Glauben. Mit Gründen der Logik war ihr nicht beizukommen. Wenn ſie ſich überhaupt darauf einließ, mit ihm über den Umzugsplan zu ſprechen, ſo war ihre einzige, ſtets wiederkehrende Behauptung: „Es geſchieht nur, weil du mich ſatt haſt!“ — Und ihre trübe Miene und der verzweifelte Blick ſagten, daß es ihr mit dieſer Furcht wirklich ernſt ſei. Sie war nicht dazu zu bewegen, ſich die Wohnung, in die ſie ziehen ſollte, auch nur von außen anzuſehen. Fritz aber fand es ſehr aufreibend, ihren Widerſtand zu bekämpfen. Wenn er es mit trotziger Auflehnung zu thun gehabt hätte, wäre ihm das noch lieber geweſen, als dieſe ſtummen, vorwurfsvollen Mienen und langweiligen Thränen.

Alma wußte es eben nicht — und man durfte es ihr auch nicht ſagen —, wie groß die Gefahr ſei, die in dem ſteten Zuſammenleben, in dem Eng-aneinander-gebundenſein ihre Liebe bedrohte. Wieviel Anmut und Reiz büßte ihr Geſicht, ihre Geſtalt, ihre ganze, körperliche Gegenwart ein, dadurch daß Fritz ſie oft in den ernüchternden Situationen des Alltagslebens ſah. Wie wurde ſelbſt das Feuer ihrer Umarmungen abgeſchwächt, weil er ſie nicht zu ſuchen brauchte, ſie haben konnte, wann er wollte.

Das arme Ding ahnte nicht, wie begrenzt das Maß ſinnlicher Anziehung iſt, welches auf die Dauer eine Frau auf den Mann auszuüben vermag. Sie wußte nichts von der Ökonomie des Genuſſes, welche die Frau üben muß, will ſie den Mann für immerdar an ſich feſſeln. Ein geiſtiges Sich-in-einander-einleben war bei dieſem Paare

ausgeſchloſſen. Alma klammerte ſich ängſtlich an das Einzige, was ihr von dem Geliebten gewährt wurde, an ſeine leibliche Gegenwart. Immer inniger wollte ſie ihn an ſich binden; am liebſten hätte ſie ihn Tag und Nacht an ihrer Seite gehabt, im ſtillen ſchon argwöhnend, daß er ſich zurückziehen wolle von ihr. Daher die verzweifelte Glut ihrer Hingabe. Nur wenn ſie nahe bei einander waren, wußte ſie, daß er ihr ganz ſicher ſei. Nichts ahnend trieb ſie ein gefährliches Spiel; niemand ſagte ihr, daß durch tägliche Auszahlung in kleiner Münze der Liebesſchatz, ſo groß er anfänglich geweſen ſein mochte, mit der Zeit unwiderbringlich verrinnen mußte.

Fritz, der als Mann in viel höherem Grade befähigt war, ſich über das Liebesverhältnis verſtandesmäßig bewußt zu erheben, als das Mädchen, dem ihre Liebe heiligſter Lebensinhalt war, Fritz ſagte ſich ganz nüchtern, daß eine Trennung noch am erſten ihre Neigung verjüngen werde. Das Verlangen zu einander würde wachſen, dem Bedürfnis der Zärtlichkeit neues Blut zugeführt werden. Mit gutem Gewiſſen konnte er Alma für einige Zeit verlaſſen; auch ihr würde ja das Beſte zu gute kommen von den ſtarken Eindrücken, dem freien, ſorgloſen Leben, die er da draußen auf dem Meere, im Nordland zu genießen hoffte. Ein feuriger Liebhaber würde er zurückkehren in die Arme ſeines Mädchens.

Fritz Berting erwartete Großes von dieſer Reiſe. Der Künſtler in ihm wollte neue Farben, neue Strahlen einheimſen aus dem ewig mannigfaltigen Spektrum der Natur.

Seine Liebe wollte er ſchützen vor den Geſpenſtern der Langeweile und des Überdruſſes, die ihr ſchon einigemale drohend gewinkt hatten. Und ſein ganzes Daſein ſollte ein friſcherer Luftzug befreien, vom Spinnweb der üblen Laune, der Sorge und des Zweifels.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co

Wurzellocker

Zweiter Band

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W

Es erſchien von

Wilhelm von Polenz

Romane

Der Pfarrer von Breitendorf

Der Büttnerbauer | Thekla Lüdekind

Der Grabenhäger | Liebe iſt ewig

Novellen

Die Verſuchung

Karline | Reinheit

Wald | Luginsland

Theater

Junker und Fröhner, Dorftragödie.

Wurzellocker

Roman in zwei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Zweiter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

Alle Rechte
beſonders das der Überſetzung
vorbehalten

Drittes Buch

Seit vierzehn Tagen etwa befand sich Fritz Berting in Binz, wo seine und Theophils Nordlandreise ihren Abschluß gefunden hatte.

Annie Eschauer war da mit ihrem Gatten und einem Troß berliner Freunde. Sie stand im Mittelpunkt eines größeren Kreises, wie er sich in der Zwanglosigkeit des Badeaufenthalts leicht zusammenfindet.

Der Bankier Eschauer, ein Mann in den Fünfzigern, dessen Prinzip im Geschäft wie im Privatleben sich in die gern von ihm gebrauchten Worte: „nicht unnütz aufregen!“ zusammenfassen ließ, legte dem Amüsementsbedürfnis seiner um zwanzig Jahre jüngeren Frau nichts in den Weg. Eifersucht unter Eheleuten rechnete er zu den Gefühlsduseleien, die gleich hinter Gedichtemachen kamen. Daß Annie sich für Kunst interessierte, war in Herrn Eschauers Augen zwar Zeitverschwendung, wie alles, was nicht Geld einbrachte, aber er gestattete seiner Frau diesen „Idealismus“. Sie ließ ihm dafür sein Interesse für Varieté, Ballett, und Nachtcafé. —

In Binz langweilte sich Herr Eschauer. Das ewige

Segeln, am Strand Krocket ſpielen und in den Wald laufen war nicht nach ſeinem Geſchmack. Er verſchwand gelegentlich zu ſelbſtändigen Ausflügen; und Eingeweihte wollten wiſſen, daß er dann eine Dame der berliner Halbwelt aufſuchte, die in einem Fiſcherdorfe der Feſtlandsküſte ihre Sommerfriſche verbrachte.

Fritz Berting fühlte ſich in der Geſellſchaft, die Frau Annie um ſich verſammelt hatte, nicht allzu behaglich. Er empfand einen gewiſſen mit Beklemmung gepaarten Widerwillen Leuten gegenüber, die das Geld ausgaben, als ſei es nichts, und denen es in Wahrheit doch alles war. Ein Menſch wie er, der auch nicht den geringſten Anfang zu einer Million beſaß, mußte in ſolcher Geſellſchaft notwendig outsider bleiben. Sein Künſtlertum gab ihm keinen Freipaß; denn Bücherſchreiben war in ihren Augen eine fragwürdige Beſchäftigung, vor allem, wenn man nicht große Honorare zur Entſchuldigung ſeines Metiers anführen konnte.

Frau Annie war ſehr freundlich gegen Fritz. Sie ſuchte ihm den Aufenthalt in Binz ſo angenehm wie möglich zu geſtalten, gab ihm vor aller Augen in auffälliger Weiſe Beweiſe ihrer Gunſt.

Es waren da drei junge Leute, Mitglieder der berliner jeunesse dorée, die Annie den Hof gemacht hatten, ehe Fritz und Theophil an dieſem Strande gelandet waren, und die ſich nun in ihrem Zeitvertreib geſtört ſahen. Es fehlte nicht an verſteckten Sticheleien, die Bezug hatten auf Frau Annies ideale Freundſchaft mit einem Dichter. Jene drei

Jünglinge beſaßen den ſchnodderigen Witz des Berliners, der ein Todfeind iſt jedes feineren Gefühls. Fritz kannte dieſen kalten, cyniſchen Ton nur zu gut aus alter Erfahrung, er kannte auch die Skepſis, mit der man ſich ſelbſt beobachtete, bewachte, zerſetzte, kannte den ſchneidenden Hohn, mit dem man grauſam über den nächſten Freund, über die Mitglieder der eigenen Familie herfiel, um ſich und der Welt zu beweiſen, daß man Zartgefühl als überwundenen Standpunkt betrachte.

Einer dieſer Herren war verlobt; das heißt, zwei Familien hatten ſich dahin geeinigt, daß ſich Million mit Million verbinden ſolle. Die Braut und ihr Anhang waren ebenfalls in Binz. Das junge Mädchen, eine ſiebzehnjährige Schönheit von rabene ſchwarzem Haar, Elfenbein-Teint und dem Wuchs einer Gazelle, wurde leider durch ſtarkes Schielen entſtellt. Von niemandem bekam ſie dieſen Fehler öfter vorgeworfen, als von ihrem Bräutigam. Und dieſer Gemütsmenſch wurde wiederum von der ganzen Geſellſchaft mit dem „Um-die-Ecke-gucken“ ſeiner Zukünftigen in ſinniger Weiſe gehänſelt.

Auch Theophil Alois Hilſchius ſollte der allgemeinen Spottſucht nicht entgehen. Kaum hatte man entdeckt, daß er das Dichten nicht laſſen könne, ſo wurden bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit Verſe von ihm verlangt. Der Dichter des ‚Sulla‘ freute ſich anfangs über die Popularität ſeiner Muſe. Dann jedoch merkte er die Verhöhnung und zog ſich grollend zurück. Einzig in den

Augen des ſchielenden Mädchens glaubte er ein gewiſſes, ernſteres Verſtändnis zu leſen. Man ſah in Zukunft Theophil und die Braut öfter allein wandeln, am Strande oder auf einſamen Waldwegen, wo er ſie jedenfalls zum Opfer ſeiner poetiſchen Eingebungen machte.

Für Fritz bedeutete das eine Erleichterung. Er hatte unter Theophil während der letzten Monate ſchwer zu leiden gehabt. Durch ſeine Stellung als Reiſebegleiter war Fritz an dieſen Jüngling gefeſſelt geweſen. Sie hatten herrliches Wetter gehabt, und die ewige Schönheit von Meer, Küſte und Gebirge hatte ſich vor ihnen aufgethan, rein und groß wie vor tauſend anderen Wanderern. Aber Theophil zeigte ſich als einer jener ſchlimmen Mitreiſenden, die einem die ſchönſte Landſchaft verekeln können. Entweder er erklärte, oder er kritiſierte. Und noch ärger war es, wenn ein beſonders ſchöner Blick, ein Sonnenuntergang über hochgehenden Meereswogen, oder die geheimnisvolle Stimmung einer taghellen Nacht in ihm den Poeten herausforderten. Jedes ſolche Erlebnis mußte in die Form eines Gedichtes gegoſſen werden. Fritz Berting würde gar nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn der Reiſegefährte ſeine Einfälle für ſich behalten hätte; aber dieſer junge Menſch hatte die Eigentümlichkeit, einer Henne ähnlich, mit freudigem Gegacker anzukündigen, daß die Weltlitteratur wiederum um ein neues Opus von Theophil Alois Hilſchius bereichert ſei. Außerdem hielt er es für Freundſchaftspflicht, Fritz jedes Neue, was er empfangen hatte, vorzulegen. Hatte aber Fritz

Berting etwas auszuſetzen, dann ſprach der Dichter von „Verſtändnisloſigkeit“ und ſchmollte; was, da man nun einmal auf einander angewieſen war, auch nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte.

Übrigens führte Berting einen Reiſebegleiter mit ſich, der ihm über Schlimmeres als Theophils Banalität hinweggeholfen hätte: Friedrich Nietzſches „Alſo ſprach Zarathuſtra“. Als habe er geahnt, daß er durch dieſen einen Band auf Wochen hinaus mit Geiſtesnahrung überreichlich verſorgt ſei, hatte er kein weiteres Buch ſeinem Gepäck einverleibt.

Auf dem Meere las er den Zarathuſtra. Wie der Fromme die Bibel oder das Geſangbuch, ſo ſchlug er das hohe Lied des großen antichriſtlichen Sängers auf, an jeder beliebigen Stelle, und berauſchte ſich an dem gewaltigſten Dithyrambus auf den Menſchen.

Wunderlich verſchmolz ihm der Inhalt des Gedichtes mit der Szenerie um ihn her. Beide waren ſie für ihn neu, der Ozean und Nietzſche, und bald wußte er nicht mehr, wer von dem Paare der größere Hexenmeiſter ſei. Etwas Herbes, Salzgeſchwängertes, wie der boshaft unberechenbare Seewind, wehte aus dieſen Blättern. Ein Rieſenhorizont, große, geſammelte Einſamkeit, klare, eiſige Luft, darunter die graue, kühle Flut mit der Ahnung unerhörter Wunder in ihrer gefährlichen Tiefe. Und als kühner Wiking nur das eine Boot mit dem einen Manne darin, der das Wort geprägt hatte: „Der Menſch iſt etwas, das überwunden werden muß!“ — Wie er mit

Bewußtſein hinausſegelte, in ſeinem Rücken laſſend alles, was bisher als Feſtland gegolten hatte: Staat, Familie, Gott. Hinaus über alle Ziele und Ideale hinweg, in die Einſamkeit hinein des eigenen Geſetzes, ein Vorausſetzungsloſer, der jauchzend alle Feſſeln von ſich wirft der Erdenſchwere, der nichts mehr lieben, nichts glauben und hoffen will.

Mit dieſem Lotſen zu ſegeln, war furchtbar ſchmerzliche Luſt. Emporgehoben wurde man auf die ſteilſten Höhen der Erkenntnis und Freiheit, um gleich darauf hinabgeſtürzt zu werden in das Wogenthal engſter beängſtigender Widerſprüche. An wieviel fürchterlichen Klippen ging die atembenehmende, raſende Fahrt in ſchwindelnder Knappheit vorüber. Himmelsſüße, lockende Töne unſichtbarer Äolsharfen, auf denen der Meeresatem ſpielte: der Sirenengeſang Nietzſcheſcher Lyrik. Dazwiſchen Rufe höhnender Seevögel, grauſige Schreie wie von ertrinkenden Seelen. Eine ehern einherſchreitende gebundene Sprache, gleich dem Rhythmus der Meereswellen, der älteſten Muſik der Welt. So tönte es aus dieſem Buche, ſo ſtarrte es einen an, wie das grauſam verſteinernde, unmenſchliche Meduſenangeſicht des Ozeans.

Das war Nietzſche. In dieſer Umgebung mußte man das Phänomen Zarathuſtra erleben.

Fritz war es, als würde jeden Tag eine Welt in ihm zerſtört und eine Welt aufgerichtet. Seit Richard Wagners Tonſchöpfungen zum erſten Male auf ihn eingeſtürmt waren, hatte er ein ſolches Wühlen in den Gefühlen, ein ſolches

Zerren an den Nerven, wie von einer Rieſenfauſt, nicht geſpürt. Auch hier war etwas wie Muſik, ein Klingen und Jauchzen, ein Hüpfen und Tanzen, ein Entſchweben und Wiederkehren, ein Auseinanderreißen, Gegeneinanderſtürmen in Diſſonanzen und Zuſammenfließen in Harmonieen. Von dieſem Werke ging eine große Weiheſtimmung aus, wie von den heroiſchen Geſchicken eines Trauerſpieles. Ein Ton aus dieſen ſcheinbar gottloſen Strophen rührte an die innerſte religiöſe Natur des Menſchen.

In Gegenwart eines ſolchen Rieſen ſelbſt ſchaffen zu wollen, ſchien undenkbar; auch nicht eine Zeile wäre geglückt. Fritz Berting fühlte ſich gelähmt, wie vernichtet in ſeinem Selbſtgefühle. Hier konnte man nur ſtaunen und ſich wehren, niemals nachwandeln. Auf lange hinaus würde dieſes Erlebnis in ihm nachzittern, ähnlich wie der Wogengang des Meeres den Seefahrer auch auf dem Feſtlande noch in ſeinem Takt und Banne erhält.

Für einen, der ſich mit Zarathuſtra hinausbegeben hatte in die Einſamkeit grandioſeſter Menſchenverachtung, war es ſchwer ſich zurechtzufinden auf dem Ententeiche alltäglicher Geſelligkeit.

„Sie ſehen aus wie der perſonifizierte Katzenjammer!“ ſagte Frau Annie zu Fritz. Eingehend erkundigte ſie ſich nach ſeinem Schlaf und ſeiner Verdauung, mit jener ihr eigenen Miſchung von Ungeniertheit und Gutmütigkeit, der gram zu ſein ſchwer war. Sie nannte ihn ihr „Dichterbaby“ und ſprach davon, ihn an Kindesſtatt annehmen zu wollen.

Wirklich hatte ihre Sorge für ihn etwas Mütterliches. So war sie unter anderem in Berlin für die Verbreitung seines Romanes thätig gewesen, hatte bekannte Kritiker persönlich aufgesucht und sie gebeten, das Buch zu besprechen. Und auch von Rügen aus schrieb sie Briefe in Fritzens Interesse, ohne daß er sie darum besonders ersucht hätte.

Bei einer Mondscheinpartie erkältete er sich. Frau Annie ließ es sich nicht nehmen, ihn zu pflegen. Sie blieb seinetwegen sogar von einer Segelpartie zurück, die sie selbst arrangiert hatte. Unbewacht könne man ein Baby nicht lassen, erklärte sie.

Annie Eschauer hatte etwas in ihrem Wesen, das einem alle Dinge leicht und selbstverständlich erscheinen ließ. Der gewagtesten Situation wußte sie durch eine witzige Bemerkung die Spitze abzubrechen. Sie war nicht ohne Geist frivol; dadurch unterschied sie sich angenehm von ihrer Umgebung.

Aber der starke sinnliche Eindruck, den sie bei den ersten Begegnungen auf ihn gemacht hatte, war verflogen. Ihre Erscheinung gehörte zu denen, die eines effektvollen Hintergrundes, der bengalischen Beleuchtung bedürfen, um zu wirken. In der schlichten Umgebung von Wald und Flur erschien diese stark passierte Großstadtdame deplaciert. Annie ließ auch hier nicht von der Gewohnheit, sich mit Schmuck zu beladen und die grellsten Farben zu tragen. Leider verrieten Sonnenschein und Seeluft erbarmungslos den kupfrigen Teint ihres aufgeschwemmten Fleisches.

Fritz ſah ſie zum erſten Mal zuſammen mit ihrem Manne. Die Art, wie Annie mit dieſem kahlen Faun verkehrte, genügte, um einem alle Illuſionen zu benehmen.

Berting wußte ſich Frau Annie gegenüber wunſchlos, das erleichterte ihm den Verkehr. Was die Geſellſchaft der Badegäſte von ihnen denken mochte! — Höchſt wahrſcheinlich nahm man ein Liebesverhältnis an. Fritz hatte keine Veranlaſſung, Annies Ehre in den Augen von Menſchen reinzuwaſchen, die das Unanſtändige immer für das Wahrſcheinlichſte halten.

Er befand ſich in einem Seelenzuſtande, in dem ihn die Menſchen überhaupt nicht weſentlich ſtören konnten. Solches Phäakendaſein hatte er lange nicht genoſſen. Keine Sorgen, keine aufreibenden Plackereien. Für alle ſeine Lebensbedürfniſſe war geſorgt. Ihm wurde zu Mute wie einem Sohne der Landſtraße, der, nachdem ihn die Not tüchtig am Ohre gezauſt, ſich einmal im lauen, alle Poren öffnenden Bade wohlig ſtrecken darf.

Dabei waren die feinſten Organe dichteriſcher Konzeption in ihm thätig. Die Nerven der tieferen Schichten ſchliefen nicht, trotz der laſſen Trägheit des Körpers. Dort im unterſten, unbewußten Triebleben bereitete ſich etwas vor, meldete ſich Neues zum Leben, klopfte einlaßbegehrend an die Pforte des helleren Bewußtſeins. Wie Muſik zog es durch ſeine Sinne, gleich den Tönen eines fernen Konzerts, von dem man nur hie und da eine Schallwelle auffängt. Farben leuchteten auf vor ſeinen halbgeſchloſſenen Augen, wie matte Blitze am Horizont. Er kannte dieſen Zuſtand

geſpannter Nervenempfindlichkeit nur zu gut, mit dem ſich das Nahen der neuen Idee anzukündigen pflegt.

Dazu die heitere, warme Spätherbſtſonne, die freundlich helfen zu wollen ſchien, ſeine Früchte zu reifen. Die ſtill zuſchauende Umgebung des verſchwiegenen Buchenwaldes, die ſanft melodiſchen Konturen der Rügenſchen Küſte, als Staffage ſeiner Stimmungen. —

Hie und da grollte in ſeinem Traum der Donner der unlängſt durchſchifften Ozeanwogen, leuchteten die Schneewüſten und Felseinſamkeiten der Nordlandsküſte hinein. Und das Meer, das er mit Zarathuſtra-Nietzſche befahren hatte, ließ noch immer ſeinen rätſelhaften Rhythmus in ihm nachklingen.

* * *

Fritz Berting ſaß unter einem der großen knorrigen Eichbäume, die auf dem freien Sandplatz vor dem Hotel, als einziger Reſt ehemaliger Waldespracht, übrig geblieben waren, als der Portier kam und ihm einen Brief überreichte. Der Poſtſtempel und die etwas ungelenke Handſchrift der Adreſſe ſagten ihm, von wem der Brief komme.

Alma ſchrieb:

„Mein lieber Fritz!

Habe vielen, vielen Dank für die hübſchen Karten, die Du mir unterwegs geſchrieben haſt. Ich habe mich immer ſo gefreut, wenn eine kam und bin gleich an das

Schaufenſter des Buchhändlers gelaufen, wo Du Deine Bücher kaufteſt. Dort iſt jetzt eine große Karte ausgeſtellt, da konnte ich einige von den Orten finden, wo Du geweſen biſt. Habe auch herzlichen Dank, daß Du mir Deine jetzige Adreſſe mitgeteilt haſt, nun kann ich Dir doch endlich auch einmal etwas wiſſen laſſen. Es hat mir ſo herzlich leid gethan, daß Du nicht ganz wohl wareſt. Bitte, lieber, lieber Fritz, werde nicht krank! Wenn Dir etwas zuſtieße, das könnte ich garnicht ausdenken. Leben möchte ich dann auch nicht weiter. Was bin ich denn ohne Dich? — Schreibe mir nur recht bald, oder komme ſelbſt! Ich bin ſchon ganz krank vor Sehnſucht. Herr Lehmfink fand neulich, als er mich auf der Straße ſah, daß ich recht elend ausſähe. Das kommt nur von der Sehnſucht, weiter iſt es nichts.

Nun muß ich Dir noch etwas recht Trauriges erzählen, lieber Fritz. Ludwig Glück ſchrieb neulich an mich. Es waren nur ein paar Zeilen mit Bleiſtift. Er lag nämlich wieder im Hoſpital. Ich möchte doch nur um Chriſti Barmherzigkeit willen kommen, es gehe mit ihm zu Ende.

Ich weiß, Du wirſt mir nicht böſe ſein, daß ich hingegangen bin. Höre nur, wie alles weiter kam. Ludwig hatte wieder ſein Blutſpucken bekommen. Er war ja ſo ſchwach auf der Bruſt ſchon als junger Menſch. Der Krankenwärter ſagte mir auch gleich, lange habe er nicht mehr zu leben. Ludwig freute ſich ſehr, daß ich zu ihm gekommen bin. Wir haben dann lange geſprochen von der Zeit, wo er mit uns im Hauſe lebte,

von meinen Eltern, und allem, was man gemeinſam erfahren hat. Er ſagte mir auch noch einmal, wie ſehr er mich immer geliebt hat. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte ſehr weinen, wie der arme Menſch ſo redete. Dann meinte der Arzt, ich müſſe gehen, weil es ihn ſo aufregte. Am nächſten Morgen kam ich wieder, aber da war Ludwig ſchon tot. Sie ſagten mir, er ſei gegen Mitternacht heimgegangen.

Ich war ſehr betrübt. Ludwig iſt doch ein guter Menſch geweſen, und ich muß ihm für ſo manches dankbar ſein. Ich bin auch mit zu Grabe gegangen, er hatte ja ſonſt keine Seele hier, die nach ihm fragte.

Wegen eines Grabſteins hätte ich gern an Dich geſchrieben, lieber Fritz, ob Du erlaubſt, daß ich einen anſchaffe, aber ich wußte ja damals Deine Adreſſe noch nicht. Ich wollte nämlich von dem Gelde, das ich verdiene, ihm einen Stein ſetzen laſſen aufs Grab mit ſeinem Namen und einem Spruch. Nun machten ſie mir aber deshalb viele Schwierigkeiten. Als ich mir keinen Rat mehr wußte, da bin ich zu Herrn Lehmfink gegangen. Der war ſo freundlich, alles in Ordnung zu bringen. Der Stein iſt ſchon in Arbeit. Herr Lehmfink läßt Dich grüßen.

Ach, komme nur recht bald zurück, mein lieber, lieber Fritz. Acht ganze lange Wochen ſind es nun ſchon, mir kommt es vor wie ein Jahr, daß Du weg biſt. Die neue Wohnung von mir iſt viel hübſcher, als

die alte, und die Leute ſind auch anſtändiger hier. Wenn Du nur erſt da wäreſt!

Es grüßt und küßt Dich viel tauſendmal Deine Dich innig liebende

Alma Lux."

Als Fritz dieſen Brief zu Ende geleſen hatte, litt es ihn nicht länger auf ſeinem Platze unter der Eiche. Er hatte zwar eine Verabredung mit Frau Annie zum Spazierengehen; aber der Gedanke an dieſe Gönnerin war ihm mit einem Male peinlich geworden.

In der offenen Veranda des Hotels, an der er vorbei mußte, um nach dem Walde zu gelangen, ſaßen einige von Frau Eſchauers Bekannten. Die jungen Leute riefen ihn an, er möge zu ihnen hinauf kommen. Fritz dankte und ſchritt eilig weiter. Er hörte etwas wie: „Annies Dichterbaby" hinter ſich dreinſchallen und das übermütige Gelächter der Berliner.

Dieſe Menſchen wußten nicht, wie ſie ihm den Entſchluß erleichterten, den er ſoeben gefaßt hatte, zu reiſen.

Almas Brief war für ihn geweſen wie ein Ruf. Im Innerſten ergriffen fühlte er ſich von ihren Zeilen, die für ihn ſo unendlich viel Unausgeſprochenes enthielten. Die ganze Perſönlichkeit in ihrer Natürlichkeit, das kindergute Vertrauen, die unaufdringliche Herzensgüte des Mädchens ſtanden dahinter. Noch ſoviele großtönende Worte hätten ihm nicht die Gewißheit geben können, die ihm dies gab, daß er geliebt werde, daß ein einfaches gutes Herz in Zärtlichkeit und Treue für ihn ſchlage. Was wollte er noch mehr! —

Fritz hatte eine bewaldete Anhöhe erſtiegen, die den Ausblick geſtattete auf ein Stück der ins Meer hinausſtrebenden Küſte. Er ſetzte ſich auf die Bank und ließ ſeinen Blick der ſchön geſchwungenen Uferlinie folgen. Schlichte, liebliche deutſche Landſchaft. Graugrünliches Meer, ein blaßblauer Himmel darüber hin mit weißen Federwolken. Buchenkronen, herbſtlich ins Braunrot übergehend, brachten den einzigen lebhafteren Ton in die helle Palette dieſes Freilichtgemäldes.

Seine Gedanken waren weit weg. Die Eindrücke der letzten Wochen ſchienen mit einem Male verwiſcht. Der Brief zauberte ihm das Angeſicht des Mädchens, das faſt ſchon zu verblaſſen angefangen hatte, in greifbarer Körperlichkeit vor die Sinne. Alles was ſein Auge umfaßte an Schönheit, gab nur einen Rahmen ab für das Bild der Geliebten.

Hier in der Einſamkeit von Himmel, Wald und Meer empfand er es ſtark und innig: ſeine ſchlichte, gute, warmherzige, treue Alma war es, die er liebte. Ein Stück Menſch gewordene Natur war dieſes Kind aus dem Volk, rein und geſund wie die Luft. Ein Reinigungsbad, herzſtärkende Erquickung würde ſie ihm ſein in ihrer Friſche nach der Überſättigung des raffinierten flauen Schlaraffenlandes, in welchem er jetzt vegetierte. Was bedeutete es ihm, daß dieſes Mädchen einen mangelhaft ſtiliſierten und nicht durchweg logiſchen Brief ſchrieb! Da doch jede Zeile bewies, daß ſie die große weibliche Liebeslogik des Herzens beſitze.

Fritz Berting erhob ſich und ging noch tiefer in den Wald hinein, denn einige hundert Schritte weiter unten hatte er eine rote Toilette durch die grauen Stämme ſchillern ſehen. Er argwöhnte, daß es Annie ſei, die ſich aufgemacht habe, ihn zu ſuchen. Er wollte ſie jetzt nicht ſehen. Schwierig genug würde es werden, ihr begreiflich zu machen, daß er abreiſen müſſe.

Er wandelte auf einem ſchmalen Pfade, der vielleicht nur ein Wildwechſel war, durch den Urwald. Alles führte ihn zu Alma zurück. In der träumeriſchen Schönheit, in der natürlichen Friſche um ihn her war ſie. Das ſanfte Rauſchen der Baumkronen, der würzige Duft des Mooſes, die Kühle des beſchatteten Erdreichs, die luſtigen, huſchenden Schatten- und Lichtflecken an den Stämmen, alles was lieblich, freundlich, heiter und ſonnig war, erinnerte an ſie.

Er dachte an das letzte Zuſammenſein mit ihr. Es war ein linder Auguſtabend geweſen. Sein Zug ging kurz nach Mitternacht; es lohnte nicht, zu Bett zu gehen. Zum letzten Male waren ſie beiſammen in den Räumen, die ihnen über ein Jahr lang Obdach gewährt hatten. In ſeiner Abweſenheit ſollte das Mädchen umziehen.

Alma weinte bitterlich. Er ſetzte ihr wohl zum zehnten Male auseinander, aus welchen Gründen dieſer Umzug nötig ſei. Alles, was er nur erſinnen konnte, brachte er vor an Troſtgründen, um ihr den Übergang in die neuen Verhältniſſe zu erleichtern. Er wußte ja, was ihre geheime Furcht war: daß er ihr fremd werden,

daß das Verhältnis gelockert werden könnte, wenn er nicht mehr mit ihr zuſammen wohnen würde.

Da warf ſie ſich ihm mit einem Male leidenſchaftlich begehrend um den Hals. Das ſanfte, ſchämige Geſchöpf wie verwandelt! Plötzlich war ſie die Heiße, Liebeglühende geworden, die ſich anbot, rückhaltlos fordernd. Mann und Weib hatten die Rollen vertauſcht. Er wurde von ihr hingeriſſen, verführt, überwältigt. Für einmal vergaß er unter ihren trunkenen Liebkoſungen alle Vorſicht, angeſteckt von ihrem Taumel.

Der bittere Abſchied war in ein Freudenfeſt verwandelt. Keine Spur mehr von Klagen und Thränen. Sie ſchien im Innerſten beglückt, ruhig und heiter. Er ſah noch den Ausdruck triumphierenden Glückes, hörte den zuverſichtlichen Ton ihres: „Auf Wiederſehen, mein Fritz!“, als es zum Abſchiednehmen gekommen war in jener linden Auguſtnacht.

Und eine gewaltige, verwirrende Sehnſucht erfaßte ihn, nach jenen Armen, die ihn damals ſo ſtark und feurig umſchlungen hatten. —

Bei Tiſch erſt ſah Berting Frau Annie wieder. Die Hotelgeſellſchaft ſaß familienweiſe an kleinen Tiſchen in dem geräumigen Speiſeſaale verteilt. Von Anfang an hatte Fritz mit dem Ehepaar Eſchauer und Theophil geſeſſen. Der Bankier war heute abweſend, auf einem jener Ausflüge, über welche die Eingeweihten verſtändnisvoll lächelten.

Fritz hatte Annie gegenüber ſein plötzliches Verſchwinden am Morgen damit entſchuldigt, daß er brieflich

unangenehme Nachrichten erhalten habe. Er ſei allein ſpazieren gegangen, in der Beſorgnis, ein ſchlechter Geſellſchafter zu ſein. Die Mitteilung, daß er zu verreiſen gedenke, wollte er auf dieſe Weiſe bei ihr vorbereiten. Übrigens wurde ſeine Entſchuldigung mit ſkeptiſchem Lächeln aufgenommen.

Bei dieſem Mittageſſen ging es ſtiller zu, als man es ſonſt an Frau Annies Tiſch gewohnt war. Es machte faſt den Eindruck, als ſei ſie ernſtlich beleidigt, weil ihr verzogener Günſtling ſich erlaubt hatte, ohne Urlaub ſelbſtändig in den Wald zu gehen.

Auch Fritz fühlte ſich aus einem ganz beſonderen Grunde verſtimmt und beunruhigt. Bei ſeiner geplanten Abreiſe machte ihm der Geldpunkt Schwierigkeiten. Bisher hatte er als Theophils Reiſebegleiter gegolten, und ſich darum kein Bedenken zu machen brauchen, wenn für ihn alles ausgelegt ward. Wurde dieſes Verhältnis nicht durch ſeinen plötzlichen Aufbruch gelöſt? Jedenfalls war der Gedanke nicht angenehm, Theophil um Bezahlung der Rückfahrt zu bitten. Auf der anderen Seite aber wußte er, daß das, was er im Portemonnaie hatte, nicht einmal zu einem Billet dritter Klaſſe reichen würde.

Auch Theophil Alois war heute ſchweigſam, hüllte ſich in den Mantel düſterer Tragik und Gedankenſchwere. Daß die von ihm verehrte Schöne eines anderen Braut war, gab ihm neuerdings die Möglichkeit, ſich als Mitwirkender in einem „dreieckigen Verhältnis“ ganz auf der Höhe des fin de siècle zu fühlen.

Die Braut mit ihren Eltern, einem Bruder und dem Bräutigam ſaßen am Tiſche nebenan. Theophil Alois hatte ſeine Blicke daher nur dort drüben. Bei dem jungen Mädchen allerdings war es ſchwieriger feſtzuſtellen, wen von beiden ſie anſchmachte, ob den Verehrer, oder den Bräutigam; ja, infolge ihrer Augenſtellung ſchien es ihr möglich gemacht, mit beiden zugleich zu liebäugeln.

Nach Tiſch trafen Fritz Berting und Annie einander auf der Strandpromenade. Er ſagte ihr, daß er genötigt ſei, abzureiſen. Indem er den Verſuch machte, möglichſt unbefangen dreinzublicken, erzählte er, ſein beſter Freund Doktor Heinrich Lehmfink ſei ſchwer erkrankt und rufe ihn an ſein Lager.

Annie ſah ihn ſpöttiſch von der Seite an. „Wann haben Sie denn das erfahren?“ fragte ſie.

„Heut früh erhielt ich einen Brief von ihm.“

„Ihr Freund ſchreibt eine merkwürdig ungebildete Handſchrift. Ich hätte eher auf eine Köchin geraten oder ein Stubenmädchen, nach der Adreſſe. — Alſo ihr armer Freund iſt ſo krank und ſchreibt Ihnen trotzdem lange Briefe?“

Fritz war mehr wütend als verlegen. Er fragte, ſeit wann denn ſeine Korreſpondenz kontrolliert werde.

„Der Brief lag ja den ganzen Morgen über beim Portier. Von welchem Frauenzimmer ſtammt er denn?“

Er überlegte einen Augenblick, ob er die Notlüge noch länger aufrecht erhalten ſolle; ſie erſchien ihm ſeiner und auch Almas nicht würdig.

„Der Brief ſtammt von einem ſehr lieben, guten Mädel.“

„Und dieſe Küchenfee, oder was ſie ſonſt iſt, befiehlt Ihnen zurückzukehren?“

Fritz ſchwieg verächtlich auf dieſe Frage.

„In Gottes Namen reiſen Sie!“ rief Annie in giftigem Tone. „Kehren Sie in die Arme dieſes edlen Geſchöpfes zurück. Welcher Art die Muſe iſt, von der Sie ſich inſpirieren laſſen, konnte man ja ahnen!“

Er blickte ſie erſtaunt an. Was hatte das zu bedeuten? Annie, die Überlegene, die Kühle, ſo die Haltung verlierend! — Ihr Geſicht war ganz verändert, die Augen funkelten, um den Mund aber zuckte es verräteriſch, als könne ſie im nächſten Augenblick in Weinen ausbrechen.

Er ahnte dunkel, was es ſei, das ſie ſo aus allem Gleichgewicht warf. Dieſe Erkenntnis ſtimmte ihn milder.

Annie hatte ſich inzwiſchen wieder gefaßt. In einem ganz anderen, beinahe elegiſchen Tone ſagte ſie:

„Schade! Es war ſo nett. Ich hatte mich ſo an Sie gewöhnt, Fritz. Ich dachte, ich könnte Sie gleich von hier mitnehmen nach Berlin.“

Er dankte ihr für ihre Güte. Er werde niemals vergeſſen, was ſie an ihm gethan habe. Es thue ihm ſehr leid, wenn er jetzt ſcheinbar wie ein Undankbarer handle, indem er ſie verlaſſe . . .

Annie unterbrach ihn mit einem Gelächter, das für Ausgelaſſenheit, die es bedeuten ſollte, ſehr unnatürlich klang. Wenn er ſich für unentbehrlich halte, dann täuſche

er ſich gewaltig. Damit er ſehe, daß ſie ſeiner Abreiſe nicht das geringſte in den Weg lege, bitte ſie um die Erlaubnis, ſeine Fahrkarte bezahlen zu dürfen.

Fritz errötete. Er ſchämte ſich für Annie. Sie war im Grunde eben doch nicht anders als ihre Umgebung. Geld war der Maßſtab von allem, gab den Ausſchlag in allem.

Er dankte für die freundliche Abſicht, ihm das Billet zu bezahlen; er beſitze aber eine goldene Uhr, die er ſchlimmſten Falls verkaufen oder verſetzen könne. Dann nahm er kurzen Abſchied von ihr.

Berting mußte an ein Wort denken im Zarathuſtra. Wie hieß es da gleich im Kapitel von der Keuſchheit:

„Iſt es nicht beſſer, in die Hände eines Mörders zu geraten, als in die Träume eines brünſtigen Weibes?“ —

* * *

Fritz hatte Alma nichts wiſſen laſſen von ſeinem Kommen. Die geplante Überraſchung gelang vollkommen. Im zeitigen Abend traf er ein, begab ſich vom Bahnhof aus ſofort in die neue Wohnung, klopfte an die Zimmerthür und trat ein.

Er hatte doch nicht gedacht, daß ſie ſich ſo freuen würde. Sie wußte buchſtäblich nicht, was beginnen, lachte und weinte abwechſelnd, umarmte ihn, klatſchte in die Hände, umarmte ihn wieder. Dann, als ſie angefangen hatte, ihr Glück zu faſſen, zeigte ſie ihm die Wohnung.

die er ja noch garnicht kannte. Es war alles viel gemütlicher als in der früheren; das Zimmer klein, einfach möbliert, aber sauber. Nebenan befand sich eine Schlafkammer mit schräg abfallender Wand, durch das Dach gebildet. Die Wohnung lag vier Treppen hoch. Das angenehmste daran war, daß die zwei Zimmer ganz für sich lagen. Die Quartierwirtin wohnte am anderen Ende eines langen Korridors.

In einer Vase auf dem Tisch stand ein Rosenstrauß. Alma erzählte, daß sie den von Doktor Lehmfink habe. Der Gute habe ihr auch beigestanden gegen Frau Klippel, die beim Umzug noch allerhand Forderungen geltend gemacht hätte. Kurz, sie wisse garnicht, wo sie ohne Herrn Lehmfink in dieser schwierigen Zeit geblieben wäre.

Fritz behauptete, eifersüchtig zu sein auf Lehmfink. Er sei deshalb so plötzlich zurückgekehrt, damit Alma ihm nicht gänzlich untreu werde. Das Mädchen faßte seine Worte nicht als Scherz auf. Sie verteidigte sich lebhaft; es sei sehr unrecht von Fritz, so etwas von ihr und dem Freunde zu denken. Fritz mußte sie beruhigen. Morgen früh werde sein erster Gang zu Heinrich Lehmfink sein, ihm zu danken für alles, was er in seiner Abwesenheit für Alma gethan habe. Schnell war diese kleine Wolke des Mißverstehens vorübergezogen.

Dann überlegte man, wie man den Abend zubringen wolle. Auf irgend eine Weise mußte Fritzens Rückkehr doch gefeiert werden. Geld war nicht da. Sein letztes Fünfzigpfennigstück hatte Fritz soeben dem Dienstmann ge-

geben, der ſein Gepäck hierher gebracht. An Stelle ſeiner goldenen Uhr trug er einen Pfandſchein in der Weſtentaſche. Und nun geſtand auch noch Alma, daß ſie Schulden gemacht habe. Das, was Fritz ihr bei ſeiner Abreiſe zurückgelaſſen hatte, an barem Gelde, war trotz größter Sparſamkeit draufgegangen. Aber glücklicherweiſe hatte der Kaufmann an der Ecke ein Einſehen gehabt, gab ihr, was für den täglichen Lebensbedarf notwendig war, auf Kredit.

Fritzens Hoffnung in dieſer ſchwierigen Lage war Weißbleicher. Der Verleger mußte ihn auszahlen. Er konnte es wohl auch, denn überall unterwegs hatte Fritz mit Befriedigung ſein Buch unter den Novitäten ausliegen ſehen.

Man ließ ſich durch die augenblickliche Ebbe in der Kaſſe nicht die Laune verderben. Alma ſprang ſchnell hinüber in den Kaufmannsladen, beſorgte eine Flaſche Wein und einige Leckerbiſſen, von denen ſie wußte, daß Fritz ſie mochte, und machte ſich daran, den Tiſch zu decken.

Berting lag auf dem Sofa und träumte in den ſinkenden Abend hinein. Es war ſchön, wieder hier zu ſein. Vor Almas trauten Zügen war doch etwas über ihn gekommen, wie Heimatsgefühl. Er betrachtete ſie durch die halbgeſchloſſenen Augenlieder. Sie kam ihm reizend vor.

Alma mochte annehmen, daß er ſchlummere. Wiederholt ſah er ſie vor ſich hin lächeln, und während ſie leichten Schrittes in dem engen Raume umherging, ſummte ſie die Melodie eines Kinderliedchens vor ſich hin.

Welch ein glücklicher Menſch ſie war! Wie zufrieden in ihrem kleinen Gebiete!

Er ſann einem Worte nach, das am beſten die Eigenart ihrer Perſönlichkeit wiedergegeben hätte. Lieblichkeit wäre zu wenig geweſen; es deckte nicht alle ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten, das heimlich Verhüllte, Gedämpfte des Mädchens, in dem, wie in der Knoſpe die Frucht, das Weib eingeſchloſſen liegt. Sie ſtand auf der Grenze, darin lag vielleicht das Geheimnis ihres Zaubers. Ihr Leib mit ſeinem keuſchen Schmelz, ſo ganz mädchenhaft; aber aus ihren Augen blickte das Wiſſen des liebenden Weibes. Ihr ganes Weſen ſtrahlte das Glück wieder geſunder Befriedigung.

Sie war mit dem Decken des Tiſches fertig geworden. Zuletzt kam noch Lehmfinks Roſenſtrauß darauf. Es ſah ganz feierlich aus.

Fritz erhob ſich, er hatte Appetit. Während man aß, ließ er ſich von Alma erzählen, wie ſie ihre Tage zugebracht habe. Einförmig genug war's geweſen. Und dann die traurige Epiſode mit Ludwig Glück.

Alma verlor einige Thränen, als ſie der letzten Unterredung mit dem Unglücklichen gedachte. Aber Fritz hatte doch den Eindruck, als habe der Tod Ludwig Glücks keine tieferen Spuren bei ihr zurückgelaſſen. Höchſtens war das Mädchen durch dieſen Verluſt bewußter geworden. Vielleicht war die größere Innigkeit ihres Weſens, ihre Zärtlichkeit gegen den Geliebten, auf dieſes aufweckende Erlebnis zurückzuführen. Wenn dem ſo war, dann

hätte er Grund gehabt, dem toten Manne dankbar zu ſein.

Dieſer Schatten beherrſchte nur für kurze Zeit die Stimmung. Alma deckte den Tiſch ab, nachdem man zu Ende gegeſſen hatte. Eine Lampe wurde nicht angezündet, obgleich die Dämmerung längſt angebrochen war.

Sie ſprachen von der Zukunft. Fritz wollte ſich eine Wohnung ſuchen. Es zuckte ihm in den Fingern nach der Feder. Geld wollte er verdienen die ſchwere Menge. Alma ſollte es beſſer haben in Zukunft. Er ſtreichelte ihre Hände und ſagte, er werde es nicht dulden, daß ſie ſich die Finger weiter ſo zerſteche.

Alma war ſtill. Sie hatte ihren Kopf gegen ſeine Schulter gelehnt und blickte träumeriſch in die Ferne. Der tief verſonnene Ausdruck ihrer Züge fiel ihm auf. Ihre Gedanken mußten weit, weit weg ſein. Er zog ſie an ſich, küßte ſie auf Augen und Mund; ſie lächelte verloren, als fühle ſie es nur wie im Traum.

Ein letzter Strahl des ſcheidenden Tageslichtes fiel durch das einzige Fenſter in die kleine Stube. Vor ihnen der Roſenſtrauß atmete betäubenden Duft aus. Des Raumes Tiefen waren ſchon der Dunkelheit verfallen. Die Welt ſchien zuſammengekrochen in eine Nußſchale. Er und ſie wieder einmal die einzigen Menſchen! —

Er fühlte das Pulſieren des Blutes durch ihr Kleid. Seine Finger ſuchten den Gürtel zu löſen. Sie wehrte ihm mit ſanfter Hand.

Was hatte ſie? Was widerſetzte ſie ſich mit einem

Male ſeiner Zärtlichkeit? Empfand ſie keine Sehnſucht nach dem lang entbehrten, hohen Glück? Was hatte ſein Mädchen plötzlich ſo ſpröde gemacht? —

Ein Zittern ging über ihren Leib, ſie ſchlang den Arm um ſeinen Hals und brachte ihr Geſicht dicht an das ſeine. Feſt und feſter preßte ſie ſich an ihn, ſuchte bei ihm Schutz, vor ihm ſelbſt gleichſam. Außerordentliches mußte in ihr vorgehen. Wie ein Fieber hatte es ſie erfaßt. Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirn, die Hände waren kalt, heiß traf ihr Atem ſein Geſicht. Sie müſſe ihm etwas ſagen, flüſterte ſie ihm ins Ohr.

Er erſchrak heftig. Nur das nicht! Nur um Gottes willen nicht das! — — —

„Iſt es . . . . . biſt du?“ . . . . . .

Zur Antwort ſchmiegte ſie ſich nur inniger an ihn, nickte lächelnd mit geſchloſſenen Augen.

Ihm war zu Mute, als müſſe er aufſpringen und ſie von ſich ſtoßen. Ein Abgrund that ſich vor ihm auf. Daraus grinſte ihn etwas Niegeſehenes, Unförmiges, Entſetzliches höhnend an, daß ſich ihm die Haare heben wollten.

Er durch Alma Vater! Wie das Rollen unterirdiſchen Donners mahnten ihn furchtbare Möglichkeiten.

Alma hielt ihn, da er ſich losmachen wollte, feſt, herzte und küßte ihn. Nun ihr Geheimnis am Tage war, ſchien alle Sprödigkeit von ihr gewichen. An jene Stunde innigſter rückhaltloſeſter Vereinigung erinnerte ſie ihn, die ſie genoſſen hatten, ehe er abreiſte. Damals war es ge-

ſchehen. Er hörte aus ihren Worten den ſeligen Triumph des Weibes, das ſeinen heißeſten Wunſch erreicht hat.

Nicht der Schmerz des Abſchiedes alſo war es geweſen, wie er Thor geglaubt hatte, was ihrer Liebe an jenem linden Sommerabende die verzehrende, rückſichtsloſe, elementare Kraft verliehen, die auch ihn völlig berauſcht, ihn zum willenloſen Diener ihres Verlangens gemacht hatte.

Er hätte es ſich ja denken können, denken müſſen! Sie ſtrebten ja alle nach dieſem einen! Hingabe ſchien es, freie Hingabe um des Glückes willen, einander anzugehören. Und was ſie im Grunde wollten, war: Mutterſchaft.

Es ſtieg etwas auf in ihm wie Abſcheu, wie Furcht vor ihrem Leibe, der ein unheimliches, grauenerweckendes Geheimnis enthielt. Dort in verborgener Tiefe wuchs etwas heran, ungewollt von ihm, ſchon ein Teil von ihr, würde bald ſich ankünden, Rechte geltend machen, auch gegen ihn — ſchrecklich!

Betrogen kam er ſich vor, überliſtet. Der Duft der Liebe war dahin, das Grünende, Frühlingsmäßige ihres freien Verhältniſſes. Nun kam allerhand Ekelhaftes: Kindesnöte, Familienſorgen. Nun fielen die Blätter der Knoſpe unrettbar. So war es Naturgeſetz. Ihm graute vor der ehernen Unentrinnbarkeit dieſer Entwickelung.

Er hätte Alma haſſen können. Alſo das hatte der verſonnene Blick, die geſättigte Ruhe, ihr ganzes glückſeliges Weſen zu bedeuten gehabt! Das war der Sinn des heimlichen Triumphes geweſen, der aus ihren Augen geleuchtet!

Sie hielt ihn noch immer umſchlungen. Schwerlich ahnte ſie, welchen Sturm widriger Empfindungen und Ängſte ihr Geſtändnis in ihm wachgerufen hatte. Denn niemals werden die Geſchlechter einander darin verſtehen.

Fritz löſte die Arme, die um ſeinen Nacken lagen. Ihre Zärtlichkeit hatte einen ſehr bitteren Geſchmack für ihn bekommen.

* * *

Da er noch kein Quartier hatte, mußte Fritz die Nacht bei Alma verbringen. Am nächſten Morgen war ſein erſtes, auszugehen, um ſich eine Wohnung zu ſuchen. Er brauchte den ganzen Vormittag, bis er endlich etwas gefunden hatte, das ſeinen Wünſchen einigermaßen entſprach. Und ſchließlich nahm er das Zimmer nur, um das ſchreckliche Gefühl los zu ſein, obdachlos auf der Straße umherzuirren.

Ein trauriger Tag! Die Wolken hingen tief; es rieſelte. Die ganze Stadt in den fahlen Trauerkrepp gehüllt dichten Nebels. Nirgends ein erfriſchender Farbenton; alles ſtumpf, leichenfarben, als ſei das Licht begraben worden. Die Straßen voll Schmutz, die Menſchen mit langen, verdrießlichen Geſichtern. Die Häuſer kahl, aſchfarben. Mit grauem Pinſel war eine Rieſenfauſt über das Angeſicht der ſchönen Stadt hinweggefahren, hatte Duft und Glanz und Grazie ausgelöſcht; man konnte glauben für alle Zeit.

War Fritz Berting dazu aus der wehenden Freiheit des nordiſchen Meeres, aus der Lieblichkeit Rügenſcher Landſchaft hierher zurückgekehrt, um dieſe Farbloſigkeit, dieſe troſtloſe Kälte der Stimmung in rußiger Straßenenge zu finden? —

Ein Beſuch beim Verleger brachte ihm auch keine Beſſerung ſeiner Laune. Weißbleicher gab zwar zu, daß das „Geſchlecht“ leidlich gegangen ſei, ſo daß für den Weihnachtsmarkt ſich der Druck einer neuen Auflage nötig mache; doch wies er dem Autor an der Hand der Bücher nach, er habe bereits ſoviel Vorſchuß auf den Roman erhalten, daß die Summe, die ihm jetzt noch zukomme, nur wenige hundert Mark ausmache.

Fritz, der auf ein weit größeres Honorar gerechnet hatte, ſagte ſich, als er den Verleger verließ, daß er mit dem einkaſſierten Gelde bei größter Sparſamkeit nicht einmal bis Weihnachten reichen werde, jetzt, wo er die Koſten zweier Haushaltungen zu beſtreiten hatte.

Was aus alledem noch werden würde? Er mochte ſie gar nicht zu Ende denken, die düſteren Möglichkeiten, die von allen Seiten ſich auftürmten. Das, was er geſtern Abend erfahren hatte, verfolgte ihn überall hin, lag wie ein beängſtigender, Vernunft und Lebensmut vernichtender Alp auf ihm.

Jetzt in ſeine Wohnung gehen, auspacken, ſich einrichten, womöglich, wie ihm der Verleger geraten hatte, ſich hinſetzen und einen neuen Roman beginnen — undenkbar!

Einen Augenblick lang fühlte er ſich verſucht, in das nächſte beſte Reſtaurant zu treten, um ſich einen Rauſch anzutrinken. Nur vergeſſen, nur über dieſe entſetzlich quälende, zermürbende Stimmung hinwegkommen! —

Oder ſollte er Lehmfink aufſuchen? was nach ſo langer Abweſenheit ja nur natürlich geweſen wäre. Ob der ſchon etwas wußte? Er war in der letzten Zeit mehr als einmal mit Alma zuſammengekommen. Und wenn er noch nichts wußte, ſollte man es ihm ſagen? Der Gedanke an Heinrich Lehmfink mit ſeiner ſtrengen Moral vermehrte Fritzens Unruhe.

Durch Alma hatte Fritz erfahren, daß Lehmfink kürzlich von der Stadt weg in einen ſelbſtändigen Vorort gezogen war. Er beſchloß, ihn dort noch am Nachmittage aufzuſuchen.

Die Pferdebahn brachte ihn in einer knappen Stunde in das Städtchen. Auf dem Gemeindeamt war die Adreſſe von Doktor Heinrich Lehmfink ſchnell feſtgeſtellt. Wenn man von den Fabrikeſſen abſah, die hie und da in der ſchmalen Schlucht auftauchten, war es hier halb wie auf dem Lande. Steinbrüche, Mühlen, einzelſtehende Gehöfte, in bunter Abwechſelung. In ſteilem Hange fiel verräuchertes Felsgeſtein zu einem vielgekrümmten Waſſerlaufe ab. Nahe Kohlengruben hatten Anſiedlung der Induſtrie an dieſem Orte begünſtigt.

Lehmfink hatte ſich etwas abſeits geſetzt von den Eſſen und Schlackenhaufen. Er wohnte bei einem Handelsgärtner. Das Haus ſtand mit dem Rücken gegen den Felſen, nach

Süden lag es offen über einem Gartengrundstück. Man schritt an Obstbäumen, Spargelanlagen und Beerensträuchern vorüber, ehe man an das mit Spalieren überzogene, einfache Häuschen gelangte.

Fritz entsann sich, daß Heinrich Lehmfink öfters davon geschwärmt hatte, aufs Land hinauszuziehen, um dem unnatürlichen Stadtgetriebe zu entfliehen. Er habe Sehnsucht nach grünen Fensterläden. Nun hatte er erreicht, wonach er sich gesehnt.

Der Freund war nicht zu Haus. Sein Quartierwirt, ein redseliger, älterer Mann erklärte jedoch: der Herr Doktor werde kaum lange auf sich warten lassen. Jeden Morgen fahre er in die Stadt in seine Redaktion und komme zu einer bestimmten Stunde nachmittags zu Fuß wieder zurück. Fritz wurde aufgefordert, den Herrn Doktor zu erwarten und einstweilen Platz zu nehmen.

Berting sah sich in dem hellen, geräumigen Zimmer um, das deutlich den Stempel der Mietswohnung trug und dabei doch nicht ungemütlich war. Gut erhaltener Hausrat aus der Biedermeierzeit, dazu eine Büchersammlung, die Lehmfink sich allmählich erworben hatte. Bücher machen jedes Zimmer wohnlich. Es geht von ihrer stummen Anwesenheit eine Sprache aus: das Bewußtsein vielleicht, daß hier Seelen im leisen Schlafe ruhen, Geister, die man jederzeit anrufen kann; sie werden Antwort geben.

Die Bildwerke im Zimmer waren Eigentum dessen, der es bewohnte. Da war eine Goethebüste auf dem Schreibtischaufsatze; eine Photographie von F. Th. Vischer

mit eigenhändiger Unterſchrift, ein koſtbarer Stich nach einem Bismarckbilde von Lenbach, das charakteriſtiſche Porträt C. F. Meyers nach Stauffer-Bern und ein paar Holzſchnitte Thomas.

Dieſe wenigen Bildniſſe genügten, dem ganzen Raume eine ſtark perſönliche Note zu geben. Man ſah es, hier wohnte ein einfacher, in ſeinen Mitteln beſchränkter Menſch, der ſich doch nicht zum Verzicht hatte bringen laſſen auf den edelſten Schmuck, die Symbole jener Geſtirne, die ſeinem Leben voranleuchteten.

Der redſelige Quartierwirt behielt recht, Doktor Lehmfink ließ nicht lange auf ſich warten. Trotz des Regens war er zu Fuß gekommen. Spaßhaft ſah er aus mit ſeinem verregneten Hütchen, dem Wettermantel von zottigem Loden über dem Jägeranzuge. Sein Vollbart — den er ſich inzwiſchen hatte ſtehen laſſen — triefte. Er ſah einem Pudel ähnlicher denn je, und diesmal ſogar einem begoſſenen.

Heinrich Lehmfink begrüßte den Freund aufs herzlichſte. Er ließ die Thür offen zum Nebenzimmer, damit man ſich unterhalten könne, während er ſich umzog.

Fritz mußte erzählen von ſeiner Reiſe. Lehmfink hatte niemals das Meer geſehen. Das ſei die ſchlimmſte Seite ſeiner Armut, daß er, dem Natur und Freiheit über alles gehe, an den Schemel des Schreibpultes geſchmiedet ſei. „Um einen Schritt bin ich der Natur übrigens doch näher gerückt,“ meinte er, nach dem Fenſter weiſend. „Wenn es nicht gerade nebelt, wie heute, würdeſt du hinter jenen Fabrikſchloten eine ganz nette Hügelreihe aufragen ſehen

mit Kiefern, Birken, Akazien. Und auf den Augenblick, wo hier unten die Pfirſichſpaliere blühen werden, freue ich mich ſchon jetzt wie ein Kind."

Dann erzählte er, daß ihm der Verlag des Blattes, für das er ſchrieb, nun endlich eine langerſehnte Erleichterung geſchaffen habe. Er brauche nur noch an beſtimmten Tagen der Woche in der Redaktion zu ſein, und habe dadurch mehr Zeit für ſeine eigene Arbeit. Worin dieſe Arbeit beſtehe, ſagte er nicht. Und Fritz, der ihm anmerkte, daß es ſich um Intimes handle, forſchte nicht weiter danach.

Inzwiſchen war Lehmfink mit ſeiner Toilette fertig geworden. Er holte einen Keſſel herbei für heißes Waſſer, dann den Spirituskocher, Theebüchſe und Taſſen. Während das Waſſer brodelte, zog er aus verborgenen Behältern allerhand Konſerven von Fleiſch und Fiſch. Auch Butter und Brot fanden ſich herzu. Es kam eine ganz einladende Mahlzeit zuſammen. Fritz ſtaunte über die Hausfrauentalente, die dieſer bärtige Junggeſelle entwickelte. Später machte Lehmfink Feuer im Ofen und zündete die Lampe an. Dabei erzählte er, ſein Wirt ſei Witwer, das Haus alſo ohne Frau. Um ſo glücklicher, daß er früh gelernt habe, in häuslichen Dingen einigermaßen auf eigenen Füßen ſtehen.

Fritz hatte nimmermehr gedacht, daß dieſer Tag, der ſo trübe angefangen hatte, ein ſo gemütliches Ende nehmen würde. Der Theekeſſel brodelte. In dem altmodiſch geräumigen Ofen von graublauen Kacheln, der mit Holz ge-

heizt werden mußte, brauſte, bullerte und krachte es gewaltig. Man nahm ſich Zeit mit dem Eſſen, in dem angenehmen Gefühl, keinen Kellner in der Nähe zu haben, der getrieben hätte. Die Unterhaltung bewegte ſich auf Gebieten, die den beiden von alters her gemeinſam waren: Kunſt, Wiſſenſchaft, Kultur. Natürlich erzählte man ſich auch Erlebtes; nur eines hatte man im Laufe des ganzen Abends noch nicht berührt, und das war gerade das, worüber Fritz mit ſeinem Freunde vor allem gern Rückſprache genommen hätte.

Als dann Lehmfink nach beendeter Mahlzeit den Tiſch abgeräumt hatte und ſich daran machte, aus allerhand vertrauenerweckenden Ingredienzien, wie Citronen, Zucker, Cognac, Rotwein und heißem Waſſer für den Novemberabend einen Steifen zu brauen, faßte ſich Fritz ein Herz und begann von dem zu reden, was ihm die ganze Zeit über ſchwer auf der Seele gelegen.

Er dankte dem Freunde für ſeine Hilfe, die er Alma in ſchwieriger Lage geleiſtet hatte. Lehmfink lehnte den Dank ab, es ſei ihm eine Freude geweſen, etwas für Fräulein Lux thun zu können. Er lobte das Mädchen und ihren echten Herzenstakt, der ſich in der Denkſteinangelegenheit wieder einmal glänzend bewährt habe.

Berting erſah aus Lehmfinks Worten, daß jener ganz unbefangen ſei. Man hätte ihm ja Almas Zuſtand verſchweigen können. Irgend eine Pflicht, ihn in dieſe delikateſten Dinge einzuweihen, lag nicht vor. Aber Fritz fühlte das Bedürfnis, ſich dem Freunde mitzuteilen. Die

trauliche Umgebung, Heinrichs aufgeräumtes Weſen, luden ein zu offener Ausſprache.

Mit wenigen Worten war das geſagt, was ſoviel enthielt. Gott ſei Dank, es war heraus! Viel von der Beklommenheit, die ihm ſeit geſtern Abend angehaftet hatte, ſchien mit dem Geſtändnis von ſeiner Seele genommen.

Die Wirkung auf Lehmfink war eine gänzlich andere, als Fritz erwartet hatte. Er zeigte ſich nicht erſchrocken, auch nicht entrüſtet, eher freudig überraſcht. Er beglückwünſchte den Freund.

Fritz blickte ihn verdutzt an, für einen Augenblick zweifelhaft, ob jener nicht Scherz treibe. Aber der Ausdruck des ehrlichen Geſichtes ſprach von tiefſtem Ernſt.

„Welch ein Glück für Alma und welch ein Glück auch für dich, Berting!“ ſagte Lehmfink, und ſeine Stimme zitterte leicht vor innerer Ergriffenheit.

„Aber lieber Freund!“ wandte Fritz unſicheren Tones ein, „ſiehſt du denn nicht, welche Laſt der Verantwortung dadurch auf mich gelegt wird?“

„Eine Verantwortung, die dir zum Segen werden wird, wenn du nur die richtigen Konſequenzen ziehſt, wenn du nur jetzt endlich thuſt, was deine Pflicht iſt, Berting.“

Eine Pauſe entſtand. Fritz wußte nun, was jener meine. Nur um das ſchwer laſtende Schweigen zu brechen, fragte er ſchließlich mit halblauter Stimme: „Du meinſt: heiraten?“ —

„Du mußt es nun. Darin ſehe ich das Gute für dich!“

Wieder eine längere Pauſe. Dann begann Fritz: „Für Alma könnte es vielleicht ein Glück ſein, ob aber für mich?“ — —

„Ich glaube, um dein Glück handelt es ſich jetzt gar nicht mehr, lieber Berting. Das iſt faſt eine Frage zweiter Ordnung geworden. Für dich handelt es ſich um die moraliſche Perſönlichkeit, mit dürren Worten geſagt: ob du ein anſtändiger Kerl bleiben willſt.“

Berting fuhr auf. „Das iſt ein wenig viel geſagt, Lehmfink! Du operierſt wie gewöhnlich mit den Begriffen: abſolut gut und abſolut ſchlecht, die ich nicht anerkenne, wie du weißt.“

Lehmfink fuhr, ohne auf Fritzens Einwand zu achten, fort: „Es mag ja viele Leute geben, die nichts darin finden würden, wenn du das Mädchen mit ihrem Kinde ſitzen ließeſt; ja, mancher wird dich für einen Narren erklären, wenn du mehr thuſt, als die geſetzlich beſtimmten Alimente zu zahlen. Dieſe urteilen, wie ſie es verſtehen, aus frivolſter Gedankenloſigkeit heraus. Dein eigenes Gewiſſen ſagt es dir, oder wird es dir ſagen, was du zu thun haſt. Es giebt eine ſittliche Ordnung — du lächelſt! Ich meinte nicht die Bibel, nicht einmal unſere Geſetzbücher. Das ungeſchriebene Geſetz meine ich, von dem Leute wie Kant, Goethe, Shakespeare auch etwas gewußt haben, wenn dir Moſes zu altteſtamentariſch und Luther zu geiſtlich iſt. Ich meine das primitivſte Pflichtbewußtſein, das jeder ungebildete Menſch in ſich trägt, das einfache Bewußtſein, daß man für ſeine Thaten einzuſtehen

hat. Jeder ſchlichte Arbeiter würde, wenn er nur einen Funken Ehrgefühl beſitzt, das Mädchen heiraten, das er in dieſe Lage gebracht hat. Thut er es nicht, ſo werden ihn ſeine Standesgenoſſen verdammen. Ich weiß nicht, ob der Gebildete das Recht hat, ſich ein minder zartes Gewiſſen zu leiſten als dieſe Leute."

„Ich glaube, daß du bei deinem Urteil nicht genug meinen ganz beſonderen Fall in Betracht ziehſt, Lehmfink. Ich gebe zu, daß es in den meiſten Fällen Pflicht ſein wird, ein Liebesverhältnis durch die Ehe zu ſanktionieren, aber nicht in allen. Ich habe Alma nicht glauben gemacht, daß Heirat mein Ziel ſei. Sie hat ſich ſelber niemals Illuſionen hingegeben in dieſer Richtung. Auch jetzt noch erwartet ſie das keineswegs von mir."

„Ein Zeichen nur für ihre rührende Beſcheidenheit; aber für dich, den überlegenen Teil, noch lange kein Grund, von ihrer Selbſtloſigkeit Gebrauch zu machen. Wenn nichts anderes dich dazu triebe, meine ich, müßte es die Großmut ſein des Stärkeren."

„Solche Großmut wäre ein Unrecht gegen mich ſelbſt. Du ſchauſt die Sache an, von dem erhabenen Standpunkt des Sittenrichters, der das Perſönliche, was hier das Wichtigſte iſt, überſieht."

„Das Perſönliche gerade ſteht mir im Vordergrunde. Du biſt mein Freund, und ich glaube dich zu kennen . . ."

„Wenn du mich zu kennen behaupteſt, mußt du ſehen, daß dieſe Ehe für mich ein Unglück wäre, ja geradezu meinen Ruin bedeuten würde. Was kann denn dabei heraus-

kommen, wenn ich wirklich mit Alma aufs Standesamt gehe? Häusliches Elend, Verschärfung der Sorgen um das tägliche Brot. Eine Ehe ohne irgend welche vernünftige Basis, ohne irgend welche Gewähr von dauerndem Behagen oder Befriedigung hätten wir geschlossen. Sichere Versumpfung würde treten an stelle von Freiheit. Wenn du von mir künstlerisch noch irgend etwas erwartest, so kannst du das nicht wünschen. Ich sehe, daß du dort Nietzsche stehen hast. Gieb mir doch einmal den Zarathustra." — Es geschah.

„Hier im Kapitel von Kind und Ehe steht es: ‚Ach, diese Armut der Seele zu Zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu Zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu Zweien! Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.'" —

Er reichte Lehmfink den Band, der ihn an seinen Platz zurückstellte. „Laß das paradox klingen; aber atmen diese Worte nicht erlebte Wahrheit? Geben sie nicht verblüffende Einsicht in das Leben, wie es nun einmal ist?" —

„Ach, lieber Berting, ich kenne meinen Nietzsche! Seine Worte haben etwas mit der Bibel gemein, das einzige allerdings, worin man die beiden mit einander vergleichen mag, nämlich: man kann sie auf Schritt und Tritt mit sich selbst beweisen und mit sich selbst widerlegen. Als Ratgeber taugt Nietzsche gar nicht, höchstens als Wetzstein für den Geist. Wie ein riesiger Scheinwerfer wirft er sein grelles Licht weit hinaus, daß du das Fernstliegende Nieerblickte in tagheller Beleuchtung zu sehen vermeinst;

und trittſt du heraus aus dem Lichtkegel, dann ſtehſt du doppelt in der Nacht, biſt der Genasführte. Laſſen wir Nietzſche aus dem Spiele, wenn es ſich um das praktiſche Leben handelt."

„Gut! Ein Beiſpiel aus dem praktiſchen Leben. Ich habe es mit eigenen Augen geſehen, wohin thörichte Heirat einen Menſchen bringen kann. Beſinnſt du dich von Berlin her auf Walter Marbitz? Wenn einer, ſo verſprach er doch etwas zu werden. Sein ‚Euphorion' hat uns allen damals tiefen Eindruck gemacht. Und weißt du, was aus ihm geworden iſt? Er ſchreibt Gelegenheitsgedichte und Anpreiſungen für Geſchäfte, macht alles, was von ihm verlangt wird, ums Geld; denn er hat eine Familie zu verſorgen, der arme Kerl! Er verſchwand auf einmal aus unſerem Kreiſe! Man hörte, er habe ſein Mädel geheiratet. Ich habe ihn ſpäter einmal aufgeſucht. Eine richtige Bucht fand ich vor; ihn, Marbitz, an der Seite einer welken Schlampe von Frau, kränkelnde, vernachläſſigte Kinder. Er ſtumpf, völlig verſimpelt, von kleinlichen Sorgen zermürbt. Die Familie war ihm zum Bleigewicht geworden, das ihn herabgezogen hatte von der Höhe ſeiner Begabung."

„Dein Beiſpiel beweiſt mir nur, daß Marbitz ein Menſch geweſen von geringem Halt, deſſen geiſtige Kultur auch nicht tief gegangen ſein kann, wenn ſie ſich durch widrige Verhältniſſe ſo ſchnell wegwiſchen ließ."

„Nein, Lehmfink, es giebt eben Verhältniſſe, die durch ihre Enge, ihren Druck, ihre Unſchönheit, den Künſtler einfach erdroſſeln, ihm Luft nehmen und Licht. Herr So-

undſo, der Philiſter, würde ſich in gleicher Lage vielleicht ſauwohl fühlen, in dem muffigen Pfuhl häuslichen Elends, das ſeinen Organen und Bedürfniſſen zuſagt. Während unſereiner in ſolcher Atmoſphäre nicht atmen, geſchweige denn ſchaffen kann. Wir brauchen eine gewiſſe Summe von Wohlbehagen, ein Mindeſtmaß von Schönheit um uns. Wir ſind mit anderen Nerven begabt als der Durchſchnitt. Dieſelben Organe, die in uns ſtündlich tauſend Gedanken, Bilder, Entwürfe ſubtilſter Art produzieren, vermitteln uns auch alle peinlichen, ſtörenden, hemmenden Eindrücke der Außenwelt mit doppelter Schärfe. Die Philiſter mögen dagegen ſchreien, ſo laut ſie wollen, es bleibt Wahrheit, daß der geniale Menſch Ausnahme iſt, darum herrſchen für ihn auch Ausnahmegeſetze. Der, welcher die Welt reicher macht durch das, was er aus ſich verſchenkt, der produktive Menſch, hat ein Recht darauf, ſein Weſen entfalten zu dürfen nach den Geſetzen ſeiner Art. Ja, er hat die Pflicht, das Schädigende, Hemmende, ihn Herabziehende fernzuhalten von dem Heiligtum ſeiner Kräfte. Wie die Mutter ihr Kind inſtinktiv verteidigt, ſo der Künſtler das, was in ihm heranwächſt, den Keimboden ſeiner Früchte, ſein Ingenium. An den hölzernen Pfahl der bürgerlichen Moral gebunden, muß ſeine Geſtaltungskraft verdorren."

„Ich will dir den Unterſchied zugeben, den du ſo ſehr betonſt, zwiſchen Genialität und Philiſterium, nimmermehr aber, daß für den Genialen andere Geſetze gelten ſollen als für die Maſſe. Mit den höheren Gaben, die ihm ver-

liehen wurden, ſind ihm auch höhere Pflichten auferlegt; das iſt ſo furchtbar klar, daß es wie ein Gemeinplatz klingt. Sieh den dort an" — er wies auf die Goethebüſte, „oder auch den hier", ſich nach dem Bismarckbild umwendend, „ich denke, du wirſt ihnen das Prädikat ‚genial' nicht wohl verſagen. Was iſt das, was bei der Betrachtung ihres Lebens und Wirkens am tiefſten ergreift, ſo daß wir beten möchten: ‚Gott laß uns werden wie ſie!' Es iſt, was ſie ſich ſelbſt abgerungen haben, der Kampf des Rieſen mit dem Rieſen, die im eigenen Innern vollführten Herkulesarbeiten. Das hat ſie befähigt, die äußere Welt niederzuzwingen und ſich unterthan zu machen. Das iſt das Heroiſche, das Fortreißende an ihrem Vorbilde. — Ich ſehe dir's an den Augen an, was du einwenden willſt. Auch ſie haben ihre tolle Zeit gehabt, die beiden, ich weiß es. Gott ſei dank, daß ſie ſie gehabt haben! Aber meinſt du, daß wir einen Fauſt beſäßen, oder ein Deutſches Reich in jetziger Verfaſſung, wenn die zwei Großen da ſich nicht ein „Halt" zugerufen hätten? Rieſenhaft mag die Verſuchung ſein, die ſolchen Naturen im Blute liegt. Wir können etwas davon ahnen beim Anblick eines Byron, oder, nimm ein Beiſpiel von uns: beim Leben eines Grabbe. Das ſind Segen und Fluch, die dem genialen Menſchen mitgegeben werden, daß er nur von ſich ſelbſt überwunden werden kann, daß er aber auch an ſich ſelbſt zu Grunde gehen muß, wenn er ſich nicht überwindet. Kein größeres Schauſpiel giebt es auf der Welt, als den Hochbeanlagten freiwillig ſich beugen zu ſehen vor dem allge-

meinen Geſetze. — Ich weiß es, daß das, was ich ſage, dir furchtbar hausbacken vorkommt. Du denkſt: er weiß es ſo, wie er es verſteht. Ich will es darum hierbei bewenden laſſen. Meine Hoffnung iſt, daß die Stimmen recht bald in deinem Inneren zu ſprechen anfangen werden, die dich auf den einzig guten und ehrlichen Weg weiſen können."

Fritz erwiderte nichts. Im Laufe des Geſpräches war es ihm ganz klar geworden: ſie redeten zweierlei Sprache. Man war auf einem Punkte angelangt, wo Verſtändigung aufhörte. Alles disputieren nützte da nichts, jeder blieb unüberzeugt auf ſeinem Standpunkt.

Er verzog jedoch noch eine Weile, ehe er ging; Lehmfink ſollte nicht denken, daß er beleidigt ſei. Man nahm mit der gewohnten Herzlichkeit von einander Abſchied. Aber Fritz hatte eine peinliche Vorahnung, als ſei der Freundſchaft heute ſchwerer Schaden geſchehen.

* * *

In der neuen Wohnung machte ſich Berting daran, auch ein neues Buch zu ſchreiben. Die Not trieb ihn dazu, er mußte arbeiten, wenn anders er exiſtieren wollte.

Und ſo wartete er diesmal nicht, wie er es in beſſeren Zeiten hatte thun dürfen, auf Inſpiration; er entſchloß ſich vielmehr, einen beſtimmten, durch das Geſchick ihm in den Weg gelegten Stoff zu verarbeiten. Das Erlebnis mit dem Stuckateur Ludwig Glück war es, das ihm zum Vorwurf dienen ſollte für eine Novelle.

Es war ein ganz anderes Arbeiten als bei seinem vorigen Buche, das aus einer starken Stimmung hervorgegangen, zu der sich ein Milieu wie von selbst gefunden und das in seinen besten Teilen einem Bekenntnis ähnlich gewesen. Hier gab es im Anfange weiter nichts, als einen Charakter, der zur Darstellung reizte. Daraus mußte Handlung und alles gesponnen werden. Die Persönlichkeit des Stuckateurs, wie er ihn aus Almas Erzählungen, aus seinen Briefen an das Mädchen und schließlich auch im Gespräche kennen gelernt hatte, stand scharf ausgeprägt vor Fritzens geistigem Auge. Anders war es mit den übrigen Figuren. Begreiflicherweise widerstand es ihm, Alma aus der Natur in das Buch zu verpflanzen. Die Frauengestalt, an der das Geschick seines Helden tragisch scheitern sollte, entstand dem Autor vielmehr aus dem Gesetze des Gegensatzes mit Naturnotwendigkeit als eine Kokette, die den Edelstein echter Neigung achtlos in den Staub fallen läßt. Dadurch aber, daß er dem weiblichen Widerpart diese Physiognomie gegeben hatte, wurde er wiederum veranlaßt, auch den Charakter des Helden umzuwandeln und zu vertiefen. So wuchsen ihm allmählich aus Satz und Gegensatz die Gestalten heran zu Typen ihres Geschlechtes und ihres Standes. Die Nebenfiguren fanden sich von selbst herbei, wie im Bilde etwa ein paar starke Töne, welche die Hand des Künstlers zuerst niedergelegt hat, die Komplementärfarbe ganz natürlich nach sich ziehen.

Den ganzen geschlagenen Tag über schrieb Fritz

Berting jetzt. Noch niemals zuvor hatte er so hintereinanderweg gearbeitet. Das Werk gewann mit jedem neuen Abschnitt, den er bezwang, an Interesse für den Autor selbst. Es kam ihm vor, als habe er einen Schritt vorwärts gethan mit dieser Novelle aus dem bloß Physiologischen des „Geschlechts" in die Welt des Psychologischen hinein. Und er fühlte sich von fieberischer Neugier durchglüht, wie er auf diesem neuen Gebiete die Prüfung bestehen würde.

In seiner Müdigkeit fand er abends regelmäßig die Entschuldigung, Alma nicht aufzusuchen. Sein Werk war schließlich das Wichtigere; alles andere, Alma eingeschlossen, kam erst dahinter. Geflissentlich hielt er sich alle Gedanken und peinlichen Eindrücke vom Leibe, die ihm hätten die Geschlossenheit der künstlerischen Stimmung stören können.

Er hatte darum seiner Quartierwirtin eingeschärft, ihm soviel wie möglich die Besucher vom Leibe zu halten. Eines Tages jedoch kam die Frau und meldete ein Mädchen, das etwas persönlich an Herrn Berting abgeben wolle. Fritz nahm an, daß es Alma sei, der er zwar eingeschärft hatte, ihn nicht aufzusuchen, die aber aus irgend einem triftigen Grunde vielleicht das Verbot überschritten haben mochte.

Es war jedoch eine fremde Person, in deren komischen Posaunenengelgesicht er erst, als sie sich nannte, das Dienstmädchen der Damen Tittchen wiedererkannte.

Sie überbrachte ein Paket von Hedwig von Lavan. Sie habe Befehl von dem jungen, gnädigen Fräulein, es

Herrn Berting ſelbſt zu geben. Die Damen ſeien ſeit vier Wochen von ihrer Sommerreiſe zurück und hätten ſchon öfters von ihm geſprochen. Damit verſchwand die rundwangige Fee, verſtändnisvoller denn je lächelnd.

Das Paket enthielt ein Manuſkript und einen Brief.

Hedwig von Lavan ſchrieb, ſie vertraue Herrn Berting die beiliegenden Bogen an. Er ſolle ihr ſagen, ob etwas daran ſei. Sie erwähnte, daß ſie den Tanten gegenüber ihre Schreiberei als Geheimnis betrachtet zu ſehen wünſche, da die alten Damen ſchwerlich damit einverſtanden ſein dürften. Ob er ſein Urteil ſchriftlich oder mündlich abgeben wolle, überlaſſe ſie ſeinem Ermeſſen; lieber ſei ihr das Letztere, da ſie dann das Vergnügen haben würde, ihn wiederzuſehen.

Fritz Berting hatte in der letzten Zeit über Wichtigerem kaum noch an ſeine Beziehungen zu dem jungen Mädchen gedacht. Jetzt ſtand ihre Perſönlichkeit mit einem Male wieder lebhaft vor ihm. Der Brief, ſo kurz er war, atmete aus jeder Zeile das eigenartige Weſen der Schreiberin. Selbſtbewußt, geſcheit, erhaben über Vorurteil und Zimperlichkeit.

Das Manuſkript war auf feinem Papier, ſauber, in einer ſteilkapriziöſen Handſchrift geſchrieben. Weder Überſchrift des Ganzen, noch Kapiteleinteilung waren vorvorhanden. Für den Druck ſchien es nicht berechnet zu ſein, denn beide Seiten der Blätter waren beſchrieben.

Fritz nahm ſich Zeit mit dem Leſen. Das Werkchen eignete ſich, in kleinen Doſen genoſſen zu werden. Es

hatte zum Inhalt den doppelten Briefwechsel einer Braut mit ihrem Verlobten und mit einem Freunde, der ältere Rechte auf sie hat, als der Bräutigam. Keine Zeile erläuternder Text, keine Beschreibung der Personen; die Handlung spielte sich lediglich in den Briefen der drei Menschen ab.

Man hatte es mit einem Erstlingswerk zu thun. Aus kleinen Unebenheiten, Ungeschicklichkeiten und Widersprüchen, die hie und da unterliefen, war das zu merken. Abgesehen jedoch von solchen natürlichen Entgleisungen des Anfängers, beherrschte die Schreiberin ihr Thema durchaus.

Vor allem staunte Fritz Berting über die Sicherheit, mit der sie die Kunstmittel regierte. Niemals fiel sie aus dem zwanglosen Stile des Briefwechsels. Sie setzte keinerlei große Maschinerie in Bewegung, um ihre Figuren zu charakterisieren, und dennoch lebten diese drei Menschen. Das Auskommen mit den einfachsten Mitteln erschien Fritz als ein untrügliches Zeichen der Begabung. Künstlerischer Takt sprach auch aus der Begrenzung des Themas. Die Geschichte wurde nur geführt bis zum Morgen des Hochzeitstages. Hier schreibt die Braut die letzten, knappen Abschiedszeilen an den Freund. Der Vorhang fällt äußerlich über den dreien, aber der verständnisvolle Leser kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, was der weitere Verlauf sein muß.

So hatte dieses junge Ding eines der wichtigsten Gesetze moderner Erzählerkunst: das indirekte Charakterisieren, gleich in der ersten Studie gemeistert.

Berting beſchloß, der Schreiberin das Manuſkript perſönlich zurückzubringen. Nur wollte er damit ſo lange warten, bis er mit ſeinem eigenen Werke zu einem nahen Abſchnitte gekommen ſei.

Dieſer wie andere Pläne wurden über den Haufen geworfen durch einen unerwarteten Beſuch. Fritz erhielt ein Telegramm aus Köln, von ſeinem Freunde, Baron Chubsky, der auf dem Wege von Paris nach Krakau ſich für ein paar Tage bei ihm anſagte.

Zu jeder anderen Zeit hätte Fritz Chubskys Kommen lieber geſehen, als gerade jetzt, wo er mitten drin ſteckte in wichtiger Arbeit. Aber auf der anderen Seite ſah er doch auch dem Wiederſehen voll Spannung entgegen. Es ſchmeichelte ihm, daß der berühmte Pole um ſeinetwillen die Reiſe unterbrechen wollte. Denn wahrlich, Michael Baron Chubsky gehörte nicht zu den alltäglichen Menſchen.

Seit man ſich zum letzten Male in Berlin geſehen, waren nun ſchon drei Jahre vergangen. Chubsky hatte ſich einen Winter über in der Reichshauptſtadt aufgehalten, um den Erfolg ſeiner Schriften in Deutſchland zu betreiben. Mit Stolz fühlte er ſich als Kosmopolit, Paris nannte er ſeine geiſtige Heimat.

Fritz Berting hatte mit dem viel umhergetriebenen Manne manchen Abend im litterariſchen Disput zugebracht. Michael Baron Chubsky gehörte, wenn auch nicht zu den führenden Geiſtern, ſo doch zu den Wetterpropheten und

Zeichendeutern der Moderne. Er machte nicht die Moden, aber er trug ſie zuerſt; ähnlich gewiſſen Elegants, die in ihrer Kleidung ſelbſt den neueſten Modejournalen immer noch um eine Naſenlänge voraus ſind.

Chubsky war einer von denen, die nirgends zu wurzeln ſcheinen und doch überall zu Haus ſind. Zu den exkluſivſten buddhiſtiſchen Zirkeln von Paris beſaß er Zutritt. Er war einer der erſten geweſen, die der modernen japaniſchen Kunſt das Wort geredet hatten. Der galanten Litteratur widmete er ein wiſſenſchaftliches Intereſſe. Ein Oskar Wilde in London zählte zu ſeinen Freunden, und Felicien Rops hatte ihm eines ſeiner extremſten Blätter gewidmet. Männer wie Auguſt Strindberg, Ola Hanſſon, Hermann Bahr, hielten geiſtigen Verkehr mit ihm.

Dabei floß die Ader der eigenen Produktion durchaus nicht reich bei Michael Chubsky. Er hatte einen kleinen Band Gedichte herausgegeben, die ſtark von der Lyrik Paul Verlaines beeinflußt waren, dann ein paar Bändchen Skizzen und Novellen, mit denen er zwiſchen Edgar Poë und Huysmans hin und her pendelte. Schließlich ſtammte aus ſeiner Feder ein blutiges Drama, das den polniſchen Aufſtand von 1830 behandelte. Sein Beſtes hatte er im Eſſay geleiſtet. Der moderne Sexualismus war ſein Beobachtungsfeld. Das Perverſe, vor allem wo es an das Religiöſe grenzt, hatte er nach allen Richtungen hin durchforſcht. Bekannt war ſeine Studie über den Sadismus, und kürzlich hatten Artikel von ihm über die Sataniſten Aufſehen erregt. Auch gehörte er zu den

eingeweihteſten Leuten für alles, was auf den Namen Okkultismus Anſpruch machen durfte.

Verkehr haben mit einem Menſchen wie Michael Chubsky hieß: in Verbindung ſtehen mit allen Richtungen und Schulen, mit allen Künſtlern und Gelehrten, die augenblicklich den Ton angaben im litterariſchen Weltorcheſter.

Eine Sorge allerdings hatte Fritz Berting: auf welche Weiſe ſollte man dieſen Gaſt unterhalten? Der Baron war einer der verwöhnteſten Menſchen, die ihm jemals vorgekommen waren. Zwar befand er ſich meiſt in Geldnöten, doch gab das für Michael Chubsky durchaus keinen Grund ab, ſich irgend einen Genuß entgehen zu laſſen. Seine Familienverhältniſſe waren nicht ganz klar; in Berlin war er unbeweibt aufgetreten, doch hieß es von ihm, er ſei verheiratet, könne als Katholik jedoch von ſeiner Frau, die ihn ſchon in den erſten Monaten der Ehe verlaſſen habe, nicht geſchieden werden. Faſt noch anſpruchsvoller als in materiellen war Baron Chubsky in geiſtigen und künſtleriſchen Genüſſen. —

Chubsky kam mit dem Nachtſchnellzuge an, und Fritz ging zum Bahnhof, ihn zu empfangen.

Sie ſaßen eine Weile im Reſtaurant des Hotels beiſammen, das der Baron zum Abſteigequartier gewählt hatte. Der Pole verlangte Abſinth und ſchimpfte laut, als er vernahm, daß man Abſinth nicht führe. Fritz erkannte ihn in ſeiner Paſſion für dieſes Getränk wieder.

Überhaupt hatte ſich der Pole wenig verändert. Sein

Haar, das er halblang trug, war eine Spur grauer geworden. Seine Haut hatte bereits früher dieſe Aſchfahlheit, die Augen dieſe blinzelnde Müdigkeit gezeigt. Seine niedere Stirn lief in einen breiten Schädel aus. Die ſchmalen Lippen wurden vom dünnen, blonden Schnurrbärtchen nur eben bedeckt. Schön waren an dieſer femininen Männererſcheinung eigentlich nur die feingeſchnittene Raſſennaſe und die ſchlanken Ariſtokratenhände. Der zierliche Wuchs des Körpers verlor durch ſchlechte Haltung.

Man verabredete die nächſte Zuſammenkunft in Fritzens Wohnung, ſobald der Reiſende ausgeſchlafen haben würde.

Chubsky kam gegen zwölf Uhr mittags. Er klagte über den ſchlechten Hotelkaffee, den zu trinken er außerſtande geweſen ſei, und bat um etwas die Nerven Anregendes. Fritz, der ſich ſeinen Kaffee neuerdings ſelbſt zuzubereiten pflegte, braute ihm einen beſonders ſtarken Mokka.

Den übrigen Tag, bis zum Dunkelwerden, verbrachte man im Umherfahren. Michael Baron Chubsky wollte die Stadt ſehen, behauptete jedoch, das Gehen ſtrenge ihn zu ſehr an.

Mit blaſierter Miene lehnte der bleiche Pole gegen die Polſter des langſam dahinſchleichenden Gefährts, ließ die Gebäude, Plätze, Ausſichten an ſich vorübergleiten; ganz ſelten nur ſchwang er ſich zu einer Frage oder zu einer Bemerkung auf.

Da beim Aussteigen Chubsky keinerlei Miene machte, das Portemonnaie zu ziehen, blieb Fritz nichts übrig, als selbst den Kutscher zu bezahlen. Um sich und dem Reisenden nach der Ödigkeit dieser Rundfahrt eine Erholung zu gewähren, schlug er den Besuch eines Konzerts oder der Oper vor. Michael Chubsky erklärte jedoch, deutsche Musik gehe ihm auf die Nerven.

Man ging also in ein Kaffeehaus. Hier gab es zu Chubskys lebhafter Befriedigung Absinth. Unter dem Einflusse seines Lieblingstrankes wurde der Pole etwas mitteilsamer. Und Fritz erfuhr dafür, daß er auch hier die Zeche bezahlen durfte, einiges vom neuesten Klatsch der Boulevards und dieses und jenes Intime aus den großen litterarischen Wetterbeobachtungsstationen Europas.

Am nächsten Tage erschien Michael Chubsky erst nachmittags in Fritzens Wohnung. Er war in der Bildergalerie gewesen. Sein Urteil lautete kurz und bündig dahin: Die alten Bilder seien langweilig wie überall, und was man von sogenannten Modernen habe, wäre einfach zum Lachen. Er bat zur Erholung seiner verstimmten Nerven um einen Kaffee wie gestern und um etwas zu lesen.

Fritz legte ihm verschiedene Bücher hin zur Auswahl und machte sich an das Bereiten des Mokkas. „Von wem ist das hier?“ fragte Chubsky plötzlich vom Sofa her, indem er Hedwig von Lavans Manuskript hochhielt. Fritz sagte ein paar gleichgiltige Worte zur Erklärung; es war ihm im Grunde nicht angenehm, daß jener das Manuskript entdeckt hatte.

Chubsky blätterte eine Weile in dem Bogen, dann begann er zu leſen. Er legte ſich dazu lang auf das Sofa, nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck Mokka und unterbrach die Lektüre höchſtens einmal, um ſich eine Cigarette anzuzünden. Fritz hütete ſich, den Gaſt zu ſtören; bekam er doch auf dieſe Weiſe Gelegenheit, die eigene Arbeit weiterzuführen.

Nach einigen Stunden erhob ſich der Pole, legte das Manuſkript auf den Schreibtiſch und erklärte: er ſei fertig.

„Ihr Urteil?“ erkundigte ſich Fritz.

„Ein Dokument! Und zwar eines von jenen in Deutſchland ganz ſeltenen Dokumenten hoher Nervenkultur. Die Manifeſtation einer herrlichen Vorurteilsloſigkeit. Ich möchte wetten, die Schreiberin iſt Raſſeweib. — Verheiratet oder unverheiratet?“

„Ein halbes Kind! Siebzehn Jahr!“

„Ich hätte allerhand Erfahrungen vermutet. Das Erotiſche iſt mit kühner Sicherheit, mit Selbſtverſtändlichkeit behandelt, wie ſie eigentlich nur Kennerſchaft giebt. Hat ſie Erlebniſſe gehabt?“

„Kaum! Als Kind iſt ſie mit ihrem Vater viel gereiſt. Vielleicht, daß ſie von ihm, der ein ſonderbarer Kauz geweſen ſein muß, manches erfahren hat, was anderen jungen Gänſen verborgen bleibt. Jetzt lebt ſie hier, ängſtlich behütet von ein Paar alten Schachteln, ihren Adoptivmüttern.“

„Ein neuer Beweis für den alten Satz, daß das Weib in ſeinem bloßen Inſtinkt die ganze Wiſſenſchaft

des Sexuellen trägt. — Ich möchte die Perſon kennen lernen."

Fritz meinte nach kurzem Überlegen, das ſei möglich zu machen. Die Bewunderung des Polen für Hedwig von Lavans Talent that ihm im Grunde wohl. So konnte man dem verwöhnten Manne doch wenigſtens mit einer ungewöhnlichen Bekanntſchaft aufwarten.

Der Spätnachmittag war über alledem herangekommen. Fritz ſchlug vor, ſofort aufzubrechen und einen Verſuch zu machen, Fräulein von Lavan anzutreffen. Er nahm ihr Manuſkript mit.

Hedwig war zu Haus, doch befand ſie ſich leider in Tante Idas Geſellſchaft. Dadurch nahm der Beſuch einen ganz anderen Verlauf, als Fritz geplant hatte. Das Manuſkript ließ er wohlweislich in ſeinem Überzieher ſtecken, eingedenk Hedwigs Bitte, die Tanten nichts davon merken zu laſſen.

Fräulein Ida Tittchen beknickſte den Baron mit verlegener Miene bei der Vorſtellung. Der machte ihr ſein Kompliment und kümmerte ſich nicht weiter um die Alte; verwendete vielmehr alle Aufmerkſamkeit auf Fräulein von Lavan. Fritz fiel dadurch die Aufgabe zu, die Tante zu unterhalten.

Das alte Fräulein ſtimmte ein Klagelied an. Sie hatten im Sommer ihren Reiſeplan ausgeführt, waren in Interlaken geweſen. Amanda wurde jedoch ſchon auf der Hinfahrt unpäßlich und hatte dann lange das Zimmer hüten müſſen. Und nun man aus der Sommerfriſche, die

ſie hatte kräftigen ſollen, nach Haus zurückgekehrt war, konnte ſie einen böſen Lungenkatarrh nicht los werden. Der Hausarzt ſpreche ſchon wieder von der Notwendigkeit, ſüdliches Klima aufzuſuchen.

Fritz hätte die Alte nur gar zu gern gefragt, ob Waldemar Heßlow ſich ihnen in Interlaken angeſchloſſen habe — wie ja vor ſeinen Ohren an dieſer ſelben Stelle verabredet worden war — aber er wagte es doch nicht; denn Hedwigs ſcharfem Gehör wäre eine ſolche Frage ſicher nicht entgangen, und gerade ſie ſollte nicht denken, daß ihre Beziehungen zu dem ſchönen Waldemar ihm Unruhe bereiteten.

Während ſich Fräulein Ida Tittchen des weiteren über die Erkrankung ihrer Schweſter verbreitete, lauſchte Fritz mit halbem Ohre nach der Unterhaltung hin, die nebenan geführt wurde. Der Pole und Hedwig ſprachen franzöſiſch, beide mit tadelloſem Accent und mit jener gefälligen Müheloſigkeit, die nur intimſte Kenntnis einer Sprache verleiht. Soviel Fritz auffangen konnte, ſprachen ſie von neueſter franzöſiſcher Litteratur, über deren Wendung ins Chriſtlich-Myſtiſche ſich Hedwig von dem Baron unterrichten ließ.

Mit einem flüchtigen Seitenblick hatte Fritz konſtatiert, daß Hedwig von Lavan in der Zeit, während der er ſie nicht geſehen, jedenfalls nicht häßlicher geworden war. Ihre Wangen zeigten eine Kleinigkeit mehr Farbe, ihre Figur ſchien eine Wenigkeit voller geworden zu ſein.

Da Fritz die ins Stocken geratene Unterhaltung mit

Ida Tittchen wieder in Fluß bringen mußte, kam ihm die banale Bemerkung auf die Lippen: er finde Fräulein von Lavan recht wohl ausſehend. Die Tante freute ſich über dieſe Behauptung. Ihr ſtiller Kummer war es ja geweſen, daß das Kind, trotz aller Pflege, die man ihm habe angedeihen laſſen, nicht mehr hatte zunehmen wollen.

Tante Ida erzählte dann, Hedwig habe ſich tüchtig Bewegung gemacht und die herrliche Alpenluft gründlich genoſſen. Sie und Amanda hätten das junge Ding natürlich nicht zu begleiten vermocht; da ſei es dann recht angenehm geweſen, daß man an Herrn Waldemar Heßlow einen Geſellſchafter gehabt, der Hedwig bei ihren Touren geleitet und beſchützt habe.

Nun war es heraus, was Fritz zu erfahren gewünſcht hatte, und was ihn, da er es endlich wußte, mit einem Gefühle höchſten Unbehagens erfüllte. War es denn anders zu erwarten geweſen! Natürlich verfolgte der ſchöne Waldemar die Fährte weiter, auf der man ihn bereits früher mit Erfolg hatte jagen ſehen. War ihm das groß zu verdenken! —

Fritz kam heut abend nicht dazu, das Wort an Fräulein von Lavan zu richten; ihr Kavalier hatte ſie gänzlich mit Beſchlag belegt. Die Unterhaltung mit Ida Tittchen ſtockte ſchon wieder bedenklich, infolge ſeiner Zerſtreutheit. Er fing an, ſich etwas lächerlich vorzukommen. Sobald es die Unterhaltung bei dem andern Paare zuließ, erhob er ſich und veranlaßte dadurch den Aufbruch.

Geſpannt war Berting, Chubskys Urteil über Hedwig von Lavan zu hören. Der Pole äußerte zunächſt gar nichts, erkundigte ſich vielmehr nach einem guten Reſtaurant zum Soupieren. Fritz ſchlug jene Weinſtube vor, in der er im vorigen Winter mit Lehmfink und Alma nach dem Theater geweſen war.

Michael Baron Chubsky ließ ſich die Speiſenfolge geben und verwarf ſie nach kurzem Betrachten. Er ſtellte ſodann ſelbſt ein Menu zuſammen, das mit Auſtern anfing und mit Punſch romain, gefroren, aufhörte. Zu jedem Gang beſtellte er den nach ſeiner Anſicht korreſpondierenden Wein.

Fritz wurde nicht gerade behaglich zu Mute bei dieſen Vorbereitungen. Chubsky hatte nämlich gelegentlich fallen laſſen, er ſei gerade nicht ſehr bei Kaſſe; ſeine Reiſe nach Krakau habe den Zweck, ſich eine Erbſchaft zu ſichern.

Als man bei Steinbutt, Sauce Hollandaiſe, ſaß, zu welchem Chablis getrunken wurde, begann Baron Chubsky ſeine Anſicht über Fräulein von Lavan kund zu thun. Er dankte dem Freunde, daß er ihm dieſe Bekanntſchaft vermittelt habe. Er gedenke, die junge Dame nicht aus dem Auge zu verlieren, habe ſie ſich vielmehr im Geiſte notiert. Sie ſtelle ein jetzt noch äußerſt ſeltenes Exemplar jener Gattung Weib dar, die, wie er glaube, die Zukunft beherrſchen werde: jenes höchſt ſenſitive, raſſige, differenzierte Nervengeſchöpf, mit einer ſtarken Doſis Geſchlechtlichkeit verſetzt.

Fritz meinte, auf ihn habe Hedwig mehr den Eindruck

hoher Verſtandeskultur gemacht; als Geſchlechtsweſen erſcheine ſie ihm geradezu neutral.

„Dann ſtehen Sie, pardon, noch in den Kinderſchuhen der Phyſiologie, beſter Herr!“ rief Chubsky. „Ein Geſchöpf mit ſolchen Augen geſchlechtslos! — Alles verhüllt die Natur beim Weibe, nur das Auge läßt ſie als ein Fenſter beſtehen, durch welches der Kenner tief hinein ſchauen kann ins Triebleben. Das Auge dieſer jungen Dame fiel mir ſofort auf; es richtet ſich auf einen, bohrend wie Stahl. So betrachtet jedes Weib von ſtarker Individualität zuerſt den Mann, den Feind ihres Geſchlechtes. Dann blitzſchnell ein zweiter Ausdruck in dieſem wandlungsfähigſten Organe; nicht mehr feindlich, mißtrauiſch, nein, neugierig, witternd, abtaſtend gleichſam. So ſpäht das Weib nach der Männlichkeit bei uns, ſaugt ſie mit Behagen in ſich auf. — Ich könnte noch manches über die Augen von Fräulein von Lavan ſagen. Sie verraten ungewöhnliche Frühreife, vielleicht ſogar Fähigkeit zur Sinnes-Luxurie. Ich weiß kein deutſches Wort dafür; Wolluſt klingt ſo grob. Eines ſteht für mich ganz feſt: dieſe kleine, hagere Perſon mit der Haut der ſich öffnenden Maréchal Niel hat Erlebniſſe, nicht bloß Gedanken und Phantaſieen. In ihr iſt etwas aus den blaſſen Träumereien der Mädchenſehnſucht zur Erkenntnis Erwachtes, wie es nur der Wünſche Erfüllung giebt. Haben Sie nichts von einem Liebhaber geſpürt in der Vergangenheit oder Gegenwart dieſes Mädchens?“

Fritz, der in peinlicher Spannung dieſen Worten zu-

gehört hatte, beeilte ſich zu antworten, daß er einen Liebhaber bei Fräulein von Lavan für völlig ausgeſchloſſen halte; Chubsky habe ja ſelbſt geſehen, in welchem Käfig ſie lebe. Vor ſeinen eiferſüchtigen Sinnen tauchte freilich der Gedanke an Waldemar Heßlow ſofort auf. Aber er hütete ſich, dem Polen gegenüber von dieſem Verdachte etwas zu verraten.

Haſelhühner, zu denen es Sekt, Marke: White Star, gab, unterbrachen den Baron in ſeinem Thema.

Michael Chubsky hatte die blaſiert leidende Miene, mit der er tagsüber umherzugehen pflegte, jetzt abgelegt. Er zeigte ſich lebhaft und aufgeräumt. Seine Augen glühten, auf ſeinen Backenknochen zeichneten ſich rote Flecken ab. Auch Fritz begann zu fühlen, daß ihm das Blut ſchneller durch die Adern rolle als gewöhnlich. Man näherte ſich mit Bewußtſein jenem beſeligten Stadium, in dem die Gefühle leuchtend zu fließen, die Gedanken zu ſprühen ſcheinen, wo die Worte nicht mehr auf die Goldwage gelegt werden.

Michael Baron Chubsky plauderte. „Wenn ich aus Paris nach Deutſchland komme, habe ich ſchon vor der Grenze immer das Gefühl, die Witterung möchte ich es nennen, daß ich mich einem Lande von bedeutender animaliſcher Fruchtbarkeit nähere. Etwas wie der Brodem des Kuhſtalles ſchlägt einem da entgegen. Ihr ſeid Bauern! Das iſt die Erklärung eurer wirtſchaftlichen Kraft und eurer kulturellen Schwäche. Die Moderne baut ſich auf Nerven auf, Nerven ſind getreten an Stelle von Kraft

und Verſtand. Auf dem Gebiete der Nervenkultur aber ſeid ihr zurückgeblieben hinter den Slaven und Japanern, ja ſelbſt hinter euren Vettern, den Anglo-Sachſen und den Skandinaviern.“

Fritz widerſprach lebhaft.

Chubsky ließ ſich nicht beirren. „Das iſt ja in der Politik der Grund eurer letzten Erfolge. Bei Sedan hat im Grunde die Rückſtändigkeit der Nerven geſiegt. Der knochige Bauer hat den fin de siècle-Menſchen beſiegt. Bismarck iſt der Abſchluß einer Epoche, kein Anfang. Der Heros der Zukunft ſieht ganz anders aus. Auch in Deutſchland giebt es Vorläufer der kommenden Nervenepoche, aber ſie haben in ihren Adern fremdes Blut, fühlen ſich ſelbſt als Ausländer unter Euch. Nietzſche gehört zu dieſer Klaſſe. Ein Mann, wie Henri Heine war auch ſolch ein Mußdeutſcher. Selbſt Schopenhauer gleicht einem weißen Raben in eurer Mitte, und verſtanden haben ihn richtig nur die Franzoſen. Wagner zwar iſt deutſch, typiſch für das deutſche Genie. Ein Rieſe der Arbeit und der Energie. Aber als Künſtler übertreffen ihn Liſzt, Brahms und Chopin.

Fritz Berting meinte, daß ihm dieſe Anſichten ſtark ſubjektiv gefärbt erſchienen; vielleicht, ſo deutete er an, ſpiele dabei die politiſche Anſchauung des Barons eine Rolle.

Michael Chubsky fuhr von ſeinem Stuhle auf mit verdüſterter Miene. Sich wieder niederlaſſend, trank er ſein Sektglas leer und ſtützte das Haupt ſchwermutsvoll

auf die Rechte. Fritz erklärte, die Absicht, wehe zu thun, habe ihm sehr fern gelegen.

„Nein, mein Freund!“ rief der Pole mit Emphase und reichte Fritz die Hand, „Sie haben mich nur an einen Traum erinnert, den ich auch einmal geträumt habe, den Traum der Selbständigkeit meines Volkes. Aber vielleicht sind wir Polen zu etwas Höherem bestimmt, als zur äußeren Macht; vielleicht werden wir auf geistigen Schlachtfeldern siegen über alle unsere Feinde. Wir gehen einer Zeit entgegen, wo nicht mehr das am weitesten tragende Gewehr entscheidet über die Geschicke der Völker, sondern die Feinheit der Nervenschwingungen. Wir sind der Sauerteig, der bestimmt ist, die herrschende Afterkultur in Gährung zu bringen. Auch mein grausam gequältes Volk wird bei der großen Wandlung aller Dinge, die vor der Thür steht, eine Rolle spielen. Die unterdrückten Völker, wie die unterdrückten Gefühle, werden da emporkommen, das Traumhafte, das Triebhafte, das Mystische, das Okkulte wird emporkommen. Wir stehen in den Anfängen einer Revolution, nicht einer politischen oder sozialen, deren Zeiten sind vorüber — nein, einer Umwertung der Gefühle. Die Morgenröte des ästhetischen Zeitalters steigt herauf, und dieses wird aufgebaut sein auf Nerven. Die Zukunft gehört der Neurose.“

Der Kellner servierte den Mokka und fragte, welchen Likör die Herren beföhlen. Baron Chubsky bestellte eine Auswahl; Fritz hatte Gelegenheit, über sein Detailkenntnis auch auf diesem Gebiet zu staunen. Der Kellner

brachte eine ganze Batterie von Flaſchen und Krügen holländiſcher, franzöſiſcher, deutſcher, italieniſcher Herkunft. Die ſchmalen Hände des Barons zitterten leicht, als er die Form der einzelnen Gefäße abtaſtete. Seine Augen ſchwammen, er ſtieß die Worte haſtig hervor, wie einer, der im Fieber phantaſiert.

„Wir werden in Zukunft nicht mehr Künſte haben, nur noch Kunſt, nicht mehr Genüſſe, nur noch Genuß. Düfte, Farben, Töne, alles eins! — Ob ich fêtes galantes leſe von Verlaine, ob ich ein Spiel erlebe von Maeterlinck, ob ich Jasmin rieche, ob ich das ſeeliſche Parfüm einſauge einer Menſchenindividualität — wie vorhin die jenes wunderbaren Geſchöpfes — ob ich Chopins Requiempolonaiſe höre, es iſt im Grunde alles dasſelbe. Schwingungen ſind es der Nerven, Ekſtaſe der Sinne, Hybris, Delirium, Orgiasmus! — Wenn nur eine ſtarke Hand ſpielt auf meiner Natur, wenn ich nur die Trivialität des Lebens vergeſſe! So erfaſſen ſchon viele den Sinn des Daſeins als ein einziges auserwähltes Feſt, das wir unſeren Nerven geben. Aber erſt dann wird die Menſchheit die Höhe erklommen haben ihrer ſteilſten Möglichkeiten, wenn der Schmerz zur ſublimen Wolluſt wird. Die Decadence habe keine Frömmigkeit, behaupten Thoren. Orgiaſtiſche Verzückung iſt unſer Kult, Wolluſt der Askeſe. Wieder einmal bricht das Okkulte mächtig hervor, welches der fade Rationalismus aus dem Chriſtentum vertrieben hat. Schon haben wir Kongregationen von Jüngern; ſie ſind verſtreut über das ganze Land hin und her, wie die erſten

Chriſtengemeinden im alten Rom. Kunſt, Religion, Gefühl, alles fließt zuſammen wie ein leuchtender Strom in dem großen, heiligenden Bade des Genießens.“

Er nahm eine Flaſche Chartreuſe zur Hand und ließ Fritz das Funkeln der Flüſſigkeit bewundern, das er dem berückenden Glanz des émeraude verglich. Doch meinte er, dieſes ſüßliche Parfüm paſſe nicht in die Skala ihrer Tiſchgenüſſe. Er griff vielmehr nach einem braunglaſierten Krüglein, das den Cherry Brandy enthielt. Die flachen Kriſtallgläschen füllten ſich mit der dunkelkarmoiſinroten Flüſſigkeit. „Bitter und ſüß,“ meinte der Pole, verzückt von dem Tranke nippend, „es iſt die Nuance gewiſſer halberſchloſſener Mädchenknoſpen, die in ihrer Herbheit die Süße des Weibes gerade nur ahnen laſſen.“

Dann zündete er eine ſeiner aromatiſchen Cigaretten an, ſtarrte eine Weile in den weißlichen Dunſt und ſagte in faſt elegiſchem Tone, ſeine weiche Hand auf Fritzens legend: „Ich reiſe morgen früh, mein Freund! Doch will ich Sie nicht am Bahnhofe ſehen. Es gäbe nur eine Desillusion nach dieſen einzig ſchönen Stunden. Sie ſind vielleicht unzufrieden mit mir, daß ich Ihnen zwei Tage Ihrer koſtbaren Zeit durch meine Anweſenheit verdorben habe“ . . . . . Fritz wollte remonſtrieren. „Nein, keine Komplimente zwiſchen uns! Ich bin Ihnen noch etwas zu ſagen ſchuldig, ehe wir uns trennen. Sie haben die Liebenswürdigkeit gehabt, mir Ihr Buch ‚Das Geſchlecht‘ zuzuſchicken. Wollen Sie mein Urteil darüber anhören?“

Fritz erwiderte, daß er geſpannt ſei darauf.

„Nun gut! Zunächſt ſind wir wohl einig über eines: Urteile wie gut und ſchlecht, ſchön und häßlich, der alten Äſthetik entnommen, giebt es nicht! Das vorausgeſchickt, ſcheint mir Ihr Buch zu den ſtarken zu gehören. Es hat Knochen und Muskeln; faſt liegen ſie zu offen am Tage. Die feinen Ganglien fehlen, die blühende Haut, der diskrete Flaum. — Sie verſtehen, was ich meine. Auch iſt es mir zu ſehr nach der Methode des braven Zola gearbeitet. Viel körperliche Beobachtung und Analyſe, viel Wirklichkeitsſinn, kurz, echte Dokumente haben Sie in Ihre Retorte gethan. Der Forſcher kann ſeine Freude daran haben. Aber mein Freund, bei uns gilt dieſe Methode längſt für überwunden. Die ganze Schule leidet am Mangel von Nuance. Ewig den Fleiſchton auf der Palette, das geht am Ende auf die Nerven. Wir ſuchen nach Neuem, nach Blumen, die noch kein Auge geſehen, nach tiefen, unerhörten Erregungen. — Ich will mich ganz demaskieren! Vorher ſprach ich von der Religion der Intimen, von einem Geheim-Kult, der ſich hie und da vorbereitet in den Kulturzentren der Welt. Er hat ſeine Märtyrer und Gekreuzigte, dieſer Kult, und er beſitzt auch ſeine Propheten und Jünger. Ich bin ein Menſch, der die Seinen nicht vergißt! Auf Sie hatte ich Hoffnungen geſetzt, Berting; große Hoffnungen! Manches Ihrer Gedichte ſchien mir dafür zu ſprechen, daß Sie einer ſeien, der mit taſtenden Fühlern das Neue ſucht. Ich glaubte, Sie gehörten zu uns. Einen Namen haben wir nicht, auch keinen geſchriebenen Kodex, nicht einmal ein Sakrament.

Wir verpflichten durch keinen leiblichen Eid. Wir ſind die Geſellſchaft der Erleuchteten, unſichtbar über die ganze Welt verſtreut, allgegenwärtig. Von heut ab rechne ich Sie zu den Unſrigen. Und ſo iſt mein Aufenthalt hier nicht umſonſt geweſen. Ich habe das hohe Glück gehabt, an einem Tage zwei Menſchen zu fiſchen. Ich weiß nicht, wer von euch beiden der Wertvollere iſt. Ach, dieſes Mädchen hat mir eine unvergeßliche Senſation verurſacht! Ein Ton, ein unendlich feiner, tief aufregender Ton zittert in mir nach von jener Stunde. Ich habe ein neues Arom gekoſtet. Sie wiſſen was eine audition colorée iſt? Ich erlebte das Phänomen in der Nähe dieſes Geſchöpfes. Wiſſen Sie, ich hörte ganz deutlich die Rhapſodie von Liſzt, ſo wie ſie Rubinſtein ſpielte, und gleichzeitig ſah ich das keuſcheſte Roſa junger Apfelblüten übergehen ins Mattlila des Spätabendhimmels. Dieſes ſublime Weſen vereinigt den Duft eben geſchnittenen Heues und von Patſchuli, das Raffinement des fin de siècle und die Urmyſtik einer Eva. Wahrhaftig, ſie iſt einzig! Um Hedwigs willen könnte ich Thränen vergießen, daß ich reiſen muß. Ich ſchenke Sie Ihnen. Und ich ſpreche zu euch beiden: Kindlein, liebet euch unter einander!" —

Er erhob den Sektkelch. „Mein Auge hat euch erkannt; ich habe euch umarmt ſeeliſch." Er leerte das Glas und warf es hinter ſich.

„Nun wollen wir übergehen zur Senſation der Senſationen, zum Abſinth!" —

* * *

Das Erwachen am nächſten Morgen war furchtbar. Schlimmer noch als der phyſiſche Katzenjammer war der Abſcheu vor dem Leben.

Als Fritz Berting ſein Manuſkript durchblätterte, ſah es ihn an wie das Werk eines Fremden; es widerte ihn an, verwirrte ihn. Der Plan, der Zuſammenhang der Teile, der höhere Sinn des Ganzen war ihm verloren gegangen. Ein Knäuel verworrenen Garns, wo einſt das Muſter geweſen war zu einem feinen, planvollen Gewebe. Er warf ſchließlich tief entmutigt die Blätter in ein Fach ſeines Schreibtiſches.

Was nun? Wenn er jetzt einer neuen Kriſe entgegenging, einem Anfall von Welt- und Kunſtekel, wie er ſie nicht bloß einmal durchgemacht hatte! — Dagegen gab es kein Mittel, das wußte er. Wie eine Krankheit war das, die heimtückiſch den Menſchen überfiel und erſt wich, wenn ſie den ganzen Körper durchſchüttelt hatte. Dazu das ſchreckliche Bewußtſein, daß er in ſeiner jetzigen Lage ſolchen Stimmungen nicht nachgeben durfte. Er mußte auf dem Poſten ſein; es handelte ſich um ſeine Exiſtenz. Ein Gaſt, der ihm in ſeinen Träumen ſchon öfters drohend gewinkt hatte: der Hunger, trat, wenn man die Hände in den Schoß legte, leibhaftig über die Schwelle.

Berting fürchtete ſich davor, ſein Portemonnaie zu öffnen und den Inhalt nachzuzählen; denn von der vorigen Nacht — deren einzelne Szenen ihm in undeutlichen Nebel zuſammenliefen — war ihm ein Bild in peinlichſter Erinnerung geblieben: der Kellner mit der Rechnung. Als

ſich Fritz endlich doch entſchloß, Kaſſenſturz zu machen, ergab ſich ein Befund, der ſeine ſchlimmſten Erwartungen übertraf.

Fritz verwünſchte den Polen. Was nützten ihm die glühenden Umarmungen und Küſſe, mit denen Michael Baron Chubsky ſich in früher Morgenſtunde von ihm verabſchiedet. Er, Fritz, hatte die Zeche bezahlen müſſen. Von der Unterhaltung mit dem berühmten Kunſtkenner und Vermittler zwiſchen den Litteraturen Europas war in ſeinem Kopfe nichts zurückgeblieben, als ein wüſtes Tohu-Wabohu. Wahrhaftig, die Ehre, dieſen Herrn zu traktieren, kam ihm teuer zu ſtehen!

Der Ärger darüber, war das erſte belebende Gefühl, das er an dieſem troſtloſen Tage empfand. Es ſtachelte ihn ſoweit auf, daß er ſich entſchloß, da es mit dem Arbeiten heute doch nichts werden würde, wenigſtens auszugehen.

Er hatte ſeit Tagen ſchon keine Zeitung mehr in Händen gehabt und meinte, daß er vielleicht in den Blättern irgend etwas finden werde, was ihn auf andere Gedanken bringen möchte. Er begab ſich in das Kaffeehaus, in welchem er ſich ehemals mit Heinrich Lehmfink faſt täglich getroffen hatte.

Als er das Zimmer betrat, in welchem die Zeitungen aufbewahrt wurden, rief man ihn von einem Ecktiſche aus an. Dort ſaßen bei einander: Theophil Alois Hilſchius, Siegfried Silber und ein dritter junger Mann. Fritz trat an den Tiſch, begrüßte ſich mit Theophil und mit Silber

und wurde mit dem Fremdling bekannt gemacht, den man ihm als Marcus Hieſel vorſtellte.

Siegfried Silber bat Fritz, bei ihnen Platz zu nehmen; ſeit der Viertelſtunde, die man hier ſitze, habe man von nichts anderem geſprochen, als von ihm. Sein Erſcheinen rette ihn, Fritz Berting, davor, daß man ihn, einem eben gefaßten Entſchluſſe zufolge, in corpore aufſuche.

Fritz blickte erſtaunt auf dieſes Kleeblatt. Die drei Leute ſchienen ihm gar nicht recht zuſammen zu paſſen. Siegfried Silber, mit dem Dichternamen „Karol“, trug noch immer den an den Ärmeln glänzenden, mit Flecken aller Art bedeckten, ehemals ſchwarzen Rock, den man wie eine zweite Haut an ihm kannte. Theophil Alois war tadellos gekleidet; ihn übertraf aber noch an Pflege des äußeren Menſchen um ein Erkleckliches Marcus Hieſel.

Berting hatte den Namen ſchon gelegentlich von Frau Eſchauer nennen hören. Hieſel war ein Verwandter der Familie Hilſchius. Annie pflegte von ihm als von dem „dekadenten Marcus“ zu ſprechen. Seine Eltern lebten in Wien, waren ſehr reich, er der einzige Sohn. Marcus hatte mit zwanzig Jahren eine Reiſe um die Welt gemacht, und, wie Annie erzählte, wäre die wichtigſte Erfahrung, welche er nach Europa zurückgebracht habe, geweſen, daß die Gheiſhas die einzig möglichen Frauen ſeien.

Fritz ſah ſich den Jüngling daraufhin mit einem gewiſſen Intereſſe an. Das ſchmale, blaſſe Geſicht war bartlos, das Haupthaar dicht über dem Ohr geſcheitelt, fiel in einer

breiten, glatten Welle über die halbe Stirn und bedeckte die Wange noch ein Stück. Der hohe Kragen, in Vatermörder-Form, und die breit gebundene Krawatte hüllten den dünnen Hals bis zum Ohrläppchen ein. Die Weste von perlmutterschillerndem Seidenstoff, darüber ein Rock mit breitem Sammetkragen, engen Ärmeln, langschößig, wie ihn die Biedermeierzeit liebte. — Schwer war es, sich die Beschäftigung des jungen Mannes vorzustellen. Daß diese Hände von durchschimmernder Zartheit der Haut mit etwas in Verbindung gebracht werden könnten, das den Namen Arbeit verdiente, erschien Blasphemie. Wenn sie, wie hier, ab und zu nach dem Theeglase griffen, so geschah es tastend, zögernd, als schämten sie sich der groben Gegenstände, mit denen sie in Berührung kamen. Ähnlich, wenn Marcus Hiesel den Mund öffnete. Er that es selten, zu wenigen zurückhaltenden Worten, die jungen Tauben gleich, scheu vom Neste aufflogen. Ein Zug herber Resignation zitterte auf den schmalen Lippen; aus seinen Augen sprach hoheitsvolles Mitleid über das Weltgetriebe.

Fritz, der Freund Theophil einigermaßen übersah, entging es nicht, daß der Sohn der Witwe Hilschius gänzlich unter dem Banne stand dieser neuen Größe: Marcus Hiesel. Schon trug er den Scheitel über dem Ohre, wenn er auch das Haar noch nicht bis zu der beträchtlichen Länge gezüchtet hatte wie sein Vorbild. Die Krawatte war ihm bis zum Kinn heraufgerutscht, und die Weste schien von der des Wiener Vetters abgefärbt zu haben.

Auch ſeine Gebärden ſtrebten nach Weihe und der Geſichtsausdruck nach Tiefſinn.

Dieſe beiden ſchwiegen ſich aus. Um ſo mehr redete der kleine Silber. Er war nahe an Fritz herangerückt und ſetzte ihm unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit einen Plan auseinander, zu deſſen Gelingen man ſtark auf Fritzens Mitwirkung hoffe.

Es handelte ſich um nichts geringeres, als die Gründung einer „Zeitſchrift“. Marcus Hieſel zuckte zuſammen bei einer ſo groben Bezeichnung, ſein Schatten, Theophil Alois, that ein gleiches, und Siegfried Silber korrigierte ſich infolge deſſen dahin, daß es ſich um ein Unternehmen handle, welches mit einer gewöhnlichen Zeitungsgründung nichts zu thun habe.

Fritz, durch eigene bittere Erfahrungen auf dieſem Gebiete ſkeptiſch gemacht, meinte: das ſei eine wundervolle Gelegenheit, Geld los zu werden.

Siegfried Silber belehrte ihn voll Eifer: es komme ihnen ganz und gar nicht darauf an, ein Geſchäft zu machen. Die Halbmonatsſchrift, die man herausgeben wolle, ſei nur für einen exkluſiven Kreis von Kennern berechnet und werde das intime Genre pflegen. Die litterariſchen Beiträge ebenſo wie die Ausſtattung müßten den Geſchmack des verwöhnteſten Liebhabers befriedigen. „Wir wollen ein Blatt gründen, wie es Deutſchland noch nicht beſitzt, nur auf äſthetiſchen Prinzipien aufgebaut, eſoteriſch durch und durch! Ein ſolches Organ thut uns not, ſehr not! Es müßte die Funktionen eines oberſten Gerichtshofes in

litterariſchen Dingen verſehen, müßte dem echten Talent, davon es auch bei uns genug giebt, Gelegenheit ſchaffen, ſich auszuwirken.“ Silber wendete ſich mit der letzten Bemerkung an Marcus Hieſel, Zuſtimmung ſuchend. Der nickte bedeutungsvoll, ein gleiches that Theophil Alois.

Berting meinte, der Plan ſei ganz ſchön, nur bezweifle er, daß ſich Leute finden würden, welche ein derartiges Unternehmen finanzieren wollten und könnten.

Hier leuchteten Silbers dunkle Augen auf, und mit überlegenem Lächeln ſagte er: „Dieſe Leute ſind gefunden. Ich gebe zu, daß ſolcher Idealismus ſelten ſein mag; hier war er vorhanden und mit ihm die Mittel zu einem Mäcenatentum großen Stiles. Wer unſere hochherzigen Geldgeber ſind, muß vorläufig verſchwiegen bleiben. Daß aber der Stein im Rollen iſt, mag Ihnen dieſes hier beweiſen.“

Er zog aus der Taſche des unſauberen Rockes ein Paketchen Druckbogen, die er vor Berting ausbreitete. „Ich habe nur eine Probe drucken laſſen vorläufig, aus meinem Roman ‚Das Ghetto‘, der ſeiner Zeit auch Ihren Beifall fand. Und hier ein Gedicht von unſerem Theophil Alois Hilſchius. Wir gedenken viel Lyrik zu bringen Ferner Aphorismen von Marcus Hieſel. Bitte, beachten Sie die Vignetten und Zierleiſten. Wir werden dem erleſenen Stile des Ganzen entſprechend den Buchſchmuck geſtalten. Den Titel haben wir endgiltig feſtgeſetzt, er ſoll lauten: ‚Der Impreſſioniſt‘. Soeben hielten wir eine kleine Redaktionsſitzung ab. Dieſe beiden Herren ſind meine Mitredakteure. Ein Redaktionslokal wird ſelbſt-

verſtändlich noch gemietet werden. Hier iſt übrigens eine Probe zum Umſchlag."

Er reichte Fritz ein Stück feinſten holländiſchen Büttenpapiers, auf dem in mattem Gold der Titel prangte.

Während Berting das Blatt betrachtete, hatten ſich die beiden Vettern Marcus Hieſel und Theophil Hilſchius erhoben. Der junge Wiener hüllte ſeine ſchlanke Figur in einen koſtbaren Pelzmantel ein, lächelte diskret melancholiſch zum Gruß und verſchwand mit unhörbaren Schritten, gefolgt von Theophil Alois, der dieſe Art des beinahe körperloſen Entſchwebens nachzuahmen zwar beſtrebt war, aber doch nicht völlig erreichte.

Kaum hatten die beiden ſich entfernt, ſo ſchlug Siegfried Silber eine ganz andere Tonart an. Er wolle Berting in das Geſchäftliche des Unternehmens einweihen, ſagte er, und rückte vertraulich an ihn heran.

Die Sache liege ganz einfach ſo: Frau Hilſchius, die für ihren Sohn eine Beſchäftigung ſuche, habe eine Summe geſtiftet für das Unternehmen, unter der Vorausſetzung, daß Theophil nach außen hin als Redakteur auftrete. Eine gleiche Summe habe der junge Hieſel beigeſteuert. Beiden Herren müſſe dafür ſelbſtverſtändlich jederzeit weißes Papier im ‚Impreſſioniſt' zur Verfügung ſtehen. Die Oberleitung ſei ihm, Siegfried Silber, übertragen worden. Nun komme es vor allem darauf an, noch ein paar Schriftſteller von Kaliber zu gewinnen, um der Sache Relief und Rückgrat zu geben. Denn auf den Gedichten von Theophil Alois und den Aphorismen von Marcus Hieſel

könne man eine ernſthafte Zeitſchrift natürlich nicht aufbauen. Darum ſei es ſehr erwünſcht, daß Berting die Mitarbeiterſchaft annehme.

Fritz, der die Leiſtungen Theophils als Lyriker von der Nordlandsreiſe her noch in üblem Angedenken hatte, und der von den Hieſelſchen Aphorismen, nach dem, was er ſoeben flüchtig geleſen, auch keine große Meinung haben konnte, machte geltend, daß man auf ſein Renommee halten müſſe, als Litterat. Der Gedanke, in ſo unreifer Geſellſchaft vor die Öffentlichkeit zu treten, war ihm keineswegs ſympathiſch.

Silber ſchien auf dieſen Einwand gefaßt. „Ganz unter uns," flüſterte er und verzog ſein bewegliches Geſicht zu einer liſtigen Grimaſſe. „Je weniger dieſe beiden ſchreiben, deſto lieber wird es mir ſein. Ich hoffe in dieſer Beziehung auf die ſolchen Herren angeborene Faulheit. Von Geſchäften verſteht der eine ſo wenig wie der andere. Sie figurieren zwar als Mitredakteure, aber ich werde dafür Sorge tragen, daß ſie Strohmänner bleiben. Der Kontrakt, den ich habe, wahrt mir volle Selbſtändigkeit. Die geſchäftliche wie die litterariſche Leitung liegt in meinen Händen.

„Verdenken Sie mir etwa mein Verhalten, Berting?" fragte Silber, durch Fritzens Miene ſtutzig geworden. Fritz zuckte die Achſeln. „Ich möchte nicht, daß Sie auf falſche Vermutungen kämen. Ganz offen will ich gegen Sie ſein. Sehen Sie, ich habe es ſchwer gehabt! Von meiner Jugend will ich gar nichts erzählen. Denken Sie ſich die ärgſten

Demütigungen, die es für einen aufſtrebenden Geiſt giebt, Zurückſetzung, Widerwärtigkeiten jeder Art, und Sie werden mit aller Phantaſie zurückbleiben hinter dem, was ich in Wirklichkeit durchgemacht habe. Ich wollte vorwärts kommen, und von Anfang an waren mir die Verhältniſſe entgegen. Ihnen, der ſie aus ganz anderer Lage kommen, iſt es einfach unmöglich, ſich dahinein zu verſetzen. — Und nun habe ich mich ein Stück emporgearbeitet, ohne Hilfe von irgend einer Seite, ja, im Gegenſatz zu meiner Umgebung, in bitterer Feindſchaft, kann ich ſagen, gegen die ganze Welt. Was habe ich ſchließlich erreicht? ‚Tintenkuli‘ nennen einen die Gemütsmenſchen. Die Finger habe ich mir wund geſchrieben, Sklavenarbeit verrichtet, jeden Auftrag angenommen, um nur nicht wieder zurückzuſinken von der mühſam erklommenen Stufe. Dabei habe ich Zeit gefunden, Sie wiſſen es, von dem, was ich wußte und konnte, denen mitzuteilen, die gleich mir in bedrängter Lage ſind. Aber der Proletarier iſt beſſer daran, als unſereiner. Er empfindet die Feſſeln der Armut nicht ſo ſtark wie der Intelektuelle; uns reiben ſie nicht nur das Fleiſch, ſondern obendrein noch die feinfühlige, hochſtrebende Seele wund. Und von allem das Bitterſte, das Bewußtſein, daß man etwas könnte, und nicht herangelaſſen wird an die entſcheidenden Stellen; überall zurückgeſtoßen, während die Impotenz am Tiſche ſitzt und ſich mäſtet. Ich will empor und ich muß empor! Ich denke, daß Sie das verſtehen müſſen, Berting!“

Man brauchte nur in das blutleere Geſicht mit den

qualvoll zuckenden Lippen, in das leidenſchaftlich glühende Auge zu blicken, um zu ahnen, welcher Ehrgeiz dieſen Menſchen im Innerſten verzehrte. Soviel auch ſonſt an ſeinem ganzen Weſen Poſe ſein mochte, hierin war Siegfried Silber echt, in der Weißglut des Temperaments, in dieſem verzweifelten Drängen nach vorwärts.

„Sehen Sie," fuhr Silber fort, „es iſt von jeher mein Traum geweſen, eine litterariſche Zeitſchrift großen Stiles ins Leben zu rufen. Schon damals, als ich hinter dem Ladentiſch meines Vaters den Atta Troll verſchlang, ſchwebte mir das Blatt, deſſen Chefredakteur ich einmal ſein würde, in klaren Umriſſen vor. Nun mit einem Male rückt mir nach ſoviel Miſere die Möglichkeit nahe, meinen Jugendtraum zu erfüllen. Sie, Berting, haben auch Anteil an dieſer Wendung meiner Umſtände. Ich werde es Ihnen niemals vergeſſen, daß Sie mich in das Haus der Frau Hilſchius eingeführt haben. Ohnedem würde ich ſchwerlich erreicht haben, was ich in Händen halte."

„Der Kontrakt iſt abgeſchloſſen?" erkundigte ſich Fritz.

„Von den Parteien unterſchrieben und gerichtlich beglaubigt, das Geld ſichergeſtellt. Ein Unternehmen, ſo glänzend fundiert, wie es nur ſein kann!"

Der kleine Mann, unfähig, ſeine Erregung völlig zu meiſtern, erhob ſich, ſcheinbar unmotiviert, von ſeinem Stuhle, um ſich ſofort wieder zu ſetzen.

„Sagen Sie ſelbſt, lieber Berting, durfte ich mir eine ſolche Chance entgehen laſſen? Dieſe Mutter, die durchaus ihrem Söhnchen die Gloriole litterariſcher Berühmt-

heit ums Haupt weben will, und dieſer Marcus Hieſel, der nicht weiß, was mit den Millionen ſeiner Eltern anfangen — ſollte man warten, bis dieſe Jünglinge irgend einem Gauner in die Hände laufen, der ſie von der goldenen Laſt befreit? Mag es immerhin ſo ausſehen, als beutete ich die Eitelkeit aus! Gut, ich nehme das Odium auf mich. Ich gedenke etwas Großes zu machen aus dieſer Gründung."

„Wie ich geſehen habe, Silber, laſſen Sie Ihren Roman in der Zeitſchrift erſcheinen."

„Ach ja, mein ‚Ghetto'! Dieſes Schmerzenskind, das, wie Sie ſelbſt erlebt haben, Herr Weißbleicher mir zur Verfügung geſtellt hat. Aber mit dieſem einen Roman und mit den Bagatellen, die mir Hilſchius und Hieſel liefern, kann ich nicht auskommen. Was ich für die erſte Nummer brauche, wäre eine nicht allzu umfangreiche, ſtark einſetzende, ſpannende Novelle, etwas recht in die Augen Stechendes von lebhaftem Kolorit. Am beſten etwas, das den Spießbürger ärgert, damit geſchimpft wird auf das neue Blatt. Ich habe an Sie gedacht, Berting; Ihr Name ſteht ſeit dem berechtigten Erfolge des ‚Geſchlechts' mit unter den meiſtumſtrittenen der jungen Bewegung. Eine Arbeit aus Ihrer Feder würde der Zeitſchrift gerade das geben, was uns fehlt: die Folie des Litterariſchen. Haben Sie etwas in Arbeit?"

Fritz Berting erwiderte zögernd, er habe zwar eine Novelle angefangen, halte ſie jedoch nicht für geeignet für den ‚Impreſſioniſt'.

„Ich würde pränumerando zahlen!“ rief Silber lebhaft. „Ich bin so gestellt, daß ich nicht zu knausern brauche im Honorar.“

Fritz schwankte. Der Gedanke, sich in den Sold Siegfried Silbers zu stellen, war ihm noch zu ungewohnt, um sofort zuschlagen zu mögen. Auf der anderen Seite schien ihm das Anerbieten verlockender, als er es jenem gern merken lassen wollte. Bar Geld, woher es auch kam, war in seiner jetzigen Lage Hilfe in höchster Not.

„Auf welchen Umfang taxieren Sie Ihre Arbeit?“

Fritz überlegte. Was er bis jetzt fertig hatte, war seiner Schätzung nach etwa die größere Hälfte. Er nannte den Umfang in einer runden Zahl von Bogen.

„Danach würde Ihre Novelle etwa durch die fünf bis sechs ersten Nummern des ‚Impressionist‘ laufen. Gerade das, was ich brauche! Können Sie mir nicht in drei Worten den Inhalt der Geschichte angeben, damit ich nur ungefähr orientiert bin, ob sie sich mit dem übrigen Programm verträgt.“

Fritz gab ihm, so gut es ihm im Augenblicke möglich war, das Skelett seiner Novelle.

„Wird ein Schlager!“ rief Silber. „Nun sagen Sie mir bitte Ihren Honoraranspruch, Berting!“

Fritz wußte, daß ihn Siegfried Silber für dumm halten würde, wenn er bescheiden auftrat in seinen Ansprüchen. Er nannte den fünffachen Satz von dem, was ihm früher einmal ein berliner Blatt gezahlt hatte für einen novellistischen Beitrag und war gespannt, was der neu-

gebackene Redakteur zu der Forderung wohl für ein Geſicht machen würde.

Siegfried Silber ſchloß einen Augenblick die Augen. Dann ſagte er mit einem Lächeln, das den inneren Triumph nicht gänzlich zu verbergen vermochte: „Sie geſtatten wohl, Berting, daß ich dieſe Summe etwas nach oben zu abrunde.“

* * *

Alma aufzuſuchen, hatte Fritz über alledem wenig Zeit gefunden. Am liebſten noch ging er abends zu ihr, wenn er vom Schreiben müde war.

Dann ſaß er ſtundenlang in ihrem Zimmer und brütete vor ſich hin. Die Lampe durfte nicht angezündet werden. Fritz wollte das helle Licht nicht; es verriet ihm allzu grauſam die Veränderung von Almas Erſcheinung, die nicht ausgeblieben war.

Viel geſprochen wurde nicht an ſolchen Abenden. Das Mädchen machte wohl manchmal den Verſuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, erzählte von Dingen, die ihn ehemals intereſſiert oder beluſtigt hatten, von ihren kleinen Tageserlebniſſen im Haus, auf der Straße, oder im Geſchäft. Fritz hatte ſie ja früher oftmals gebeten: „Erzähle mir etwas!“ Aber wenn ſie jetzt ungebeten anfing, war ein Seufzer die Antwort, oder auch ein Gähnen.

Dann ſchwieg Alma bedrückt, verſuchte in der Dunkelheit wohl verſtohlen ſeine Wange zu ſtreicheln. Wenn er ſich aber über die Rauhheit ihrer Hand beklagte,

wagte ſie es nur noch mit ſeinem Haar zu thun. Da konnte er die unzähligen kleinen Riſſe und Stiche an ihren Fingern, die von der unabläſſigen Näharbeit herrührten, doch nicht ſpüren.

Alma ſchluckte in ſeiner Gegenwart tapfer ihre Thränen herunter. Fritz gab ihr ja genug Gelegenheit, ſich unbemerkt auszuweinen. Wußte ſie doch, daß Thränen das ſicherſte Mittel geweſen wären, ihn ganz zu verſcheuchen. Mehr denn je war es ihre geheime Angſt, daß er ſie eines Tages verlaſſen könne. In ihrer Macht ſtand es ja nicht, ihn zu binden. Es war ſein freier Wille, wenn er kam. Die Klugheit der Liebe ſagte ihr, daß ſie gerade in dieſer Zeit alles fern halten müſſe, was ihm Zwang bedeuten konnte. Sowie ſie ihm zu Gemüte geführt hätte, daß er Pflichten gegen ſie zu erfüllen habe, wäre ſie ihm doppelt läſtig gefallen. Wenn ſie ihm dagegen volle Freiheit ließ, zu kommen und zu gehen, wie es ihm paßte, war die Wahrſcheinlichkeit ihn zu behalten am größten.

Der Zuſtand, in dem Alma ſich befand, führte ſie naturgemäß zu ſolcher Vorſicht. Jetzt, wo die Verliebtheit der erſten Zeit bei ihm verflogen war, blieb ihr als Waffe allein: Vorſicht. Mehr noch als für ſich ſelbſt kämpfte ſie für ihr Kind, dem ſie den Vater erhalten wollte. Fritz durfte ſie nicht verlaſſen, jetzt nicht!

Sie konnte ihm nicht weiter gram ſein, auch wenn er ſie noch ſo rückſichtslos behandelte. War ſie ihm doch für Großes Dank ſchuldig. Wie alle Frauen, die einmal glücklich geliebt haben, trug ſie das Vergangene als

ſtets gegenwärtiges Erlebnis in der Seele. Während der vielen Stunden, die ſie einſam über ihrer Arbeit ſaß, hatte ſie reichlich Muße zum Nachſinnen. Ihr wenig belaſtetes Gedächtnis beſaß die Fähigkeit, ſich jede Szene der Vergangenheit zurückzurufen, daß es war, als erlebe ſie ſie jetzt. Und ſie wurde nicht müde, immer und immer wieder in dieſen guten Erinnerungen zu kramen. Langeweile gab es nicht für Alma Lux, mochten ihre Tage äußerlich noch ſo monoton dahinſchleichen, weil ſie in der Fülle ſtand innerer Erlebniſſe.

Die Mutterſchaft begann ſie ſtark in Anſpruch zu nehmen. Inſtinktiv that ſie, was für das Werdende gut und notwendig war, mied alles Aufreibende und Aufregende. Ein Leben, wie ſie es im früheren Quartier in Gemeinſchaft mit Fritz geführt hatte, wäre ihr jetzt Gift geweſen. Sie war im ſtillen glücklich, daß er keine Zärtlichkeit verlangte von ihr. Schon erwuchs in ihr ein neues Gefühl ihm gegenüber, jene trauliche Zuneigung des Weibes für den Vater ihres Kindes.

Ganz anders empfand Fritz. Das geheime Grauen zwar, das ihn befallen hatte, als er erfuhr, welche Folgen ihr Verhältnis gehabt, war einer gefaßteren Stimmung gewichen. Er betrachtete das, was Almas höchſtes Glück war, als unabwendbares Mißgeſchick.

Er wußte, daß er unritterlich handle gegen dieſes arme, wehrloſe Geſchöpf, wenn er ſie oft mit einer gewiſſen verzweifelten Bosheit von ſich ſtieß. Aber er konnte nicht anders. Sie reizte ihn durch die Geduld, mit der

ſie ſeine Launen ertrug, mehr, als es Widerſtand und Empörung vermocht hätten.

Es gab auch wieder Momente, wo er ſie bemitleidete, wo ſich etwas wie Dankbarkeit in ihm regte, der Geliebten gegenüber, die ſich in ſchwerer Zeit ſo treu und anhänglich erwieſen hatte. In ſolchen Stunden nahm er ſich dann vor, gut gegen ſie zu ſein und Rückſicht zu nehmen auf ihren Zuſtand. Dann aber, wenn ſie ihn durch ein Wort, einen Seufzer, durch ihre bloße Erſcheinung an das erinnerte, woran er nicht erinnert ſein wollte, fühlte er etwas in ſich aufſteigen, wie Wut und Haß. Mit ihren Taubenmienen hatte ſie ihn betrogen. Sie hatte das uralte Adam- und Eva-Spiel in neuer Variation mit ihm aufgeführt; anders war es nicht! —

Genau wie für ſie galt es für ihn, ein Kind verteidigen; wenn es auch keines war von Fleiſch und Bein: ſein Künſtlertum. Klarer denn je ſah er es jetzt, die Fortdauer dieſes Verhältniſſes mußte der Ruin werden ſeines Schaffens. Dieſes ſtumpfſinnige Zuſammenhocken, das faſt einer alten ſchlechten Gewohnheit glich, von der man ſich aus Bequemlichkeit nicht trennen will, war tief unter ſeinem Niveau. Es erniedrigte ihn viel mehr geiſtig als moraliſch. Er fühlte ſich nach ſeinen Beſuchen bei Alma ernüchtert, von Selbſtekel erfüllt, flügelmüde. Mochte Heinrich Lehmfink zehnmal behaupten, daß es Ehrenpflicht ſei, ein Mädchen zu heiraten, das man zur Mutter gemacht; ſchließlich urteilte auch er eben nur als ein Fernſtehender. Sagen konnte man es ihm ja nicht, ſelbſt dem

beſten Freunde nicht, wie das, was früher freie Neigung geweſen, jetzt auf dem Wege war auszuarten in Laſt und Zwang. Wenn Lehmfink hätte verſtehen können, wie im Innerſten ernüchtert Fritz ſich fühlte, auch er würde nicht weiter auf ſeinen ſchroffen Anſichten beſtanden haben. Denn das, was der Freund als ſittliche Forderung aufſtellte, war recht eigentlich das Unmoraliſche, war Sanktion einer Verbindung, die wenigſtens von einer Seite aufgehört hatte, Bedürfnis zu ſein. Der illegale Verkehr der Geſchlechter verſtieß höchſtens gegen die Geſetze des äußeren Anſtandes; herabziehend und die Beteiligten entwürdigend aber war eine Liebe ohne tiefquellendes Verlangen. Die Sinnenfreude war ein für allemal verrauſcht zwiſchen ihnen. Fritz glaubte auch nicht, daß es jemals anders werden könne.

Alma, wie ſie nun einmal war, würde höchſt wahrſcheinlich ganz in der Mutter aufgehen, ſobald ſie ihr Kind an der Bruſt hielt. Beinahe war es ſchon jetzt ſo. Ihre Neigung hatte zwar noch die äußerlichen Geſten der früheren Zärtlichkeit, aber ob ſie nicht dem Weibesinſtinkt entſprangen, der ſich den Vater des Kindes unter allen Umſtänden als Ernährer erhalten wollte? —

Fritz war innerlich ſchon ſoweit von Alma entfernt, daß er kühlen Blutes ſolche Vermutungen hegte.

Die einzige Rettung, die es ſchließlich für beide gegeben hätte, wäre Freundſchaft geweſen; aber dazu fehlte als Vorbedingung jene ſeeliſche Verwandtſchaft, die eine unſichtbare Verbindung herſtellt zwiſchen ähnlich gebildeten

Geiſtern. Geliebte konnte Alma ſein, Magd, Helferin, niemals aber Gefährtin und Vertraute ſeines Strebens. Vor ſeinem innerſten Erleben, vor der geheimen Schatzkammer ſeiner beſten Gedanken, vor dem, was er ſelbſt das „Heiligtum der Kräfte“ genannt hatte, mußte ſie ratlos ſtehen. Selbſt wenn er ihr Einblick gewährt hätte, ſie würde dort nichts geſehen haben, weil ihr dafür die Augen fehlten.

Menſchen, die geiſtig auf ſo verſchiedener Stufe ſtanden, konnten ſich höchſtens mit den Oberflächen ihres Weſens berühren. Die tiefſte, auf Verſtehen und Ergründen beruhende Sympathie gab es für ſie nicht. Zwiſchen ihnen ſtand unſichtbar eine äußerſt empfindliche Grenze, die des Geſchmackes. Das Vorhandenſein dieſer Linie wurde meiſt erſt bemerkt, wenn es zu ſpät, wenn ſie ſchon überſchritten war. Und ſolches Verſehen bedeutete, wenn auch noch ſo naiv begangen, immer einen Stoß in das Nervenleben des feiner empfindenden Teiles. Bis ſchließlich das Gemeinſame, was beide hatten, aufgezehrt ward von dem, was in ihnen feindlich und unvereinbar war.

Fritz ſah dieſe Entwickelung ziemlich klar vor ſich, während Alma, die früher wohl manchmal eine dumpfe Ahnung gehabt hatte von dem Widerſpruch, der ihr Verhältnis langſam, aber ſicher auseinandertreiben mußte, jetzt ihr ganzes Hoffen auf das richtete, was kommen ſollte, auf ihr Kind. Sie war naiv genug, zu glauben, daß das Kind ein Band werden würde zwiſchen ihm und ihr. Sie konnte ſich einfach nicht in die Gemütsverfaſſung des

Mannes verſetzen, der nichts tiefer verabſcheute und fürchtete, als dieſe größte aller Verantwortungen.

Fritz Berting hatte Heinrich Lehmfink, ſeit ihrem Geſpräche über Alma, nicht wieder geſehen. Ins Café kam Lehmfink nicht mehr, ſeit er außerhalb der Stadt wohnte; und den Freund aufzuſuchen, mit dem er in einer gewiſſen Spannung auseinander gegangen war, hatte Fritz weder Mut noch Luſt gehabt.

Im ſtillen hoffte er immer, man würde ſich einmal durch Zufall auf der Straße treffen. Dann wäre es ja ein leichtes geweſen, ſich dem alten Kerl anzuſchließen und in harmloſer Weiſe alles wieder ins rechte Gleis zu bringen. Aber er bekam den Freund auch nicht mit einer Naſenſpitze zu ſehen.

Bis ihm ein kurzer, offenbar in größter Eile geſchriebener Brief Lehmfinks mitteilte: er habe durch ſeine Schweſter Toni bedenkliche Nachrichten über das Befinden der Mutter erhalten und ſei auf dem Sprunge, nach Haus zu reiſen.

* * *

Frau Hilſchius hatte ſchon vor Wochen Fritz Berting durch eine Karte davon verſtändigt, daß ſie wieder jeden Mittwoch Nachmittag für ihre Freunde zu Haus ſei. Fritz konnte ſich nicht recht entſchließen, dorthin zu gehen. Die Berühmtheiten, welche die ſchöngeiſtige Witwe um ſich verſammelte, waren ihm vom vorigen Winter her noch in ſchlimmer Erinnerung. Aber er wollte ſeine Gönnerin,

von deren Freundlichkeit er mehr als eine Probe erlebt hatte, doch nicht gänzlich vor den Kopf ſtoßen und ging, ſeinem Herzen einen Stoß gebend, am nächſten Mittwoch nach dem wohlbekannten Hauſe.

Er fand die Räume ſchon ziemlich gefüllt. Viele Geſichter waren ihm bekannt. An ihrem kollegialen Lächeln erkannte er die Dichterin der „Epheuranken“ wieder. Berting fühlte ihr gegenüber ein ſchlechtes Gewiſſen. Sie hatte ihm ihren letzten Band „Immergrün“ zugeſchickt, und er war ſo unhöflich geweſen, nichts darauf zu erwidern, noch ſchlimmer, er war ſich bewußt, nicht einmal hineingeblickt zu haben in das Buch.

Auch die langhaarigen Dichter waren zur Stelle, von denen ſich übrigens einer Fritz gegenüber inzwiſchen als Agent einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft entpuppt hatte, während ihm der andere als Korreſpondent einer Kartonnagefabrik bezeichnet worden war.

Die Zahl der blonden und braunen Zöpfe ſchien gegen die vorige Saiſon womöglich noch gewachſen.

Fritz durchſchritt den Salon, Theophil Alois und Marcus Hieſel nur im Vorüberſchreiten begrüßend. Zunächſt wollte er der Dame des Hauſes ſeine Reverenz machen. Er traf ſie im letzten Zimmer mit Weißbleicher und Profeſſor Wallberg, die beide eifrig auf ſie einſprachen. Man bemerkte ſein Eintreten nicht ſofort, und Fritz hörte noch, wie Weißbleicher das Wort „Impreſſioniſt“ in erregtem Tone wiederholte. Der Profeſſor ſchien ihm zu ſekundieren.

Als Fritz ſich der Dame des Hauſes näherte, erwiderte ſie ſeine Begrüßung mit offenbarer Befangenheit. Weißbleicher blickte ihn giftig von der Seite an, und Profeſſor Wallberg grüßte ſehr von oben herab. Darauf eiſiges Schweigen.

Da es ihm hier nicht recht geheuer dünkte, kehrte Berting in den Salon zurück, wo er der blonden Dichterin von „Epheuranken“ und „Immergrün“ in die Hände fiel. Sie mahnte ihn mit ſanftem Schmollen an die Abmachung, wonach man hatte in Bücheraustauſch treten wollen. Fritz dankte ihr zerſtreut für die „ſchönen Gedichte“, mit deren Zuſendung ſie ihn hoch erfreut habe, er werde ſich nächſtens revanchieren. Das runde, niedliche Geſichtchen der Blondine verdüſterte ſich bei ſeinen Worten; ganz niedergedrückt ſagte ſie: „Immergrün“ ſei ja aber eine Novelle. Worauf er zur Entſchuldigung ſtammelte: der Band liege zu oberſt auf dem Bücherhaufen, den durchzuleſen er ſich beſtimmt vorgenommen habe.

Inzwiſchen hatte Fritz ein Paar dunkle Augen und eine ſcharfgeſchnittene Naſe für einen Augenblick unter einigen minder markanten Geſichtern auftauchen und wieder verſchwinden ſehen. Er beendete die Unterhaltung mit der gekränkten Kollegin und eilte nach jener Ecke des Zimmers, um Siegfried Silbers habhaft zu werden. Der ſollte ihm erklären, was eigentlich heute hier vorgehe. Denn aus der Art, wie die Menſchen, in Gruppen beiſammenſtehend, wiſperten und ſich mit geſpannter Miene gegenſeitig beobachteten, war zu entnehmen, daß irgend etwas Aufregendes in der Luft ſchwebe.

Er fand Siegfried Silber nach einigem Suchen in jenem Boudoir mit der roten Ampel, das Annie Eſchauer, wenn ſie hier war, ſo gern aufſuchte. Einer der Langhaarigen, der, welcher im Nebenberufe Agent war, ſtand vor ihm. Silber hielt einen Stoß Blätter in der Hand, die er eilig durchflog. Man hätte vermuten können, es handle ſich um den Abſchluß eines Lebensverſicherungsvertrages, aber es ſtellte ſich heraus, daß der Dichter dem Herrn Redakteur ein Manuſkript angeboten hatte, über deſſen Annahme ſoeben verhandelt wurde. Siegfried Silber faltete die Blätter zuſammen, verſenkte ſie in ſeine Taſche und klopfte mit einem: „Werden wir gelegentlich einſchieben!“ dem Autor gönnerhaft auf die Schulter. Dann begrüßte er Fritz.

„Die Bombe iſt geplatzt,“ raunte er, und ſchob ſeinen Arm vertraulich unter den Fritzens. „Vorgeſtern abend habe ich den Proſpekt des ‚Impreſſioniſt‘ auf die Poſt gegeben, heute bringen ihn ſchon ſämtliche Blätter. Herrn Weißbleicher mag wohl der Morgenkaffee mit dieſer Zugabe ſchlecht geſchmeckt haben. Er möchte berſten! Glaubte er doch, das hier wäre ſeine alleinige Domäne. Frau Hilſchius, Theophil Alois ſeine beſtzahlenden Autoren! Und dieſer Marcus Hieſel, nach deſſen Druckbedürftigkeit er längſt geſchielt hat! Dazu all die anderen, die ihm fahnenflüchtig zu werden drohen. Einer nach dem anderen kommt zu mir. Die junge Dame, mit der ich Sie vorhin in Unterhaltung ſah, hat mich gefragt, ob ſie mich morgen aufſuchen dürfe in der Redaktion des ‚Impreſſio-

niſt'. Was ſagen Sie dazu? Auch ſie war eine Stütze des Weißbleicherſchen Verlages. Wer das gedacht hätte, damals, als er meinen Roman ſo sans façon ablehnte, der Protz! Jetzt beſchwört er Frau Hilſchius, ſie ſolle die Geſchichte rückgängig machen. Wenn's nur ginge! Ich habe mich vorgeſehen! Meinen Kontrakt wirft mir Herr Weißbleicher nicht um."

„Haben Sie meinen Namen in dem Proſpekt genannt?" erkundigte ſich Fritz.

„Selbſtverſtändlich! Sie ſind eines unſerer Aushängeſchilder." Er kramte in ſeinen Rocktaſchen. „Ich werde wohl eines von den Dingern bei mir haben — da!"

Fritz überflog das Programm des Blattes. An dem blütenreichen Stile war die Feder des Dichters Karol wiederzuerkennen. Man las da von der „Stickluft der Reaktion", die ausgefegt werden müſſe. Von einem „leuchtenden Fanale", das „auf ſteiler Höhe weithin ſichtbar aufzupflanzen" ſei. Vom „Anbruch einer jungen Morgenröte des ſich erneuernden Geſchmackes." Von „Befreiung der Kunſt aus den Armen des impotenten Alters durch ein jugendſtarkes Geſchlecht."

Nun begriff Fritz die Szene, deren Zuſchauer er vorhin geworden, Weißbleichers ſchnaubende Wut und Profeſſor Wallbergs giftige Erregung.

Siegfried Silber wurde von Fritz weggerufen; einige Damen wollten ihn ſprechen. Er war heute der Vielbegehrte. Fritz hatte Gelegenheit, die proteusartige Wandlungsfähigkeit dieſes Menſchen anzuſtaunen. Mit einer

Aſſurance trat er hier auf, als habe er zeit ſeines Lebens in ähnlichen Verhältniſſen gelebt, niemals mit alten Kleidern gehandelt. Von der Häßlichkeit ſeines Geſichts ſchien er ebenſo wenig eine Ahnung zu haben, wie von der Schäbigkeit ſeines Rockes; und wenn er ſich ihrer bewußt war, ſo genierten ſie ihn jedenfalls nicht.

Die harmloſe Einmütigkeit, die ehemals im Salon der Frau Hilſchius geherrſcht hatte, erſchien gründlich geſtört. Wie in einem Bienenſchwarme, der einen neuen Weiſel kreieren will, ſchwärmte alles erregt durcheinander. Der Einbruch der Jugend war völlig überraſchend für das Alter erfolgt. Profeſſor Wallberg, früher hier tonangebend, zu dem Theophil Alois als zu ſeinem Meiſter aufgeblickt hatte, deſſen ſinnige Trink- und Minnelieder die jungen Mädchen auswendig gelernt, dem die langhaarigen Poeten ihre Werke in Dankbarkeit und Verehrung zugeeignet hatten; Profeſſor Wallberg, der Mann der Ordensdekorationen und der Auflagen, der in einer Perſon Dichter, Feuilletoniſt und Kritiker war, ſtand heute völlig vereinſamt da. Die Königin Mode, deren verwöhntes Schoßkind er lange Zeit hindurch geweſen, hatte ihm den Rücken gewandt.

Aber Wallberg war nicht der Mann des klein Beigebens. Fritz Berting bewahrte den Wortwechſel, den er mit ihm in dieſem ſelben Hauſe gehabt, in gutem Gedächtnis. Wenn einer, ſo war der Alte Fanatiker. Er würde gegen das, von allen Seiten auf ihn einſtürmende Neue trotzig den Boden verteidigen, Fuß um Fuß. So ſtand er da, wie ein zum Kampfe bereiter Stier, mit ſeinem

fleiſchigen Nacken, ſeinem weißgelben Haarbach, das Geſicht dunkel gerötet, jeden, der ſich ihm näherte, mißtrauiſch unter der goldenen Brille hervor auf ſeine Geſinnung prüfend.

Der Profeſſor machte kein Hehl daraus, was er von der neueſten Gründung, die das Tagesgeſpräch bildete, halte. Worte wie: „ſeceſſioniſtiſches Windei“ und „litterariſches Gigerltum“, von „Grünſchnäbeln“, die „noch nicht trocken“ ſeien, ſprudelten ihm im Zorne von den Lippen. Er prophezeite dem Blatte, wie der ganzen Bewegung, ein klägliches Fiasko in allerkürzeſter Zeit.

Fritz Berting fand, daß dem Alten die Rolle des grollenden Entthronten gar nicht ſo übel ſtehe. Jedenfalls konnte er einem mehr Sympathie abgewinnen, als Weißbleicher, aus deſſen Weſen nichts ſprach, als der blaſſe Ärger eines, der ſich ein glänzendes Geſchäft von einem noch Schlaueren vor der Naſe hat wegſchnappen laſſen.

Schon konnte man den feiſten Mann hin und her gehen ſehen zwiſchen den Gruppen der ſich Unterhaltenden. Er wollte den Anſchluß, den er hier wohl zum erſten Male im Leben verſäumt hatte, wieder einholen. Schließlich kam er auch zu Fritz und ſagte, mit jener überzeugten Biedermannsmiene, die er ſtets aufzuſetzten pflegte, wenn er log, er intereſſiere ſich ungemein für das neue Unternehmen, das er ganz zeitgemäß finde.

Es kam nun der Augenblick, der, wie Annie Eſchauer behauptete, für viele der wichtigſte war an dieſen ſchön-

geiſtigen Zuſammenkünften: das Aufgehen der Speiſezimmerthür.

Nachdem der erſte Andrang vorüber war, hatte ſich Fritz Berting vom Büffett ein Glas Wein verſchafft und ein Stück Braten und damit eine ruhige Ecke aufgeſucht, von wo aus er die Geſellſchaft überblickte.

Ihm fehlte Annie Eſchauer. Sicherlich hätte ſie zu manchem, was hier vorging, ein ſaftiges Wörtlein zu ſagen gehabt. Ihm fehlte auch Hedwig von Lavan; ſie wenigſtens hatte er heute wiederzuſehen gehofft.

In einer anderen Ecke ſaßen an einem Tiſche bei einander: Theophil Alois, ſein Vetter Marcus und ein paar junge Mädchen. Das Wort führte der Wiener. Fritz konnte nicht verſtehen, was jener flüſternd hauchte; den Mienen der Zuhörerinnen nach zu ſchließen aber mußte es ſehr intereſſant ſein. Sie hingen an den bleichen Zügen, dem feierlichen Augenaufſchlag, den weihevollen Geſten dieſes prieſterlichen Jünglings. Marcus Hieſel wurde von ihnen verſehen mit Speiſe und Trank. Denn, obgleich ſchwer zu glauben, auch er ſchien leiblichen Appetit zu haben und ihn auf dieſelbe proſaiſche Weiſe zu ſtillen, wie gewöhnliche Sterbliche.

Während das Eſſen noch im Gange war, erſchien Waldemar Heßlow. Er kam vom Theater, wo er zu ſpielen gehabt hatte.

Welch ein Unterſchied gegen voriges Jahr! Selbſt der ſchöne Waldemar erfuhr die Treuloſigkeit der Mode. Heute rief ſein Eintreten kaum mehr als ein: „Ach, da

iſt ja auch Heßlow!“ hervor. Die Damenwelt, welche damals bewundernd zu ſeinen Füßen geſeſſen hatte, ſtand jetzt im Banne des neu aufgehenden Geſtirns: Marcus Hieſel.

Mit aller Pracht ſeines ſonoren Organes, mit der Wucht ſeiner herkuliſchen Erſcheinung konnte der robuſte Mime doch nicht aufkommen gegen das geheimnisvolle Etwas, das ſymboliſch Eſoteriſche, das bezaubernde Fluidum, welches von dem Weſen des jugendlichen Kröſus, Marcus Hieſel, ausging, über deſſen Erlebniſſe in Japan bereits die außerordentlichſten Sagen von Mund zu Munde geflüſtert wurden.

Fritz Berting konnte ſich einer gewiſſen Genugthuung nicht erwehren, als er in den Mienen des verwöhnten Mannes deutlich die Enttäuſchung wiedergeſpiegelt ſah über einen Empfang, der gegen die gewohnten Ovationen ſtark abfiel. Dieſer Heßlow hatte ihm in Gedanken ſchon ſoviel unangenehme Minuten bereitet, daß er ihm eine Demütigung von Herzen gönnte.

Der Zufall wollte es, daß Waldemar Heßlow, der ſich inzwiſchen einen Teller voll gehäuft und eine Flaſche Wein verſchafft hatte, auf der Suche nach einem Platze in Fritzens Nähe kam. „Ach, hier iſt ja noch ein Stuhl! Darf ich mich vorſtellen, mein Name . . . aber wir kennen uns ja! Herr Berting — natürlich! Welch unerwartete Freude!“

Breitſpurig ließ ſich der große Burſche neben Fritz nieder und begann ſofort einzuhauen. Er habe einen

Bärenhunger, wie immer, wenn er aufgetreten ſei, ſagte er. Fritz waren die breiten, kauenden Backen und das gierige Trinken ins Eſſen hinein widerlich.

„Wiſſen Sie noch, wo wir uns das letzte Mal geſehen haben, Herr Berting? — Eh!“

Fritz wußte es ſehr genau. „Gehen Sie noch manchmal zu den alten Damen?“ erkundigte er ſich, immer in der Hoffnung, daß jener etwas ausſchwatzen ſolle über ſein Verhältnis zu Hedwig von Lavan.

„Nein!“ erwiderte Heßlow. „Ich bin in dieſem Winter noch nicht dazu gekommen. Unſereiner wird zuviel begehrt. Wenn ich allen Einladungen nachkommen wollte, müßte ich mich einfach zerreißen.“

Er aß und trank weiter. Fritz hätte ihn ohrfeigen mögen.

„Wer iſt denn eigentlich der blaſſe, junge Menſch dort?“ fragte Heßlow, im Kauen innehaltend. Berting folgte der Richtung, die jener mit der Gabel angab, und ſah, daß er Marcus Hieſel meinte, den nach wie vor von den jungen Damen Umſchwärmten.

Fritz übertrieb abſichtlich die Bedeutung des jungen Wieners, deſſen Mittel und Gaben er in brillanteſten Farben leuchten ließ, um ſich an Heßlows Ärger zu weiden.

„Ich dächte, die Geſellſchaft hier wäre gegen voriges Jahr recht zurückgegangen,“ ſagte der ſchöne Waldemar in mißmutigem Tone plötzlich. „Was meinen Sie, wollen wir das Lokal mit einem anderen vertauſchen?“ —

Berting hätte unter gewöhnlichen Umſtänden ſich kaum

zu einem tête-à-tête mit Waldemar Heßlow gedrängt; heute beſchloß er, ſeinen Widerwillen gegen den Prahlhans überwindend, ſich ihm anzuſchließen. Unter allen Umſtänden wollte er von ihm etwas erfahren über ſein Zuſammenſein mit den Damen Tittchen und Hedwig in Interlaken.

Sie gingen gemeinſam fort, ohne mit Abſchiednehmen viel Zeit zu verſäumen, und ſuchten ein nahes Bierlokal auf.

Fritz mußte zunächſt eine Auseinanderſetzung anhören über das deutſche Schauſpiel. Sie beſtand kurz geſagt darin, daß das geſamte Theaterweſen einen Mittelpunkt hatte, der Waldemar Heßlow hieß. Um ihn drehte ſich alles: Direktion, Regie, Publikum, Kritik.

Eine Weile hörte ſich Fritz das mit verhaltenem Spott an, dann eine Pauſe benutzend, die jener zum Trinken machte, erkundigte er ſich nach den Leibesübungen des Mimen, in denen Heßlow, wie bekannt, groß war.

Sowie dieſes Thema angeſchlagen wurde, zeigte der Mann ein völlig verändertes, weit natürlicheres Weſen. Er ließ das Prahlen unterwegs, ſprach mit jener Sachlichkeit, welche gründliche Kennerſchaft giebt.

Berting hatte immer ſchon vermutet, daß Waldemar Heßlow zu den vielen gehöre, die ihren Beruf verfehlt haben; heute wurde ihm dieſe Anſicht beſtätigt.

Es war ein leichtes, ihn nun auf ſeine Alpenreiſe vom vorigen Sommer zu bringen. Zu Fritzens Staunen erklärte Heßlow, er ſei dabei nicht auf ſeine Rechnung gekommen. Richtige Hochtouren hätte er mit Fräulein von

Lavan gar nicht unternehmen, nur Anfängerberge machen können. Frauenzimmer ſei nun einmal Frauenzimmer! Er werde ſich hüten, ſich im Berner Oberland wieder mit Damen zu belaſten. Nächſten Sommer wolle er in die Hohen Tauern gehen, aber allein. Und er fing an, von den Gletſchern und Gipfeln zu ſchwärmen, die er dort „zu machen“ gedachte.

Hedwigs Name wurde nicht weiter genannt zwiſchen den beiden. Fritz ſah nach und nach ein, daß ſeine Unruhe unnötig geweſen ſei. Er war mit ſeinem Verdacht gegen die beiden auf falſcher Fährte gelaufen. Vielleicht wurde Heßlows Gefährlichkeit überhaupt ſtark überſchätzt. Kein Zweifel, er gehörte zu der Klaſſe von Männern, die einen gewiſſen Eindruck machen, beſonders auf junge Mädchen. Und ſicherlich ließ er ſich weibliche Verehrung gern gefallen — wie Fritz an der bewußten Hinterpforte des Theatergebäudes ſelbſt hatte feſtſtellen können. — Zum ſyſtematiſchen Ausnutzen ſolchen Erfolges aber war der ſchöne Waldemar wohl zu ſchwerfällig und zu bequem.

Heßlow hatte nichts in ſeinem Weſen vom profeſſionellen Verführer der Weiber. Er war ein großer, gutmütiger, robuſter, denkfauler Burſche, temperamentlos, mit einer tüchtigen Portion naiver Eitelkeit und mit einem enormen Trinkvermögen begabt.

Über die ausgiebige Art, wie er ſeinen Durſt löſchte, hatte Fritz an dieſem Abend noch Gelegenheit zu ſtaunen.

* * *

Hedwig von Lavan hatte an Fritz Berting geſchrieben: der Arzt habe Tante Amanda nun wirklich nach dem Süden geſchickt. Geſtern ſei ſie, begleitet von Tante Ida und einer Krankenwärterin, nach Kairo abgereiſt. Sie ſelbſt, Hedwig, bleibe vorläufig hier mit Mädchen und Köchin.

Dem war noch die Bitte hinzugefügt, Herr Berting möge ſie doch bald einmal beſuchen, er ſei ihr ja noch das Urteil über ihr Manuſkript ſchuldig.

Fritz war von dem Briefe wunderlich berührt. Es ſchien ihm nicht ganz klar, was das Mädchen eigentlich mit ſoviel Entgegenkommen bezwecke.

Was Michael Baron Chubsky im Abſinthrauſche von ihr gefabelt hatte, war auf Fritzens Einbildungskraft nicht ohne Einfluß geblieben. Beſaß ſie wirklich von jenen dämoniſchen Eigenſchaften, die der Pole in ihrem Weſen geleſen haben wollte, auch nur ein Gran? —

Sie gab ihm ewig Rätſel auf. Auch dieſer Brief bei aller Knappheit enthielt ſolche Rätſel. Welch ein Zeichen von ungewöhnlichem Vertrauen, ihn in Abweſenheit der Tanten zu ſich einzuladen! Oder war es mehr als Vertrauen? Wäre der Wunſch, von ihm über ihr Manuſkript zu hören, vielleicht nur ein Vorwand? Aber wozu der Vorwand? —

Nach einigen Tagen des Schwankens ging er zu ihr.

Hedwig war ausgegangen. Aber die pausbäckige Zofe ließ Fritz nicht fort. Das gnädige Fräulein habe geſagt, wenn Herr Berting komme, ſolle er in ihr Zimmer

gewieſen werden. Sogar ein Buch hatte ſie bezeichnet, in welchem er leſen könne, bis ſie wieder käme.

Neugierig ſchlug er den dünnen Band auf, der auf Hedwigs Schreibtiſchplatte ſeiner gewartet hatte. Es war Paul Verlaines bonne chanson. Fritz entſann ſich, mit ihr einmal von dieſem Dichter geſprochen zu haben. Er hatte damals wohl geſagt, daß er leider nur wenig von Verlaine kenne. Wie gut ſie ſich das gemerkt hatte! Und welch liebenswürdige Vorſorge, ihm das Buch herauszulegen! —

Er fand jedoch nicht Zeit, ſich in das Bändchen zu vertiefen, denn Hedwig kam bald von ihrem Ausgang zurück.

Sie begrüßte ihn ſehr entgegenkommend, und er hatte vom erſten Augenblicke an das angenehme Gefühl, daß ſie ſich über ſeine Anweſenheit freue. Überhaupt kam es ihm vor, als ob ihr Weſen zugänglicher und offener geworden ſei. Es lag wohl auch daran, daß die Tanten nicht da waren, deren Ängſtlichkeit ſie und ihn häufig in eine ſchiefe Lage gebracht hatte. Hedwig ſagte es ſelbſt frei heraus, daß ſie froh ſei, dieſen lächerlichen Zwang auf einige Zeit los zu ſein. Tante Ida hätte ihr beim Abſchied ſtrenge Verhaltungsmaßregeln gegeben und ſogar den Hausarzt beauftragt, ſie zu beaufſichtigen. Aber dieſem Alten gedenke ſie ein Schnippchen zu ſchlagen; ſie wolle ihre Freiheit genießen.

Fritz mußte für die nächſte Mahlzeit dableiben. Sie ſaßen einander am Eßtiſch, den Hedwig hatte zuſammen

ſchieben laſſen, gegenüber. Das pausbäckige Mädchen bediente. Es gab ein kleines Diner von auserleſenen Gerichten. Vor ihnen ſtand in entzückender Topfhülle ein blühendes Gewächs, welches das ganze Zimmer mit Duft erfüllte. Hedwig von Lavan hatte es verſtanden, im Handumdrehen dem bisher völlig ſtilloſen Hausſtand der philiſtröſen, alten Jungfern intime Stimmung zu verleihen.

Nach Tiſch ſaß man in ihrem Zimmer. Aus allerliebſten, goldumränderten Meißener Taſſen, die mit Familienbildniſſen geſchmückt waren, wurde Mokka getrunken. Die Tanten hatten dieſe Taſſen als geheiligte Gegenſtände im Glasſchrank aufbewahrt; Hedwig, minder pietätvoll, konnte nicht einſehen, warum ſie dort verſtauben ſollten, und nahm ſie zum täglichen Gebrauch. In einem ſilbernen Käſtchen, einem der wenigen Andenken, das Hedwig von ihrem Vater beſaß, führte ſie türkiſchen Tabak, aus dem ſie ſich Cigaretten drehte. Auch der Gaſt wurde dazu aufgefordert.

Fritz benutzte die Vertraulichkeit der Stunde, ihr von ihrer Novelle zu ſprechen. Obgleich nun ſchon Wochen vergangen waren, ſeit er ſie in Händen gehabt, war ihm der Inhalt doch ſo gegenwärtig, als habe er ſie geſtern geleſen. Er bat ſich das Manuſkript aus. Hedwig holte es aus dem Schreibtiſch herbei. Fritz ging Seite für Seite mit ihr durch, machte ſeine Ausſtellungen, brachte Bedenken vor, gab Ratſchläge zur Änderung. Er ſchonte ſie nicht, gerade weil er von dem Vorhandenſein wirklichen Talents bei ihr überzeugt war.

Hedwig ſaß ihm gegenüber und beobachtete ihn aufmerkſam. Sie wandte nicht viel ein, aber ihren nachdenklichen Mienen war anzuſehen, daß ſie ganz bei der Sache ſei und jedes ſeiner Worte erwäge.

Fritz ließ die Bemerkung fallen, er glaube, ſie werde gewiſſe Fehler des Anfängertums abſtreifen, ſobald ſie erſt etwas von ſich gedruckt ſehen würde. Lebhaft fiel ihm Hedwig ins Wort: ſich gedruckt zu ſehen, ſei ja ihr ſehnlichſter Wunſch; aber ſie kenne die Wege nicht, um das zu erreichen.

Alſo das war ihr Ehrgeiz! Eigentlich hätte man es ſich ja denken können, daß, wer etwas ſo Intimes kühn aus ſich herausgeſtellt hatte, wie ſie es in dieſer Novelle gethan, auch den Mut beſitzen würde, damit vor die Öffentlichkeit zu treten.

Fritz Berting ſann über den Fall nach. Zu Weißbleicher gehen? — Er würde ſeiner bekannten Geſchäftspraxis nach von einem jungen Autor, einer Dame noch dazu, ſicherlich eine Kautionsſumme verlangen, ehe er druckte. Aber warum denn die Novelle nicht dem ‚Impreſſioniſt‘ übergeben? — Siegfried Silber beſaß Witterung genug für alles Aufſehenerregende. Er würde mit beiden Händen greifen nach einer Sache, die ein ſtarker Beweis von nicht gewöhnlicher Originalität war.

Als er Hedwig von dem neuen Unternehmen erzählt hatte, erklärte ſie ſich ſofort einverſtanden damit, ihre Novelle dorthin zu geben.

Von da ab ging Fritz Berting oft zu Hedwig von

Lavan. Gewöhnlich bat ihn das junge Mädchen, wenn er ſich verabſchiedet, daß er am nächſten Tage wiederkommen möge. Er kam und wurde ſchließlich täglicher Gaſt bei ihr.

Sie arbeitete ihre Novelle um, die Winke benutzend, die er ihr gegeben hatte. Und während ſie am Schreibtiſch über ihren Bogen ſaß, nahm er gern einen franzöſiſchen Band zur Hand. Sie hatte eine kleine, auserwählte Kollektion Lyriker von ihrem Vater ererbt, in der hauptſächlich die Parnaſſiens vertreten waren. Bald nippte Fritz an den feingeſchliffenen Verſen Soularys, oder er verſenkte ſich in den dunkleren Sully Prudhomme. Sein Liebling aber wurde Baudelaire, der göttlich freche Künder noch nie zuvor ausgeplauderter Heimlichkeiten der Poetenſeele.

Es wurde bald zur feſtſtehenden Einrichtung, daß er zu einer beſtimmten Stunde am Vormittage kam. Je nach Laune unterhielt man ſich dann, oder ſie arbeitete, und er las. Manchmal auch trug Hedwig aus freien Stücken Gedichte vor. Verſe von Paul Verlaine mußte man aus ihrem Munde hören! Sie las ohne Pathos, ſchmucklos faſt, mit leicht verſchleierter Stimme, wie im Selbſtgeſpräch, jenen etwas monotonen Rhythmus des franzöſiſchen Verſes mit ſeinem melancholiſchen Grundton, unübertrefflich wiedergebend.

Fritz hatte jetzt Zeit im Überfluß. Seine Novelle war fertig; er las bereits Korrekturen für den Abdruck im ‚Impreſſioniſt‘. Er befand ſich wieder einmal in einer jenen laſſen Stimmungen des Unbeſchäftigtſeins,

wo er ſich ſonſt ſo fürchterlich zwecklos vorzukommen pflegte.

Der Umgang mit einem hochkultivierten Menſchen, wie Hedwig von Lavan, war gerade das, weſſen er in ſolchem Zuſtande bedurfte. Dieſe fabelhafte Vorurteilsloſigkeit und Selbſtſicherheit, der angeborene, gute Geſchmack, der aus allem ſprach, was ſie that, waren ſo unendlich wohlthuend. Das einfachſte Kleid ſchien Stil zu bekommen, weil ſie es trug. Eine Blume, die ſie ausgeſucht hatte, gab dem ganzen Raume ſofort etwas Apartes. Eine zweideutige Stelle, unmöglich ſcheinbar im Munde einer Dame, ward gewiſſermaßen neutraliſiert durch ihren Vortrag.

Es ging ein unbeſtimmbarer, höchſt raffinierter, faſt muſikaliſcher Reiz von ihr aus. Ihre Nähe entzündete nicht unmittelbar die Sinne; ſie wirkte einem Kunſtwerke ähnlich, verſetzte höhere, kompliziertere Saiten des Empfindens in Schwingung. Ein äſthetiſches Behagen, frei von jeder Begierde, empfand man vor ihr. Sie machte an gewiſſe herbe, überſinnliche Jungfrauengeſtalten denken in den Bildern der Präraffaeliten.

Das, was Michael Baron Chubsky ihr angemerkt haben wollte von „Luxurie der Sinne“, war wohl auf ſeine Dekadenten-Phantaſie zurückzuführen, die überall Hautgout witterte und morbide Gelüſte.

Fritz überwachte ſie genau. Nichts in ihren Blicken, ihren Geſten, ihrem Gange hätte man als herausfordernd bezeichnen können. Sie war ungeniert in allem, was ſie

ſagte und that, von jener über alle Prüderie erhabenen Freiheit des Weſens, die auf Selbſtbewußtſein und Beherrſchung der Formen ruht.

An Erlebniſſe, wie ſie ihr der Pole zugetraut hatte, wollte Fritz nie und nimmer glauben. Ihre einſtmalige Schwärmerei für Waldemar Heßlow war jedenfalls durch eine Geſchmacksverirrung zu erklären, wie ſie bei einem ganz jungen Mädchen wohl vorkommt. Jetzt hörte und ſah man nichts mehr davon. Weder ging Hedwig abends ins Schauſpiel, noch kam Heßlow zu Beſuch. Beides wäre in dieſer Zeit, wo die Tanten nicht da waren, ja doppelt leicht ausführbar geweſen. Der ſchöne Waldemar ſchien eine Epiſode in ihrem Leben, die abgethan war.

Berting ſprach zu den ungewöhnlichſten Tageszeiten bei ihr vor, mit Abſicht; er fand ſie faſt immer zu Haus Und zu empfangen ſchien ſie niemanden anders als ihn. Einmal kam der Hausarzt der Damen Tittchen, der ihr von den Tanten als Wächter beſtellt worden war. Da mußte Fritz einſtweilen in das nach hinten gelegene Eßzimmer gehen, während Hedwig den alten Herrn vorn empfing. Als ſich der Arzt nach kurzem Beſuch entfernt hatte, lachten beide herzlich über das gelungene Abenteuer.

Tante Ida hatte ſchon einige Male von der Reiſe aus geſchrieben, die ſie, um Amanda zu ſchonen, in Etappen zurückgelegt hatten. Nun waren ſie in Kairo angelangt. Das alte Mädchen klagte in ihren langen, umſtändlichen Briefen über die teuren Hotels und die Schrecken der Seefahrt. Zwiſchendurch erkundigte ſie ſich nach der Küche

und den Vorräten, nach den Nippſachen, nach ihrem Goldfiſch, den Familienbildern, dem Kanarienvogel und den Dienſtboten. Ob Hedwig denn auch alles genau innehalte, was ihr aufgetragen ſei, war eine häufig wiederkehrende Frage.

Wenn Ida Tittchen geahnt hätte, wie es derweilen in ihrem ſorgfältig gehüteten Altjungfernheim zuging! —

Hedwig von Lavan hatte die Wohnung völlig umräumen laſſen. Von den Sofas und Armſtühlen waren die gehäkelten Netze, von den Tiſchen und Kommoden die Decken und Deckchen entfernt worden. Einige der ſchrecklichſten Gegenſtände wie künſtliche Blumen, grelle Tapiſſeriearbeiten, der Ballon mit dem einſamen Goldfiſch, die Majolikavaſen, Attrappen aus Papiermaché, imitierte Bronzen und Japanfächer waren in die Hinterzimmer verſchwunden. Der große Salon war ſeit dieſer Ausmerzung ein ganz wohnlicher Raum geworden.

Fritz hielt ſich viel dort auf. Es war ſeine Liebhaberei, wenn er meditierte, mit großen Schritten auf und ab zu gehen, nach Belieben ſtehen zu bleiben, ſich in einen Stuhl zu werfen, oder auch, wenn die Gedankenarbeit nicht vorwärts rücken wollte, in einem Buche zu blättern, ja ſich irgend einer ganz mechaniſchen Beſchäftigung hinzugeben. Einen ſolchen Luxus der Bewegung hatte er ſich freilich in der letzten Zeit nicht gönnen dürfen, aus Mangel an Raum. Hier brauchte er ſich keine Beſchränkung aufzuerlegen.

Ganze Vormittage verlebte er in dem Salon. Nebenan

ſaß Hedwig vor ihrem Manuſkript, die Cigarette neben ſich, aus der ſie während des Arbeitens ab und zu einen Zug that.

Man lebte in wundervoller Ungeniertheit als gute Kameraden neben einander. Die Dienſtboten ſtörten ſie nicht mit Neugier. Das pausbäckige Mädchen empfing Herrn Berting an jedem Tage mit demſelben verſtändnisvollen Lächeln, das ſie von Anfang an für ihn gehabt hatte.

Ein einziges Weſen in der ganzen Wohnung ſchien nicht einverſtanden mit dem Treiben der jungen Leute. Das war ein Bild an der Wand. Eine von den Biedermeierdamen im Salon, überlebensgroß gemalt, ſah aus, als wolle ſie jeden Augenblick herniederſteigen aus ihrem Goldrahmen und eine vernichtende Moralpredigt halten über die Sittenverderbnis der Jugend.

Es war eines jener En face-Bildniſſe, bei denen einem die Augen zu folgen ſcheinen, wohin man ſich immer begiebt im Zimmer. Als Porträt war es nicht etwa ſchlecht, im Gegenteil, äußerſt charakteriſtiſch und von ſchreiender Lebenswahrheit.

Ein volles Geſicht auf breitem Unterkinn wie auf einem Poſtament ruhend. Herabhängende Mundwinkel, ſchlaffe Wangen, eine knopfige Naſe, runde, hochgezogene Brauen, flachliegende Augen, die leer und erſtaunt in die Welt hinausblickten. Das angeklebte Haar von dunkler Farbe, bogenförmig die niedere Stirn umſpannend. Der dicke Kopf von einem eng geflochtenen Zopf überragt, wie

eine bauchige Terrine mit Knauf. Das Gelungenſte aber an dem Porträt war eine Hand, welche, das Geheimnis des Buſens prüde verhüllend, über dem Herzausſchnitt des Kleides lag. Eine fette, vulgäre Hand mit kurzen, beringten Fingern, die von dem Maler mit Liebe bis in das kleinſte Fältchen hinein ausgeführt worden war.

Fritz hatte geradezu eine Art perſönlichen Verhältniſſes gewonnen zu der Dame. In ihrer geſpreizten Würde, ihrer ſatten Selbſtgerechtigkeit, ihrer philiſtröſen Beſchränktheit gab dieſes Weib irgend eines braven Pfahlbürgers der dreißiger Jahre den Typus einer ganzen Epoche in beſtürzender Ähnlichkeit wieder.

Hedwig hatte ſich auch ſchon über das Bild beluſtigt; ſie nannte die dicke Dame mit dem erſtaunt entrüſteten Ausdruck ihren ‚Schutzengel‘.

Die erſte Nummer des ‚Impreſſioniſt‘ war inzwiſchen herausgekommen. Äußerlich machte die neue Zeitſchrift einen ausgezeichneten Eindruck. Der Inhalt jedoch wies bedenkliche Ungleichheiten auf.

Eröffnet wurde die Nummer mit einem Aufſatze des Redakteurs, „Der Staat als Mäcen“, in welchem Siegfried Silber den Regierungen und den leitenden Kreiſen vorwarf, daß ſie genau wie auf ſozialem Gebiete auch auf dem der Kunſtfürſorge mit doppeltem Maß und Gewicht arbeiteten. Ähnlich wie der Sozialdemokrat von ihnen als Bürger zweiter Ordnung betrachtet werde, ſo ſei in ihren miß-

trauiſchen Augen der Künſtler, welcher auf neuen Wegen neuen Zielen zuſtrebe, von vornherein ſtaatsgefährlicher Abſichten verdächtig. Man unterſcheide auch hier konſervative und umſtürzleriſche Richtung und verteile danach Begünſtigung oder Unterdrückung. Der Verfaſſer belegte ſeine Behauptungen mit Beiſpielen. Konfiskationen von naturaliſtiſchen Romanen hatten ſtattgefunden, ein Aufſehen erregender Prozeß war geführt worden gegen eine Anzahl Dichter der unliebſamen Richtung. Als Gegenſtück dazu wurden Beweiſe von Gunſt: Beförderung, Ordensdekorationen aufgeführt, die von hoher Stelle auf ſolche Autoren herabregneten, welche ihre Feder in den Dienſt höfiſch-dynaſtiſcher Intereſſen ſtellten.

Der Aufſatz, in gepfeffertem Stile geſchrieben, durch und durch polemiſch, wäre weit eher für ein politiſches Parteiorgan geeignet geweſen als für ein Blatt, das in erſter Linie äſthetiſch-künſtleriſchen Intereſſen dienen wollte. Ein bedenklicher Mangel von Geſchmack und Takt offenbarte ſich ſofort bei dem erſten Schritt in die Öffentlichkeit.

Dann kam ein Stück von Fritzens Novelle und im Anſchluß daran ein Kapitel aus Karol-Silbers ‚Ghetto‘. Dieſe beiden Abſchnitte nahmen ihrem Umfange nach weit über die Hälfte des ganzen Heftes ein und beeinträchtigten einander, wie es Fritz wenigſtens erſcheinen wollte, durch das Zuviel von Erzählung.

Sprüche von Marcus Hieſel und Lyrik von Theophil Aloys Hilſchius machten den Beſchluß. Die Leiſtungen

dieſer beiden Jünglinge waren auf denſelben Ton geſtimmt. Die Form aphoriſtiſch, fragmentariſch. Ausſprüche prophetiſcher Weltweisheit in myſtiſch barocker Sprache. Ein ekſtatiſches Lallen, hinter deſſen geſuchter Müdigkeit und geheimnisvoller Wichtigthuerei ſich nur für den Naiven Tiefſinn verbergen konnte. Mit Gedankenſtrichen zwar hatten die beiden Dichter nicht geſpart, Gedanken aber ſuchte man bei ihnen vergebens.

Fritz Berting war enttäuſcht von dieſem erſten Hefte. Nicht einmal an dem eigenen Beitrag konnte er reine Freude empfinden. Das hatte er nun vor kurzem, vor einigen Wochen erſt, niedergeſchrieben und ſchon genügte es ihm nicht mehr, weder nach Form, noch nach Inhalt. So ſchnell war ihm noch niemals eines ſeiner Werke fremd geworden.

Er glaubte auf einmal einen ſchon längſt geahnten Mangel ſeines ganzen dichteriſchen Schaffens zu verſtehen; ſeine Kunſt war viel zu ſehr Oberflächenkunſt. Was hatte er hier gethan? Ein perſönliches Erlebnis, das mit Ludwig Glück, ausgeſtaltet. Es war das altbewährte Rezept des Romanciers, ein Stück Alltagsleben herzunehmen, den Stoff nach einem wohldurchdachten Plane zurechtzuſchneiden und die Fabel möglichſt klar, folgerichtig, wahrſcheinlich und packend herauszuarbeiten.

Konnte das die höchſte Aufgabe des Dichters ſein? Klebte dieſer rationellen Art des Schaffens nicht doch etwas an vom Handwerk? Blieb hier der Sänger nicht tief in dem ſtecken, worüber er ſich erheben ſollte: in der Proſa? —

Man mußte noch viel, viel tiefer bohren können! Es mußte eine Sonde geben, mit der man vordringen konnte bis zu den Gebieten, die in der Seele als unbebautes Neuland des Ackersmannes harrten. Wenn es gelänge, hinabzutauchen bis zu jenen ſtillen, dem Auge entrückten Reſervoiren der Menſchennatur, wo alle Triebe ruhten, friedlich wie die Kindlein in dem Teiche, aus dem ſie der Storch holte. Dort, wo es kein Gut und Böſe gab, von woher Liebe, Verbrechen und Träume, aber auch alle Kraft ſtammte, aus dem Dunkel des Phyſiſchen. Das unbewußte Ich, nicht das denkende und handelnde, ſollte zu Worte kommen. Das primitive, pflanzenhaft animaliſche Sein, das Keimbeet aller Anlagen, Inſtinkte und Leidenſchaften, ſollte ſeine Geheimniſſe hergeben.

Aber dazu genügte die Form der Proſaerzählung nicht. Damit konnte man analyſieren, einen Fall, einen Charakter ausſchälen und klar umriſſen hinſtellen wie eine ſchwarz-weiße Zeichnung, logiſch vieles glaubhaft machen, aber nicht konnte man das Gemüt in jene allerfeinſten rhythmiſchen Schwingungen verſetzen, in denen es, befreit von der Schwere erklügelter Gedankengänge, der Materie entrückt, ſeiner ſelbſt genießen durfte, hingegeben an primitive Glücksgefühle, aufgelöſt in die Urnebel der Schöpfung.

Solche Wunder vermochte neben der Muſik nur die Lyrik zu wirken. Fritz Berting kehrte zu ſeiner alten Liebe zurück: zum Verſe.

Das war es, was ſchon ſeit Wochen in ihm gearbeitet, was ihn beglückt, gepeinigt und ihn wie Träume, deren

verfließenden Inhalt man gern im Gedächtnis bannen möchte, tief beunruhigt hatte. Nun wußte er, warum er zur nüchternen Arbeit in dieſen Tagen ſo völlig unfähig geweſen war. Das Neue hatte ihm wie ein aufſteigender Weinrauſch im Blute gelegen.

Es kam aus Tiefen, zu denen das bewußte Erkennen nicht hinabzudringen vermochte. Wie mit Stimmen ſprach es zu ihm, als flüſtere die eigene Seele einem etwas ins Ohr, als ſei das Ich geſpalten, und die beiden Teile hielten Zwieſprache mit einander, vereinigten ſich verſchämt und zeugten gemeinſam das Neue.

Oder wie Meereswellen war es auch, die herangezogen kamen in langer Linie aus der Unendlichkeit an ſein Ufer, Kamm hinter Kamm, ohne Anfang und Ende. Und er fing etwas von der Flut ewiger Gefühle auf in das kleine Gefäß, das ihm, er wußte nicht von wem, in die Hand gegeben worden war.

Schon lange hatte ſich das in ihm vorbereitet. Als er in Geſellſchaft des Zarathuſtraliedes auf hoher See gereiſt war, hatten ſich die erſten zuckenden Kindesbewegungen gemeldet, die ihm verkündeten, daß er empfangen habe. Dann drängten ſich allerhand peinliche Erlebniſſe dazwiſchen, ſchreckten die ſchüchternen Keime mit rauhem Wirklichkeitswinde zurück.

Nun brach es auf einmal aus ihm hervor wie Kryſtalle. Die fernen Töne ſammelten ſich zu Melodieen, nach einem rhythmiſchen Geſetz, das aus ihnen ſelbſt zu ſtammen ſchien. So entſtanden Reime, Strophen, Gedichte.

Noch niemals hatte er ſo geſchaffen, nachtwandleriſch ſicher und doch auch wieder gebunden, nur wiedergebend, was eine ſtärkere Hand auf ihm ſpielte. Gleichſam tönend wie eine Äolsharfe, der der Atem des Himmels melodiſche Klänge entlockte.

* * *

Heinrich Lehmfink ſchrieb ihm, daß ſeine Mutter heimgegangen ſei. Fritz wußte, wie der Freund an der alten Frau gehangen hatte. Er ſchrieb im herzlichſten Tone, der ihm zu Gebote ſtand, einen Beileidsbrief.

Dieſes Ereignis riß ihn aus dem Zuſtande augenblicklicher Benommenheit, indem es ihn daran erinnerte, daß es außer Stimmungen und Träumereien auch harte Wirklichkeit giebt in der Welt. Nachdem er einige Tage in der Seele des Freundes getrauert hatte, gewannen jedoch die früheren Intereſſen wieder die Oberhand: ſeine Verſe und Hedwig von Lavan.

Er war eben auf dem Wege zu ihr und ſuchte die Schaufenſter der Blumengeſchäfte ab nach einer recht originellen Orchidee; denn er wußte, daß Hedwig an nichts mehr Entzücken hatte als an dieſen kapriziöſeſten aller Luxusblumen, als ihm plötzlich auf derſelben Straßenſeite Alma entgegenkam.

Das Mädchen ſah ihn nicht, ging langſamen Schrittes vor ſich hinblickend.

Fritz hatte kein gutes Gewiſſen Alma gegenüber, die

er in den letzten vierzehn Tagen überhaupt nicht aufgesucht hatte. Noch wäre es Zeit gewesen, unbemerkt in den Blumenladen zu entkommen, vor dem er gerade stand; doch überlegte er sich's anders. Er wollte etwaigen Vorwürfen die Spitze abbrechen, indem er Alma begegnete, als sei nichts geschehen.

Das Mädchen stieß einen Ruf leichten Erschreckens aus, als er ihr den Weg verstellte. Über und über errötend, blieb sie stehen, hielt seine Hand fest. Es fehlte nicht viel, und sie wäre ihm auf offener Straße um den Hals gefallen. Mit zitternder Stimme rief sie ein paar Mal seinen Namen.

Ihr Benehmen berührte ihn peinlich. Dieser thörichte Überschwang der Gefühle, dieses Sich-nicht-beherrschen-können! Daß sie es nicht lernte, Grenzen zu empfinden! Immer noch dieselbe Verliebtheit wie am ersten Tage. Was sollte daraus werden?

Er ging neben ihr her, indem er sich ihrer Richtung anschloß. „Wo wolltest du hin?" fragte er, nur um etwas zu sagen.

Sie zögerte mit der Antwort. Er las Verwirrung in ihren Mienen. Dann sagte sie leise: „Ich dachte an Ludwig Glück. Es ist so traurig, immer allein zu sein mit seinen Gedanken, da du gar nicht mehr zu mir kommst. Deshalb wollte ich an sein Grab gehen. Er hat es auch nicht gut gehabt im Leben."

Mehr noch als der Sinn der Worte sagte ihm ihr Ton, in welchem Zustand der Trostlosigkeit sich Alma be-

finde. Eine Stimmung von Mitleid überkam ihn jäh. Doch ſagte er nichts davon zu ihr.

Eine ganze Weile ſchritten ſie nebeneinander her. Mit einem ſcheuen Seitenblicke ſtellte er feſt, wie ſehr ſie ſich während der letzten Zeit verändert hatte. In dem kurzen, eng anliegenden Winterjackett erſchien ihre Figur geradezu entſtellt. Auch dem Geſichte hatte ihr Zuſtand nunmehr ſeine unverkennbaren Merkmale aufgeprägt.

Fritz empfand jenes mit Furcht gepaarte Gefühl äſthetiſchen Unbehagens, das ihm die Erinnerung an Almas Mutterſchaft immer wieder verurſachte. Es erſchien ihm, als ob alle Menſchen auf ſie blickten, ja, er glaubte Spott in den Mienen der Vorüberſchreitenden zu leſen.

Das war unerträglich! Er ſchlug vor, daß ſie den weiten Weg nach dem Kirchhofe fahre; ein Droſchkenhalteplatz ſei nahe, er könne ihr eine zweiter Klaſſe beſorgen.

„Aber du kommſt mit, Fritz, nicht wahr?“ bat ſie. Und die Augen, mit denen ſie ihn dabei anſah, aus ihrem gedehnten, bleichen Geſichte, hatten etwas ſo angſtvoll Flehendes, daß er es nicht übers Herz brachte, zu ſagen, er habe keine Zeit.

Sie hatten eine lange Fahrt. Der Weg war ſchlecht, und der Kutſcher nahm ſich Zeit.

Alma benutzte die Gelegenheit, wo ſie den Geliebten nach längerer Zeit einmal wieder ſo nahe hatte, um ſich dicht an ihn zu ſchmiegen. Sie wollte ihn küſſen, aber er

wehrte ihr ab. Das ſei gegen die Verabredung, meinte er, einen froſtigen Scherz verſuchend.

Sie nahm darauf ſeine Hand, preßte ſie erſt gegen ihr Herz, deſſen heftige Schläge er durch ihre ſtarke Kleidung hindurch fühlte. Dann, in einer jähen Wallung, drückte ſie ihre Lippen heftig auf ſeine Hand.

Fritz wurde böſe, drohte auszuſteigen, wenn ſie ſich nicht anders benehme. Alma verſprach, vernünftig ſein zu wollen. Sie bat ihn, das Fenſter zu öffnen, da ſie vor Hitze umkomme. Ihr Geſicht war in der That dunkelrot. Fritz öffnete beide Fenſter.

Es war ein unfreundlicher Wintertag, ohne Schnee und ohne Sonne. Der Himmel einer Bleidecke gleich. Graue, gelbe, braune Farben, kein lebhafterer Ton, kein Duft, keine Ferne, harte Konturen, ſchwere, nahe, drückende Maſſen. Eine Beleuchtung, wie ſie charakteriſtiſch iſt gerade für dieſes Städtebild, ſo, wie Canaletto es wiedergegeben hat.

Die Fahrt ſchien endlos. Aus einer winkeligen Gaſſe bog man in die andere. Fritz blickte mit Abſicht zum Fenſter hinaus. Die Rauhheit, mit der er Alma vorhin abgewieſen hatte, that ihm leid. Er wollte ihr nicht ins Geſicht blicken, um nicht weich zu werden. Gefühlsduſeleien, das hatte er ſich vorgenommen, ſollten zwiſchen ihnen nicht mehr vorkommen.

Auf einmal kamen ihm die Häuſer, die Schaufenſter, die Firmenſchilder ſo bekannt vor. Sie fuhren durch die Straße, in der er mit Alma gewohnt hatte. Das Pflaſter

war noch genau ſo holperig, die Thüren eng, die Häuſer unregelmäßig und niedrig und die Menſchen echte Vorſtadterſcheinungen wie damals.

Ob Alma gemerkt hatte, wo ſie ſich befanden? Er ſah nach ihr hin. Sie ſaß da, aufrecht, mit großen Augen, denen die Thränen entſtürzen wollten. „Fritz — dort oben!“ ſagte ſie mit halberſtickter Stimme, als man an dem Hauſe vorbeikam, in welchem ſich das wichtigſte Ereignis ihres Lebens vollzogen hatte.

Er wehrte ihr nun nicht mehr, als ſie den Kopf gegen ſeine Schulter lehnte und in krampfartiges Weinen ausbrach.

Alma beruhigte ſich oberflächlich, als man an der Kirchhofspforte hielt. Mit geröteten Augen und Thränenſpuren auf den Wangen ſtieg ſie aus. Aber an dieſer Stätte fielen Zeichen des Kummers nicht auf. Ein Händler bot ihnen Grabſchmuck an. Fritz kaufte einen Kranz, den er Alma übergab. Dann betrat man den Kirchhof, wo ſie die Führung übernahm.

Fritz kam ſich wunderlich genug vor bei ſolchem Gange. Was hatte er mit Ludwig Glück ſchließlich Gemeinſames gehabt? Das Bindeglied zwiſchen ihnen war doch nur Alma geweſen. Glich es nicht einer Geſchmackloſigkeit, das Grab dieſes Menſchen aufzuſuchen?

Alma ſchien den Kirchhof genau zu kennen. Sie führte Fritz auf Kreuz- und Querwegen durch das Labyrinth des Gräberfeldes zu einem neueren Teile, der mit ſeinen unzähligen, flachen Hügeln einem friſch aufgebrochenen Ackerfelde glich.

Vor einer der langen Furchen machte Alma Halt. Ludwig Glücks Grabſtätte war eine der wenigen in dieſer Gegend, mit einem Denkſtein. Der Name ſtand darauf und: „Auf Wiederſehen!“ Immergrün war angepflanzt, und Blumen in verſchiedenen Stadien des Verwelkens lagen auf dem Hügel. Die Stätte machte den Eindruck, als ob ſie nicht ſelten aufgeſucht und mit Liebe gepflegt werde.

Fritz verließ nach kurzem Aufenthalt den Platz, ſah ſich in der Nähe um, es Alma überlaſſend, am Grabe vorzunehmen, was immer ſie mochte. Ihm erſchien der Totenkult hier beſonders widerſinnig. Er dachte an das wunderliche Geſchick des armen Kerls da unten, dem nun, wo er nichts mehr davon empfand, auf einmal eine Neigung zuteil wurde, um die er zeitlebens erfolglos geworben hatte.

Alma jedoch nahm ihre Trauer ganz ernſt. Fritz ſah ſie an dem Grabe niederknieen. Sicherlich betete ſie für den, dem bei Lebzeiten Erhörung ſeiner Gebete an ſie Seligkeit geweſen wäre.

Langſam ſchritt Berting den langen Mittelgang in der Richtung zum Ausgang hinab. Nach einiger Zeit holte ihn Alma ein.

Sie erſchien gänzlich verändert: aufgeräumt, zufrieden, ja geradezu heiter. Rätſel, die ſie waren, dieſe Weſen eines anderen Geſchlechtes und einer anderen Logik! — Die Rührung, welche ſie wie einen Hochgenuß ausgekoſtet hatte, ſchien ihr Gemüt erquickt und ihre Kräfte aufgefriſcht zu haben.

Fritz wollte für den Rückweg wiederum einen Wagen nehmen, Alma jedoch bat, gehen zu dürfen. Sie ſchob ihren Arm unter den ſeinen und begann zu plaudern. Von den tauſend Kleinigkeiten ihres Tagelebens erzählte ſie, wem ſie auf der Straße begegnet ſei, was der Kohlenmann geſagt habe, der ihr die Briketts in die Wohnung brachte, von einem Roman, den ſie in der Leihbibliothek geholt hatte. Nichtigkeiten ſcheinbar! Aber Fritz ſchöpfte daraus doch die Hoffnung, daß ſie ſich mit der Zeit daran gewöhnen werde, auch ohne ihn glücklich zu ſein.

Sie kamen an „Stadt Paris“ vorbei, jenem Lokale, in dem ſie früher Abend für Abend geſeſſen hatten. Aus Almas zögernden Schritten und ſehnſüchtigen Blicken merkte er, daß ſie Luſt habe, hier einzukehren.

Er that ihr den Gefallen. Zu Hedwig heute noch zu gehen, war es doch vielleicht zu ſpät geworden. Es hatte angefangen, ſtark zu dämmern. Dieſer Abend ſollte Alma gehören; ſie hatte ihn ſich erkämpft.

In dem Lokal hatte ſich nichts verändert. Derſelbe ſcheunenartige Raum mit ſeinem flauen Dunſt von Speiſen und Getränken. Am Schanktiſch hinter einer Batterie von Likörflaſchen dasſelbe immer gähnende, wohlbeleibte Büfettfräulein, das nur lebendig wurde, wenn junge Männer eintraten. Das große Orcheſtrion ſpielte auch noch die nämlichen Gaſſenhauer. Zu ihrer Freude entdeckte Alma, daß der Ecktiſch, an dem ſie gewöhnlich geſeſſen hatten, frei war. Dort ließ man ſich nieder und wurde von dem Kellner mit einem Schmunzeln des Wiedererkennens begrüßt.

Alma ſchwelgte in Erinnerungen. „Weißt du noch, Fritz!“ — hieß es in einem fort. Alles, was man gemeinſam erlebt hatte, ſchien ſie noch einmal lebendig machen zu wollen.

Aber Fritz war zerſtreut und hörte nur mit halbem Ohre zu. Sehnſucht nach ſeinem Werke hatte ihn befallen. Jene Melodie, die wie fernes Meeresrauſchen ſeine Tage begleitete, tönte ihm wieder einmal lockend in den Ohren.

Alma merkte, daß er ihr entgleite. Sie kannte jene rätſelhafte Erſcheinung aus mancher bitteren Erfahrung, daß Fritz wohl körperlich bei ihr war und mit der Seele doch weit, weit entfernt von ihr. Seine Kunſt beſaß ihn dann, eine Rivalin, gegen die ſie machtlos war.

Fritz drängte zum Aufbruch. Draußen empfing ſie das Halbdunkel einer ſchlecht erleuchteten Straße. Alma wagte die ſchüchterne Bitte, daß er zu ihr kommen möge. Er ahne ja nicht, wie ſchrecklich lang und troſtlos die Winterabende ſeien, wie ſie ſich in Sehnſucht verzehre nach ihm. Bei jedem Schritt auf der Treppe, jedem Ertönen der Vorſaalklingel denke ſie, er müſſe es ſein. Und immer habe ſie vergebens gehofft.

Die Stimme drohte dem Mädchen zu verſagen.

Was ſolle denn werden aus ihr, fuhr ſie nach einiger Zeit fort. Keinen Menſchen, der ſich um ſie kümmere! Das Kind fange an, ſich zu melden. Wenn auch alles bisher gut gegangen ſei, ſo werde ihr doch manchmal ſo angſt, daß ſie nicht wiſſe, wo aus, noch ein. Und wenn er ſie nun auch noch verlaſſe! — — —

Fritz ſchwieg dazu. Was ſie ſagte, blieb nicht ganz ohne Eindruck auf ihn; doch überwog das Gefühl des Unbehagens.

Gewiß war ihr Zuſtand beklagenswert; das wollte er gar nicht leugnen. Aber wer hatte ihn denn gewollt? Sie hatte dieſes Keimende, das ſich nun ſchmerzhaft zu melden begann, heraufgerufen zum Leben. Sie erntete, was ſie geſät.

Mutter hatte ſie werden wollen. Es war zuviel gefordert, wenn ſie beides haben wollte: Mutterſchaft und Liebesglück.

„Du kommſt zu mir, Fritz, heut abend, nicht wahr?“ bat ſie noch einmal dringlich und faßte mit beiden Händen ſeinen Arm, als man ſich ihrer Thür näherte.

Er ſetzte ihr auseinander, daß es unmöglich ſei, da er mitten in einer Arbeit ſtecke, an der er heute noch ſchreiben wolle. Dann machte er ſich mit Gewalt von ihr los, entfernte ſich ſchnell, erneuerte Bitten und Thränen befürchtend.

Es ging nicht anders! Hart mußte er ſein gegen ſich und ſie, um ſeines Werkes willen.

Dann, als er weiterſchritt, tauchte vor ſeinem inneren Auge das feine Profil eines anderen Frauenangeſichtes auf. Zugleich vernahm er den gleitenden Rhythmus einer Strophe, nach der er lange geſucht hatte. Beides: Hedwig und die eben gefundene neue Weiſe empfand er wie ein und dasſelbe. Seine Gedichte kamen von ihr und meinten ſie.

Er überlegte, ob er ſie jetzt noch aufſuchen könne.

Eine Sehnſucht ohnegleichen nach dieſer Freundin hatte ihn mit einemmale erfaßt. Das Haus würde noch offen ſein; es war ja erſt neun Uhr.

Und ſtatt, wie er Alma geſagt hatte, an ſeine Arbeit zu gehen, eilte er mit beflügelten Schritten zu Hedwig von Lavan.

Viertes Buch

Zum zweiten Male erlebte Fritz Berting die Ankunft des Lenzes an seinem jetzigen Aufenthaltsorte. Der Vorfrühling stand der gartenreichen Stadt gut. Wie in einem Treibbeete auf lockerem Untergrunde, in sonniger Lage, trieb und sproßte es zeitig an den Hängen der breiten, fruchtbaren, von sandigen Hügeln umsäumten Thalmulde. Der Strom führte das Schneewasser des Gebirges zu Thale und brachte hie und da noch eine vereinzelte Eisscholle mit, die in seinen lehmigen Fluten allmählich schmolz. Feuchtigkeit stieg von der Thalsohle zu den Wolken auf und stand, in feine Schleier verwandelt, duftig vor dem Bilde. Noch gab es wenig Grün; die Erde lag unverhüllt in der sanften Nacktheit ihrer Linien, einfacher und reiner, ohne die Verkleidung des Laub- und Grasschmuckes. Aus der Ferne blickten metallfarbene Bergkegel herüber wie große, blaue, an der Spitze abgestumpfte Zuckerhüte.

In diese Landschaft bequem eingebettet lag die schöne, reiche Stadt. In den alten Teilen mancher Prunkbau, manch stolzes Palais, aus einer Zeit erhalten, wo man den rechten Bau an den rechten Platz zu stellen verstanden

hatte. Maſſiv, wuchtig, bedeutungsvoll wirkten dieſe Monumente mit ihrer dunklen Patina, die Wetter und Ruß ihnen zur Erhöhung der Vornehmheit verliehen hatten.

An ſolchen ſonnedurchwärmten Tagen, die der Sommer lange voraus in den grauen, unerfreulichen Halbwinter unſeres Klimas als vielverheißende Boten hineinſchickt, iſt es ſchwer am Schreibtiſch zu bleiben. Fritz Berting begann Geſchmack zu finden an Ausflügen. Die Eiſenbahn brachte einen ſchnell aus der Stadt hinaus; dann konnte man es ruhig dem Zufall überlaſſen, wo er einen hinführen würde. Überall gab es etwas in dieſem gottgeſegneten Lande, das des Weges lohnte; ſei es ein unverhoffter Blick auf das weite, häuſerbeſäte, fruchtbare Flußthal, ein Stück ſtimmungsvoller Waldlandſchaft, ein verſchlafenes Dorf oder ein mit monumentalen Reſten der Vergangenheit ausgeſtattetes Städtchen.

Fritz hätte gern bei ſolchen Touren Hedwig von Lavan zur Begleiterin gehabt. Er erzählte ihr von dem, was er unternommen und geſehen, in der Abſicht, ihr den Mund wäſſerig zu machen. Aber niemals ſprach ſie den Wunſch aus, ſich ihm anzuſchließen.

Man hätte denken ſollen, daß ſich das Mädchen nach Zerſtreuung ſehne. Bekannte ſah ſie außer Berting kaum, höchſtens den Arzt, der ihr zum Wächter geſetzt war.

Blieb Fritz einmal einen Tag aus, ſo konnte er ſicher ſein, am nächſten Morgen von ihrer Hand ein kurzes Billet zu finden, das ihn aufforderte, zum Luncheon zu kommen oder den Abend bei ihr zu verbringen.

Fritz brachte ihr außer Blumen häufig auch Bücher mit. Hedwig war bei ihrer Zufallsbildung mit einzelnen der großen Modernen noch gar nicht bekannt geworden. Von höchstem Reize erschien es ihm, zu beobachten, wie Ibsen auf sie wirken würde. Ja, er wagte sogar das Experiment, sie mit Nietzsche bekannt zu machen.

Hedwig verschlang die gebotene Kost und schien sie auch zu verdauen. Aber gerade das, was Fritz erwartet hatte, daß sie sich an diese Meister verlieren würde in Bewunderung, trat nicht ein. Sie blieb im Gemüte kühl und unerschüttert der Gespenster-Tragödie gegenüber, sie ließ ihr Inneres nicht überwältigen von der Schönheit des Zarathustra-Liedes.

Nur mit dem Verstande schien sie zu genießen, ohne die Seele hinzugeben. Rückhaltloses Bewundern-Können war ihr versagt. Dabei besaß sie doch für Schönheit die feinfühligsten Nerven, reagierte stark und unmittelbar auf jeden Eindruck, war durch und durch ästhetische Persönlichkeit. Welches Organ fehlte ihr denn, daß sie an der Oberfläche des Kunstwerkes haften blieb, unfähig wie es schien, bis zu seiner Seele durchzudringen?

Sie gab ihm Rätsel auf über Rätsel.

Es war in seinem Verhältnis zu Hedwig etwas, das den vollen Genuß des Beisammenseins nicht aufkommen ließ. Man konnte sich eine aufmerksamere und schneller fassende Schülerin nicht denken, als dieses Mädchen war. Aber an ihrer Wißbegier lag Fritz gar nichts. Viel lieber als ihr Lehrer zu sein, wäre er ihr Schüler gewesen.

Er fühlte, daß er von ihr tauſenderlei Neues hätte erfahren können, vor allem über ihre eigene Perſönlichkeit. Wozu in Büchern ſuchen, was der Menſch dem Menſchen viel unmittelbarer gewähren konnte: das Erkennen und Erleben.

Hedwig verſtand es, eine Mauer um ſich zu ziehen; ſie wußte eine Stimmung kühler Sachlichkeit zu verbreiten, die jede Annäherung ausſchloß.

Man verkehrte äußerlich in der größten Vertraulichkeit, ohne Rückhalt und Gene. In der Art, wie ſie über die heikelſten Stellen, ohne eine Miene zu verziehen, hinweglas, wie ſie in der Diskuſſion vor keinem Thema zurückſchreckte, lag eine Immunität der Gefühle, die Fritz noch nie an einem weiblichen Weſen beobachtet hatte.

Er war es, der auf die Dauer dieſen gewiſſermaßen aller Sinnlichkeit entkleideten, jenſeits des Geſchlechtlichen ſich abſpielenden Verkehr nicht mehr ertrug. Er verwünſchte die geſchwiſterliche Wunſchloſigkeit ihres Beiſammenſeins. Er haßte dieſes Überwiegen des Verſtandesmäßigen in ihrem Verkehr, die langen Auseinanderſetzungen über allerhand abſtrakte Dinge, wo man ſich beſtenfalls in der Ähnlichkeit des Geſchmackes fand, ſonſt aber ſich nicht näher kam. Er haßte ſich vor allem ſelbſt in der Rolle eines trockenen Dozenten. Was hatte er davon, wenn ſie ſeinen Verſtand, ſeine Kenntniſſe, ſeine Beleſenheit bewunderte! Er gab und gab, ließ ſeinen Geiſt die ſchönſten Luftſprünge machen ihr zu Ehren und erhielt nichts dafür zurück.

Dieſes gemeinſame Schweben in den höchſten Sphären

des guten Geſchmackes verſetzte einem den Atem. Er ſehnte ſich ordentlich danach, Hedwig einmal die Augen verwirrt niederſchlagen, ſie erröten zu ſehen. Schließlich war ſie doch ein Mädchen! Was ſteckte hinter dieſem kühlen Blick, der unerſchütterlichen Ruhe ihrer Haltung? Sie war doch nicht bloß Linie, Umriß, Profil! Wo ſteckte denn in ihr das Weib mit ſeinen Schwächen? Verſteckte ſie ihre ſchwachen Seiten ſo gut, oder hatte ſie keine? —

Was fühlte, was empfand ein ſolches Weſen, wenn ſie ganz allein, ganz unbeobachtet war? Gab es hinter ihrer glatten Stirn keine Sehnſucht, keine Träume, keine Sünden der Phantaſie? War ihr Blut, das Fritz durch die zarteſte Haut, die er jemals geſehen, in dem feinen, bläulichen Geäder der Schläfen rinnen zu ſehen vermeinte, war es frei von jeder fieberiſchen Wallung? — Fühlte ſie nichts in ſeiner Nähe? Sagte ihr keine Stimme ihres Inneren, daß er Mann ſei und ſie Weib, beide jung? — Fürchtete ſie ſich nicht vor ihm, ſah ſie nicht, welches Verlangen heiß in ihm aufſchwoll? —

Fritz machte bei aller ungeſtümen Wißbegier doch keinen Verſuch, ihrem Weſen das Sphinxgeheimnis zu entreißen. Die vollendete Freiheit, mit der ſie ſich auf gewagtem Terrain bewegte, ſchützte ſie. Jedes grobe Wort, jede Rückſichtsloſigkeit, ohne die es ein Erobern nicht giebt, verbot ſich einem Geſchöpf gegenüber, das durch das Außerordentliche ſeiner Lage gleichſam gefeit war.

Ob Hedwig von ſeinen Gefühlen etwas ahnte? — Einmal verriet er ſich. Er hatte die Wiedergabe einer

Klingerſchen Radierung für ſie gekauft und ihr überbracht: „An die Schönheit“, ein Blatt, das er über alles liebte. Hedwig wollte das Bild ihrem Schreibtiſch gegenüber anbringen, war auf einen Stuhl geſtiegen und hielt es probeweiſe gegen die Wand. Fritz ſollte ſagen, ob es ſo in der rechten Höhe ſei. Irgendwie kam der Stuhl ins Wanken, und Hedwig wäre geſtürzt, wenn er ſie nicht aufgefangen hätte.

Für einen kurzen Augenblick lag ſie hilflos in ſeinen Armen. Der Duft ihrer Haut, ihrer Haare, drang unmittelbar auf ihn ein. Er war wie betäubt, ſtammelte verwirrt einige ſinnloſe Worte. Sie machte ſich los, und als ſie auf ihren Füßen ſtand, lachte ſie. Lachen in einem ſolchen Augenblicke! — — Während er ſich mühſam zu faſſen ſuchte, lag auf ihrem Geſichte unverkennbar der Ausdruck von übermütigem Hohn, als denke ſie bei ſich: ‚Du wagſt es ja doch nicht!‘ —

Von dieſem Augenblicke an bekam das Verhältnis für ihn einen neuen ſchmerzlichen Stachel. Ein Verdacht bemächtigte ſich ſeiner: Wurde hier mit ihm geſpielt? Nutzte man ihn aus? War er vielleicht nur ein Lehrer für ſie, Führer auf äſthetiſchem Gebiete, Berater in litterariſchen Angelegenheiten? —

In ihrer Novelle ſpielte die Heldin mit einem Manne, wie die Katze mit der Maus, unbarmherzig, cyniſch faſt. Gab das nicht zu denken? Zwar gehörte Fritz Berting nicht zu denen, die einem Autor alle Sünden, welche er ſeinen Geſtalten andichtet, ſelbſt zutrauen; aber immerhin,

einmal innerlich erlebt, in der Phantaſie durchgemacht mußte der Dichter haben, was er geſtaltete. Und hier war ein raffinierter, herzloſer Frauentypus mit intimer Kenntnis, ja mit innerer Anteilnahme geſchildert worden. Kam da nicht vielleicht derſelbe lächelnde Triumph, derſelbe ſpielende Hohn zum Ausdruck, mit dem ſie ihn neulich im Augenblicke ſeiner Schwäche betrachtet hatte? —

Aber dann wieder von ihrer Liebenswürdigkeit in Bann geſchlagen, vergaß er jeden Verdacht. Er ſagte ſich, daß alles Befremdende an ihr zu erklären ſei durch Herkunft und außerordentliche Geſchicke. Wahrſcheinlich waren Glätte, Kälte, Schlangenklugheit, die ſie unnahbar machten, Eigenſchaften, welche ihr die Natur zum Schutze mitgegeben hatte.

Er hätte ſie gern einmal herausgelockt aus ſich ſelbſt. Wenn ſie auch ſicher nicht die Erlebniſſe hatte, die Michael Chubsky ihr zutraute, ſo war doch anzunehmen, daß ſie Geheimniſſe habe, Geheimniſſe des Weſens, der Entwickelung, der Gefühle. Er wollte die Empfindungsſeite ihrer Natur erkennen, nicht bloß immer die glatte Marmorfläche ihres Verſtandes berühren.

Gar zu gern hätte er ſie darum hinaus geführt ins Freie. Das ewige Zuſammenſitzen im Zimmer allein ſchon gab ihrem Verhältnis eine Art Blutleere.

Hedwig war eine gute Fußgängerin. Er wußte es doch, daß ſie im vorigen Jahre mit Waldemar Heßlow Bergtouren unternommen hatte. Warum denn verhielt ſie ſich gegenüber ſeinen Vorſchlägen zu Ausflügen ſtets ablehnend?

Der Grund, den ſie anzuführen pflegte, daß ſie dazu vom Hausarzt Erlaubnis haben müſſe, erſchien Fritz nicht ſtichhaltig. Sie wußte ja ſonſt dieſem Mentor nur zu gut ein Schnippchen zu ſchlagen.

* * *

Durch Fritz Bertings Vermittelung hatte der „Impreſſioniſt" Hedwig von Lavans Manuſkript angenommen.

Der Damen Tittchen wegen, die vorläufig noch nichts von ihrer Schreiberei wiſſen durften, wählte Hedwig ein indifferentes, männliches Pſeudonym, das auszudenken Fritz ihr behilflich war.

Der „Impreſſioniſt" hatte jetzt ſeine eigenen Redaktionsräume. Sie beſtanden aus Bureau und Empfangsſalon.

Der Dichter Karol war ein großer Mann geworden. Fritz mußte daran denken, wie er den Verfaſſer des „Ghetto" — nicht viel länger als ein Jahr war es wohl her — in ſeiner elenden Bohémien-Bude aufgeſucht hatte. Damals war ein Konverſationslexikon bei weitem das wertvollſte Stück ſeines Mobiliars geweſen. Heute war er Chefredakteur, empfing die Mitarbeiter in ſeinem Bureau, während der Salon reſerviert blieb für „Damenbeſuch", wie er Fritz vieldeutig lächelnd zu verſtehen gab.

Auch in Silbers äußerer Erſcheinung kam die Veränderung ſeiner Lage zum Ausdruck. Er hatte den fettglänzenden Rock, ohne den man ihn nie geſehen, mit einem neuen vertauſcht. An den Füßen trug er glänzende Lack-

ſchuhe, und aus der bunten Weſte ſtach eine ſeidene Krawatte von greller Färbung mit einer unechten Nadel hervor.

Als ſich Berting erkundigte, wie der „Impreſſioniſt“ gehe, ſchmunzelte Silber. Das Blatt werde vorläufig wenig abonniert, ſagte er, aber viel im Einzelverkaufe verlangt, und was die Hauptſache ſei, es werde tüchtig darüber geſchimpft.

Beim Verlaſſen der Redaktion begegnete Fritz auf der Treppe einer jungen Dame. Alſo wirklich! — Silber hatte nicht renommiert mit dem Damenſalon, wie Fritz im ſtillen angenommen. Sie eilte ziemlich ſchnell an ihm vorüber und hatte den Schleier vor; aber er erkannte trotzdem das ſemmelblonde Haar und das ſtumpfe Näschen wieder. Es war die Verfaſſerin von „Epheuranken“ und „Immergrün“.

Einige Tage darauf ſah er Siegfried Silber im Kaffeehaus. Der kleine Mann kam ihm mit feierlicher Miene entgegen, verbeugte ſich und ſagte: „Ich gratuliere Ihnen und uns, Berting! Denn heute iſt Ihr Geburtstag.“

Fritz mußte lachend die Thatſache zugeben.

Seit er mit ſeiner Familie auseinander war, hatte ſich niemand um ſeinen Geburtstag gekümmert. Nur Alma machte eine Ausnahme. Sie hatte es ſich auch heute nicht nehmen laſſen, ihm in der Frühe ein Alpenveilchenſtöckchen zu bringen und ein Paket. Fritzens Wirtin hatte ihr die Sachen abgenommen. Das Fräulein ſei gleich wieder ge-

gangen, erklärte ſie, als Fritz ſich nach dem Boten erkundigte. Das Paket enthielt einige Krawatten, jedenfalls von Alma ſelbſt genäht, und ein Gedicht, das ſie aus irgend einer Sammlung abgeſchrieben haben mochte.

Später am Vormittag kam ein Livree-Diener, der einen Korb mit auserleſenem Obſt für Herrn Berting abgab und einen Brief. Fritz glaubte erſt, es ſei Frau Hilſchius, die ihn ſo freundlich bedenke, aber die begleitenden Zeilen zeigten Annie Eſchauers Handſchrift.

Annie ſchrieb, daß ſie ſeit einiger Zeit bei ihrer Mutter zu Beſuch ſei, um ſich von einem berühmten Nervenarzt behandeln zu laſſen. Sie ſchicke ihm in alter Freundſchaft dieſen Geburtstagsgruß. Wenn er Zeit übrig habe, möge er ſie doch einmal aufſuchen. Sie langweile ſich ſehr, da der Arzt ihr Liegen verordnet habe.

Nach der Art, wie man im vorigen Herbſt in Binz auseinandergegangen war, ſchien ſich Annie, wie ihm deuchte, die Wiederanknüpfung der Beziehungen doch allzu leicht zu denken.

Über eines wunderte er ſich im ſtillen: woher nur wußte Annie ſeinen Geburtstag? Er konnte ſich nicht entſinnen, ihr ihn jemals geſagt zu haben.

Als ihm jetzt Siegfried Silber gratulierte, kam ihm ſofort der Gedanke, daß er geplaudert haben müſſe. Der Chefredakteur des „Impreſſioniſt“ verkehrte ja viel bei Frau Hilſchius, der Patronin des ganzen Unternehmens.

„Woher iſt Ihnen eigentlich mein Geburtstag bekannt, Silber?“ erkundigte ſich Fritz.

„In einigen Jahrzehnten wird es, ſo hoffe ich, eine Schmach ſein für jeden Gebildeten, dieſes Datum nicht zu kennen," gab Silber zurück. „Vorläufig verrät uns der Litteraturkalender, wo und wann Fritz Berting das Licht der Welt erblickt hat."

„So! — Und hält Frau Eſchauer vielleicht den ‚Kürſchner'?" —

Siegfried Silber war nur einen Augenblick lang verdutzt. Dann lachte er laut auf. „Ich will nicht leugnen, daß ich die Indiskretion begangen habe. Sind Sie mir deshalb gram, Berting? Wenn Sie nur wüßten, wie gut Sie bei der Dame angeſchrieben ſind! An Ihrer Stelle würde ich ſie einmal aufſuchen."

Fritz zuckte die Achſeln. Er empfand wenig Luſt, jenem zu erklären, weshalb ihm an einem Beſuche bei Annie Eſchauer ſehr wenig liege.

Mit ſchlauem Augenzwinkern fuhr Siegfried Silber fort: „Man weiß ja, Sie haben Glück bei dem anderen Geſchlecht. Ich hatte ſelbſt Gelegenheit, Ihnen zu Ihrem Geſchmack zu gratulieren, damals im Theater; Sie wiſſen wohl? Ich werde das reizende Geſicht niemals vergeſſen. Immerhin, wenn ich mir einen beſcheidenen Ratſchlag erlauben darf, ſollten Sie eine Freundin wie Frau Annie nicht verſchmachten laſſen in Sehnſucht."

Sprach mehr Arroganz oder mehr taktloſe Neugier aus Silber? — Sein Mienenſpiel war wie immer ſchwer zu durchſchauen. Bald lächelte er dreiſt vertraulich, bald nahm er eine unterwürfige Haltung an.

Fritz hielt es für beſſer, die Unterhaltung abzubrechen über dieſes Thema.

Noch keine Woche war ſeitdem vergangen, als er eine Einladung von Frau Hilſchius zum Mittageſſen erhielt. Gern hätte Fritz abgeſagt; denn er argwöhnte, daß hinter dieſer Einladung niemand anders ſtecke als Annie Eſchauer, die das Wiederſehen mit ihm, wie's ſchien, erzwingen wollte. Aber er ſagte ſich, daß er Frau Hilſchius nicht vor den Kopf ſtoßen dürfe. Hatte er doch ihre wiederholten Einladungen zu den Mittwochen unbeantwortet gelaſſen.

Zu ſeinem Staunen fand er Annie nicht im Empfangsſalon; ihre Mutter entſchuldigte ſie mit erneutem Übelbefinden. Es waren da: der Sohn des Hauſes, ſein Vetter Marcus Hieſel und Siegfried Silber, alſo die Redaktion des „Impreſſioniſt" vollzählig. Dazu einer von den langhaarigen Poeten, deſſen nom de plume Adalbert von Felſeneck lautete, während er als Lebensverſicherungsagent einfach A. F. Schmidt zeichnete.

Schließlich kam auch die blonde Verfaſſerin verſchiedener lyriſcher Bände. Diesmal befand ſie ſich in Begleitung ihrer Mutter, einer wohlgenährten Dame in einem ſteifen, bei jeder Bewegung krachenden Atlaskleide, die eigentlich nicht ſehr wie eine Dichterin-Mutter ausſah.

Siegfried Silber machte ſich Fritz unangenehm bemerkbar, indem er ſich als ſein intimſter Freund aufſpielte. Er war in dieſem Hauſe nach wie vor Hahn im Korbe. Bei Tiſch erhob ſich der bewegliche, kleine Mann und brachte einen Toaſt aus auf den „Impreſſioniſt", ſeine Mit-

arbeiter und ſeine Gründer. Das Verdienſt jedes einzelnen der Anweſenden um das Zuſtandekommen des Unternehmens wurde von ihm in blütenreicher Rede gewürdigt. Nicht einmal die finanzielle Fundierung durch Frau Hilſchius und Marcus Hieſel blieb unerwähnt. Sein eigenes Verdienſt als „Vater der Idee", wie er ſich bezeichnete, verſäumte Siegfried Silber nicht, auf einen weithin ſichtbaren Leuchter zu ſtellen.

Es war das erſte Mal, daß Fritz eine gewiſſe Sympathie für Marcus Hieſel empfand; man konnte verſtehen, daß er unter dem Kollegen Silber litt. Freilich in der Art, wie er trauernd das Geſicht tief in den breiten Rockkragen verſenkte, und, die Stirn ſchmerzvoll runzelnd, leiſe ſtöhnte, lag ſoviel Poſe, daß man der Echtheit ſeiner Seelenqualen nicht recht trauen durfte. Theophil Alois gab ſich wie gewöhnlich Mühe, ſeinem Vorbilde möglichſt nahe zu kommen.

Dieſe beiden Jünglinge ſchienen übrigens auf eine neue Methode verfallen zu ſein, der Welt zu beweiſen, wie hoch ſie ſich über alles Grobmaterielle erhaben fühlten. Die meiſten Speiſen ließen ſie unberührt an ſich vorübergehen, und an den Getränken nippten ſie nur. Frau Hilſchius, die ſonſt voll Bewunderung vor dem der Fleiſchlichkeit weit entrückten Weſen des Wiener Vetters ſtand, war im Grunde ihres gutmütigen Herzens betrübt, daß die jungen Leute ſich ſolche Faſten auferlegten. Mit Sorge ſah das mütterliche Auge, daß ihr Theophil bei dieſer Lebensweiſe von Tag zu Tag bleicher wurde.

Heute erfuhr man auch den bürgerlichen Namen der Dichterin von „Eupheuranken“ und „Immergrün“, die Berting neulich ſo kühn die Treppen zu den Redaktionsräumen des „Impreſſioniſt“ hatte emporſteigen ſehen; ſie hieß: Mimi Beierlein. Fritz betrachtete ſich die Mutter der niedlichen Blondine mit Intereſſe. Frau Beierlein ſah genau ſo aus, als wäre ihr eine Unterhaltung über Eierpreiſe und Dienſtbotennöte weit mehr nach dem Herzen geweſen, als die tiefſinnigen Reden über Litteratur, die zwiſchen Siegfried Silber und ihrem Töchterchen hin und her flogen.

Frau Hilſchius, neben der Fritz Berting ſaß, klagte, Annies Befinden mache ihr ſchwere Sorgen. Worin das Leiden eigentlich beſtehe, erklärte ſie nicht, nur daß Annie große Schmerzen auszuſtehen habe, und daß der Arzt die Sache nicht für unbedenklich halte.

Umſomehr wunderte ſich Fritz, als er aufgefordert wurde, die Kranke nach Tiſch in ihrem Zimmer aufzuſuchen.

Er fand Frau Eſchauer in einem halbdunklen Raum auf dem Divan liegend. Auffällig war das den Atem benehmende ſtarke Parfüm in dieſer Krankenſtube.

Annie richtete, um Fritz die Hand zu bieten, den Oberkörper ein wenig auf. Sie ſagte mit ſchwacher Stimme, wie ſehr ſie ſich freue, ihn wiederzuſehen, und bat ihn, einen Stuhl zu holen und ſich neben ſie zu ſetzen.

Als Berting ſich erſt ein wenig an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, erſchrak er, welche Veränderung mit Annies Zügen vor ſich gegangen war. Die Frau ſchien in kurzer

Zeit um Jahre gealtert. Die Augen tief umſchattet, das Fleiſch aufgedunſen, die Haut farblos, das ganze Geſicht wie verwiſcht.

Fritzens Mitleid war nicht erheuchelt. Alles Ärgerliche, was zwiſchen ihnen vorgefallen in Binz, war vergeſſen, da er ſie ſo hilflos ſah. Er erkundigte ſich teilnehmend, was ſie ſo heruntergebracht habe.

Annie ſchien jedoch Fragen nach ihrem Befinden nicht gern zu hören. Es werde vorübergehen, ſagte ſie; der berliner Winter wäre ihr ſchlecht bekommen, das ſei alles. Hier hoffe ſie ſich bald wieder herzuſtellen.

Seine Geſellſchaft ſchien ſie zu beleben; die Stimme gewann an Kraft, die Züge, anfangs einer Larve ähnlich, belebten ſich mit der Zeit.

Sie begann von den gemeinſamen Bekannten zu erzählen, die man von Binz her beſaß. Freilich war es nicht viel Erfreuliches, was ſie da zu berichten hatte. Der Bräutigam des jungen Mädchens mit dem Zungenfehler war falſchen Spieles halber um die Ecke gegangen. Ein anderer von der nämlichen Clique war in einen Sittlichkeitsprozeß verwickelt und erſchien ſo ſchwer kompromittiert, daß die Behörde ihn ſelbſt gegen hohe Kaution nicht freigeben wollte. Und ſo ging es weiter. Annie ſprach von dieſen Dingen leichthin, wie man eine bekannte Anekdote um ihrer Pointe willen erzählt. Ihren Gatten erwähnte ſie nicht, und Fritz ſah keinen Anlaß, ſich nach dieſem Edlen zu erkundigen.

Wiederholt gab Annie zu erkennen, wie ſehr ſie ſich

freue, Fritz bei ſich zu haben. Die Langeweile, zu der ſie verdammt ſei, wäre zu fürchterlich. Nur mit Hilfe von Morphiuminjektionen ſchlafe ſie des Nachts. Und am Tage ſtehe es nicht viel beſſer um ſie. Leſen dürfe ſie auch nicht viel, der Augen wegen. Seine Novelle aber verſchlinge ſie doch. Fritz hatte ſchon ein Exemplar des „Impreſſioniſt“ entdeckt, das neben ihr auf einem Seſſel lag.

Annie war ganz die Alte, als ſie ſich jetzt über das Dioskurenpaar: Marcus und Theophil, luſtig machte.

Vor allem goß ſie die Schale ihres Spottes aus über einen Aufſatz ihres Bruders Theophil, der unter dem Titel: „Los vom Weibe!“ die Notwendigkeit predigte, „hart bis zur Grauſamkeit“ gegen das andere Geſchlecht zu ſein. Er hatte an die Spitze ſeiner Auslaſſungen Nietzſches Wort geſtellt: „Du gehſt zu Frauen? Vergiß die Peitſche nicht!“

„Hat man je etwas Poſſierlicheres gehört!“ rief Annie. „Der kleine Theophil! O, er kennt das Weib in- und auswendig. Arme Frauen, Theophil verachtet euch! — Wenn ihm eine Kellnerin einmal einen Kuß verkauft hat, ſo iſt das, ich wette, das größte Abenteuer, deſſen er ſich rühmen darf. Aber man weiß ja, wer ihn verrückt gemacht hat: der Vetter Marcus mit der bleichen Seele. Ich wollte den guten Jungens vieles verzeihen, wenn ſie nur nicht ſo furchtbar langweilig wären! Neulich hatte ich ſie hier alle beide. Denken Sie, daß einer etwas zu ſagen gewußt hätte! Sie ſaßen da, nagten die Lippen, blickten tiefſinnig und ſorgenſchwer drein, aber einfallen that ihnen nichts. — Da iſt mir, weiß Gott, dieſer Siegfried Silber lieber. Ein kleiner, krummer

Jude! Aber der hat doch wenigſtens etwas aus ſich gemacht. Neulich habe ich ihm geſagt, er müſſe auf reine Oberhemden halten und dürfe ſeine Nägel nicht abkauen, wenn er bei Damen Glück machen wolle. Haben Sie bemerkt, wie das gewirkt hat? Das Silberchen hat ſein Häuschen ſehr nahe zu mir gebaut. Alle ſeine Geheimniſſe beichtet er mir. Kann ſein, ich verſchaffe ihm ſogar eine Frau."

„Geht Silber auf Freiersfüßen?" erkundigte ſich Fritz.

Annie erklärte jedoch, daß ſie aus Gründen der Diskretion hierüber nichts weiter ſagen dürfe. Aber Fritz war neugierig geworden. „Iſt ſie blond?" fragte er.

„Natürlich!" war die Antwort.

„Und kann das Verſemachen nicht laſſen?"

„Erraten! Aber laſſen wir die Leutchen. Erzählen Sie mir lieber etwas von ſich ſelbſt, Fritz!" bat Annie und wandte ſich auf ihrem Lager ſo, daß ſie ihn ganz ſehen konnte.

Berting hatte gute Gründe, ihr nichts zu erzählen von dem, was jetzt das tägliche Brot war ſeines Lebens, von ſeinem Verkehr mit Hedwig von Lavan. Er berichtete darum nur das Alleräußerlichſte, von ſeiner Wohnung, von den Ausflügen, die er unternommen, und was ihm ſonſt gerade einfiel.

„Hören Sie auf!" rief Annie nach einiger Zeit. „Denken Sie, ich bin ein Bählämmchen? Mir machen Sie doch nicht weiß, daß Ihr Leben in Eſſen, Schlafen und Spazierengehen beſteht!"

Fritz erwiderte mit dem Schein möglichſter Unbefangenheit: „Doch, es iſt ſo, gnädige Frau. Aus Eſſen, Schlafen und Spazierengehen; fügen Sie noch viel Schreiben und ein wenig Leſen hinzu, dann haben Sie alles beiſammen, was mein harmlos idylliſches Daſein ausmacht.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Annie mit ungewöhnlicher Leidenſchaft. „Ich ſehe es Ihren Augen an, daß Sie lügen. Außerdem ſagen es Ihre Bücher, daß es anders iſt. Wer die Weiber ſo ſchildert, wie Sie, der hat auch Weiber gehabt. Ich will von Ihren Erlebniſſen wiſſen, hören Sie, Fritz!“

Berting war in Verlegenheit, was er hierauf ſagen ſolle. Annie ſelbſt befreite ihn jedoch fürs nächſte von der Notwendigkeit, zu antworten. Ein Schmerzanfall packte ſie. Das Geſicht verzog ſich, ſie ſtemmte die Hände gegen den Leib und ſchloß die Augen. Fritz ſprang entſetzt auf; er hatte das Gefühl, jemanden zu Hilfe rufen zu müſſen. Zwiſchen den halbgeſchloſſenen Zähnen hindurch ſtöhnte Annie, er möge bleiben, gleich werde es vorüber ſein.

Eine Zeit lang lag ſie ſtumm und ſteif; dann richtete ſie ſich mühſam ein wenig auf, tränkte ein Tuch mit Eau de Cologne und hielt es ſich vor. Das ſchien ſie zu beleben.

Mit den peinlichſten Gefühlen ſaß Fritz dabei. Er begriff nicht, welchen Troſt es Annie gewähren könne, ihn zum Zeugen ihrer Marter zu haben.

Sie hatte ſich jetzt auf dem Divan ganz dicht bis zu

ihm herangeſchoben. In ihren Augen flackerte ein unheimliches Feuer. In flehendem Tone fuhr ſie fort: „Seien Sie offen, Fritz, ſagen Sie mir alles! Sie haben eine Geliebte, ich weiß es. Was iſt da weiter dabei! Sie ſind ein junger Menſch. Aber erzählen Sie mir von ihr! Iſt ſie hübſch? Lebt ihr beiſammen? Was macht ihr den ganzen Tag? Zankt ihr euch oft? Denn immerfort könnt ihr euch doch nicht lieben. Erzählen Sie, erzählen Sie, Fritz! Sie ſehen doch, ich vergehe vor Sehnſucht nach irgend etwas — nach Abwechſelung. Es iſt ſo furchtbar, hier liegen zu müſſen. Sie haben ja keine Ahnung, wie mir zu Mute iſt!“

Ihre Stimme war ganz heiſer geworden. Sie griff nach einem Flacon, das ſie zur Naſe führte. Fritz ſchwieg und blickte wie gebannt in Annies ſchwer arbeitende Züge. Sie ſchien mit etwas Größerem noch als körperlichem Schmerz zu kämpfen.

Auf einmal wechſelte ſie den Ton, gequält lächelnd ſagte ſie: „Ach, ich ſehe ſchon, auch mit Ihnen iſt nichts los! Sie wollen einer armen Kranken nicht helfen. Dabei meine ich es ſo gut mit Ihnen — ſo gut! Ich würde Ihnen keine Vorwürfe machen, nicht den kleinſten Vorwurf, wenn Sie mir auch das Schlimmſte ſagten. Ich weiß ja, wie das Leben iſt, habe Dinge durchgemacht, Dinge, daß ich mich über nichts mehr wundere. Aber ſo hier liegen Tag und Nacht, und immer nur ſeine eigenen Erlebniſſe wiederkäuen, das, glauben Sie mir, Fritz, iſt zum Verrücktwerden. Ich habe oft an Sie gedacht. Vielleicht hätte

ich in Binz etwas netter gegen Sie ſein können. Aber ſo iſt man, wenn einen die Eiferſucht quält; da weiß man einfach nicht, was man ſagt und thut."

Sie biß die Zähne zuſammen; was ſie nun ſagte, war kaum noch verſtändlich für ihn.

„Es wird ſehr bald wiederkommen. — Sie ſollen es nicht mit anſehen diesmal. Verſprechen Sie mir — Fritz — verſprechen Sie mir, kommen Sie wieder! Laſſen Sie mich nicht allein. Kommen Sie bald und dann erzählen Sie mir . . . . ."

Sie wand ſich von neuem und vergrub den Kopf in das Kiſſen. Gleichzeitig winkte ſie ihm mit der Hand, zu gehen.

* * *

Als Berting von dem Mittageſſen bei Frau Hilſchius nach Haus zurückkehrte, fand er auf ſeinem Schreibtiſche einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel vor. Heinrich Lehmfink hatte ihn aufgeſucht, um ſeine Rückkehr anzumelden.

Heinrich Lehmfink! Er erſchien Fritz gleich einem Weſen aus einer anderen Welt. Wie weit hatte er ſich in der letzten Zeit innerlich entfernt von dieſem alten Freunde. Würde man ſich überhaupt je wieder verſtändigen können? —

Und doch zog es ihn mächtig, das ehrliche Geſicht Lehmfinks wiederzuſehen, ihm die Hand zu ſchütteln und

die vertraute Stimme, die ihm ſo oft guten Rat erteilt hatte, wieder zu vernehmen. Mochte ſein Weſen altfränkiſch ſein, mochten ſich ſeine Anſchauungen, verglichen mit denen eines Michael Chubski, ausnehmen wie ein ſteifer, altdeutſcher Holzſchnitt neben einem modernen claire obscure, mochte er ein Hinterwäldler ſein in ſeinem Aufzuge, im Vergleich zu Marcus Hieſels fin de siècle-Eleganz, eines hatte Heinrich Lehmfink vor ihnen voraus: er war Original, und er war ein Mann.

Fritz überlegte, ob er vielleicht noch heute Lehmfinks Beſuch erwidern könne. Die Abende waren jetzt lang. Wenn man mit der Bahn führe, konnte man ſchnell draußen ſein bei dem Freunde. Er machte ſich ſofort auf.

Heute fand er den Weg zu dem Quartiere ohne vorherige Erkundigung. Der Freund war jedoch nicht zu Haus. Fritz unterhielt ſich mit dem aufmerkſam geſprächigen Quartierwirt, der ſeinen Namen noch vom letzten Beſuche her im Gedächtnis behalten hatte. Da ging eine Thür auf, in deren Öffnung eine ſchlanke Frau in Trauerkleidung erſchien.

Ob ſie recht gehört habe, fragte ſie mit leicht ſchwäbelnder Ausſprache, daß Herr Berting hier ſei. Und als Fritz bejahte, lachte ſie herzlich auf und ſagte, ſie ſei Toni, Heinrichs Schweſter.

Toni Lehmfink ſchien keine Perſon von vielen Umſtänden zu ſein. Sie ſchüttelte Fritz kräftig die Hand und forderte ihn auf, ins Zimmer zu kommen und einſtweilen mit ihr vorlieb zu nehmen, bis Heinrich zurückkehren werde.

Fritz betrachtete ſie mit beſonderem Intereſſe. Er hatte

manchmal gelächelt über ſeines Freundes brüderliche Schwärmerei, die ihm von Verliebtheit nicht weit entfernt zu ſein ſchien. Dieſes große Mädchen alſo war Heinrichs „kleines Schweſterchen"! — Die Photographie hatte doch kein richtiges Bild von ihr gegeben. Tonis Geſicht war eines von jenen, bei denen der lebendige Ausdruck alles iſt. Kein Menſch wäre auf den Gedanken gekommen, ſie hübſch zu nennen; aber das Hübſchſein konnten dieſe Züge entbehren, da ſie den Stempel trugen der Eigenart.

Fritz konnte ſich in dem Geſichte ſchnell zurechtfinden, weil er den Kopf des Bruders ſo genau kannte. Da war vieles ſehr ähnlich, vor allem im Schädelbau, in der Augenſtellung, in der Farbe von Haar und Haut. Aber alles war auch wieder anders, um eine Nuance feiner, beweglicher, anmutiger, mit einem Worte: weiblicher.

Toni hatte vor dem Bruder eine ſchnelles Vertrautwerden ſehr erleichternde Eigenſchaft voraus: die Verbindlichkeit. In kürzeſter Zeit ward es Fritz zu Mute, als kenne er ſie ſeit lange. Sie ſagte ihm, daß Heinrich ihr von ihm, als von ſeinem liebſten Freunde, ſchon viel erzählt habe, und daß es wirklich ein Ereignis bedeute für ſie, ihn nun endlich perſönlich kennen zu lernen.

Man ſprach natürlich von ihrem Bruder. Toni bewunderte ihn offenbar ſehr. Und doch lag in ihren Bemerkungen über Heinrich hie und da etwas wie Überlegenheit, ja faſt etwas mütterlich Nachſichtiges. Man ſah, daß dieſes Mädchen ſelbſt dem geliebten Bruder gegenüber ihr Urteil nicht in die Taſche zu ſtecken geſonnen ſei.

Es wäre ſchwer geweſen, ihr Alter zu taxieren. Fritz wußte, daß ſie etwa um ein Jahr älter war als Heinrich. Man ſah ihr die Dreiunddreißigerin nicht an. Sie ſchien eine von jenen wetterfeſten Perſönlichkeiten, gegen deren karg zugemeſſene Reize die Jahre nicht grauſam ſind.

Dabei wußte man, daß das Leben dieſe Perſon nicht eben auf Roſen gebettet hatte. Im Hauſe des Stadtſchreibers Lehmfink war der einzige Luxus der gute Unterricht der Kinder geweſen. Mit Hunger und Wiſſenſchaft waren ſie aufgezogen worden.

Toni hatte ihr Lehrerinnenexamen früh gemacht und war dann, um Geld zu verdienen, ins Ausland gegangen. Mehrere Jahre lang hatte ſie an einer großen Schule in der Nähe von London deutſchen Unterricht erteilt. Als der Vater geſtorben war, kehrte ſie nach Haus zurück, um die Mutter, die niemanden ſonſt beſaß, zu pflegen.

Fritz war auf das angenehmſte überraſcht durch die vollendete Unbefangenheit, mit der ſich dieſes Mädchen ihm gegenüber gab. Von den engen, kleinſtädtiſchen, ſubalternen Verhältniſſen, aus denen ſie ſtammte, merkte man ihr nichts an. Zimperlichkeit und Unbeholfenheit, die häufig Töchtern aus ſolchen Kreiſen eigen ſind, hatte ſie wohl draußen in der Welt abſtreifen müſſen. Dabei war ſie doch dem heimatlichen Charakter treu geblieben. Ihr Schwäbiſch, das ausgeſprochener war als das des Bruders, verlieh allem, was ſie äußerte, noch die beſondere Traulichkeit des Volkstümlichen.

Sie erzählte, daß ſie zu dem Bruder gezogen ſei, um

ganz bei ihm zu bleiben. Seitdem ſie nun auch die Mutter verloren hätte, fehle ihr Heimat und Arbeit. Da ſie aber ohne Ziel und Zweck nicht zu exiſtieren vermöchte, habe ſie ſich vorgenommen, Heinrich das Leben ſo angenehm und leicht zu machen, wie nur möglich. Sie wollte ſich in Zukunft nicht mehr von dem Bruder trennen; es ſei denn, daß er einmal heirate, und dazu wäre wohl wenig Ausſicht.

Mit dem Verwöhnen des Bruders ſchien ſie übrigens bereits einen glücklichen Anfang gemacht zu haben. Dem Zimmer merkte man's an, daß hier eine geſchickte Frauenhand ordnend gewaltet hatte. Sie hoffe, ſagte Toni, daß ſie genug vom Haushalten verſtehe, um dem Bruder eine Wirtſchafterin zu ſein und eine Köchin. Außerdem habe ſie das Arbeiten mit der Schreibmaſchine erlernt; denn ihr Ehrgeiz gehe dahin, ihm auch Gehilfin zu ſein in ſeinem Beruf.

Fritz, der lange nichts über den Stand von Lehmfinks wiſſenſchaftlichen Arbeiten gehört hatte, erkundigte ſich, wie es eigentlich mit dem Werke ſtehe, in das Heinrich im vorigen Jahre vertieft geweſen.

„Ach, Sie wiſſen noch gar nichts!“ rief Toni. „Hat er Ihnen denn das nicht erzählt?“

Fritz mußte ihr auseinanderſetzen, daß man ſich lange Zeit nicht geſehen habe, außerdem hätte Heinrich mit dieſer Arbeit immer ſehr geheim gethan.

„Nun, jetzt iſt kein Geheimnis mehr darum!“ ſagte Toni und ging an den Schreibtiſch. „Sein Buch iſt ſoeben herausgekommen.“

Sie überreichte Fritz einen ſtarken Band. Er las den Titel: „Deutſche Perſönlichkeit“.

„Gelt, das iſt eine feine Sache, Herr Berting!“ rief Toni.

Fritz verſuchte, in dem Buche zu blättern, doch gelang ihm das nur ſchlecht, da es noch unaufgeſchnitten war.

„Für Sie iſt ein gebundenes Exemplar da, Herr Berting. Ich weiß es genau. Heinrich hat auch etwas hinein geſchrieben. Sie werden es vorfinden, wenn Sie nach Haus kommen; nehmen Sie einſtweilen meines.“

Toni lief ins Nebenzimmer und brachte von dort ein gebundenes Exemplar zurück. „Das hat er mir geſchenkt!“ ſagte ſie voll Stolz.

Dann bat ſie den Gaſt, es ſich bequem zu machen. Wann Heinrich zurückkomme, ſei unberechenbar bei ſeiner Wanderluſt. Aber auf keinen Fall könne ſie erlauben, daß Herr Berting gehe, ohne ihn geſehen zu haben. Jetzt müſſe er ſie jedoch entſchuldigen, da ſie für ein Abendeſſen ſorgen wolle. —

Fritz ſetzte ſich in Lehmfinks lederbezogenen Sorgenſtuhl, dem großen Bismarckſtiche gegenüber und nahm das neue Buch zur Hand.

Vor allem wollte er ergründen, welcher Plan dieſem Werke zu Grunde liege, welchem Ziele es zuſtrebe; denn das wußte Fritz, wenn Heinrich Lehmfink mit einer Arbeit dieſes Kalibers vor die Öffentlichkeit trat, dann hatte ihn innere Notwendigkeit getrieben und gewichtiger Ernſt ihm die Feder geführt.

Er las zunächſt die Überſchriften der einzelnen Abſchnitte. Sie zeigten, daß man es mit einem ganz ſubjektiven Buche zu thun habe, mit einem Buche, das ein Bekenntnis enthielt. Dieſes Bekenntnis war die im inneren Kampfe errungene Weltanſchauung des Autors. Doch nicht in dozierendem Tone war hier ein Syſtem vorgetragen, auch nicht myſtiſch verzückt in Prophezeiungen, ſondern klar und eindrucksvoll in plaſtiſcher Form, die den Künſtler verriet.

Es war ein Leitmotiv da, welches durch das ganze Buch zu klingen ſchien, das ſchon im erſten Kapitel mit dem einleitenden Satze angeſchlagen wurde: „Die deutſchen Naturen ſind von allen die reichſten, und wir werden die führende Nation ſein, ſobald wir im einzelnen wie im ganzen Selbſtzucht üben lernen.“

Wie Fritz Berting ſeinen Freund in dieſem Worte erkannte! Selbſt im Äſthetiſchen war für Heinrich Lehmfink die Frage der Fragen: das Sittliche.

Fritz ſchlug ein beliebiges Kapitel auf. Er ſtieß auf eines, das die Überſchrift trug: „Was uns not thut“.

Auch hier wurde kein Rezept gegeben; aber der Autor ſuchte die oft verſchütteten Quellen aufzudecken der Kraft, Reinheit und Schönheit, die in unſerer Zeit und in unſerem Volke liegen. Scharfe Worte fielen dabei gegen die Quellenvergifter.

Es wurde den Gebrechen der modernen Geiſtesverfaſſung nachgeſpürt. Es wurde das fin de siècle als ein Gefühl der Unzulänglichkeit nachgewieſen, als ein Sehnen und

Drängen, aus ſich und der Zeit herauszukommen, als die müde Todesſehnſucht von überſättigten Menſchen. Dieſe Weltanſchauung glich einem feinen Glaſe, das einen Sprung hat. Die Kunſt auf ſolchem Boden gewachſen war im geheimen krank. Den Intellektuellen fehlte Geſundheit und Natürlichkeit. Die Menſchen waren veräußerlicht, mechaniſiert, gedankenlos, puppenhaft, bei aller Regſamkeit ohne Leben, bei aller Bildung ohne Geiſt und Tiefe. Wir hatten äußere Produktivität im höchſten Maße, wir beſaßen Virtuoſen in Überzahl, aber wo blieb bei alledem die Seele? Was uns not thue: Beſeelung. Wie war ſie zu erreichen? Durch Selbſtbeſinnung. Verfeinerung der Nerven konnte uns nicht weiter helfen, ſondern nur Wille. Dieſer Wille mußte auf das Echte gerichtet ſein; er würde es, wenn wir wieder ein reines Herz gewannen. Kultur war uns vonnöten, aber nicht der Sinne, ſondern des Herzens. Durch Verinnerlichung mußten wir die angeſammelten Kulturwerte lebendig machen.

Fritz Berting fühlte ſich durch manches dieſer Worte getroffen; vieles davon war wie gegen ihn perſönlich gerichtet. Man würde ſich mit dieſem Buche noch auseinanderzuſetzen haben. Es war eines von denen, die erſt recht eigentlich zu leben begannen, wenn man es zugemacht hatte. Es war ſelbſt Perſönlichkeit und beſaß daher zwingende Kraft. Es war ein ſtark haſſendes und ſtark liebendes Buch und forderte darum ehrlichen Haß heraus und ehrliche Liebe.

Während Fritz in das Werk des Freundes vertieft

war, merkte er nichts vom Fluge der Zeit, bis es ſchließlich ſelbſt in der Nähe des Fenſters ſo dunkel wurde, daß ihm die Zeilen in einander zu verſchwimmen begannen.

Er dachte ſchon darüber nach, ob er nicht doch lieber gehen ſolle, um nicht läſtig zu fallen, als Heinrichs Schritte und Stimme im Flur ertönten. Die Schweſter berichtete ihm, wer zum Beſuch da ſei. Mit einem Ausruf lauter Freude trat er ein.

Der längere und ſtärkere Handdruck, mit dem man ſich begrüßte, genügte, um wortlos vieles auszudrücken.

Lehmfink ſah das aufgeſchlagene Buch auf dem Fenſterbrette liegen. Er konſtatierte lächelnd, daß es Tonis Exemplar ſei. „So ſchnell haſt du ſie beide kennen gelernt," ſagte er, „meine alte Schweſter und mein junges Buch!"

Fritz ſagte ihm, begünſtigt von der Dunkelheit, die offenes Ausſprechen immer erleichtert, welch ſtarken Eindruck er von dem empfangen habe, was er ſoeben geleſen. Der Autor erwiderte nicht viel, aber Fritzens Worte ſchienen ihm wohlzuthun.

Toni rief zu Tiſch. Ein kleiner Raum auf der anderen Seite des Flurs war als Eßzimmer eingerichtet.

Während des Eſſens hatte Fritz Gelegenheit, Ähnlichkeit und Gegenſatz im Weſen von Geſchwiſtern, bedingt durch Blutsverwandtſchaft und durch Geſchlechtsverſchiedenheit, an einem nicht alltäglichen Menſchenpaare zu beobachten.

Toni ſchien die lebhaftere, wandlungsfähigere Natur

von den beiden. Ihr Temperament war impulsiver, ihr Fühlen und Urteilen unmittelbarer. Fritz kannte seinen Freund als einen selten lauteren, treuen, goldechten Charakter; Tonis offenes Naturell ließ dieselben Vorzüge erkennen, strahlte sie jedoch angenehmer, wärmer und gleichmäßiger aus, während Heinrichs rauhe Schale, seine Schwerfälligkeit, sein Eigensinn, einem den Weg zu den Schätzen seines Herzens manchmal schwer machten.

Die Geschwister waren miteinander durch gemeinsame Interessen, wie durch gemeinsame Erlebnisse innig vertraut.

Es hatte für Fritz etwas Bitteres zu denken, daß ihm ein solches Verhältnis versagt geblieben war. Die losen Beziehungen, die er mit Konstanze aufrecht erhielt, erschienen diesem innigen Zueinanderstehen von Bruder und Schwester gegenüber wie Karikatur.

Seinem Blicke entging es übrigens nicht, daß selbst dieses einzigartige Verhältnis eine Seite hatte, die vom Komischen nicht allzuweit entfernt war. Toni, die Heinrich seine „kleine Schwester" zu nennen pflegte, übersah mit ihren hellen Augen den Bruder in mehr als einer Beziehung. Und er, im Vollgefühl männlicher Überlegenheit, hatte keine Ahnung davon. Häufig hielt er es für notwendig, die Schwester über Dinge aufzuklären, die sie, wie Fritz vermutete, viel besser wußte als er, einfach weil sie mehr Mutterwitz besaß. Der Schalk saß ihr im Nacken, das schien klar. Aber ihre Pietät für den geliebten Bruder war so groß, daß sie sich in Gegenwart

eines Fremden nicht mit dem Zucken einer Wimper gegen ſeine Belehrung auflehnen wollte.

* * *

Seit jenem gemeinſamen Beſuche auf dem Kirchhofe hatten Fritz und Alma einander nicht wieder geſehen. Er wollte ihr das Monatsgeld zur Bezahlung der Miete perſönlich in die Wohnung bringen, hatte aber den Gang immer und immer wieder aufgeſchoben.

Eines Morgens, als er noch bei der Toilette war, kam ſeine Wirtin ins Zimmer und berichtete, dieſelbe junge Perſon ſei draußen, die neulich das Alpenveilchenſtöckchen gebracht habe. Ob ſie vorgelaſſen werden ſolle? Sie ſehe recht traurig aus, fügte die Frau in mitleidigem Tone hinzu.

Was war zu machen? Der Beſuch kam Fritz ebenſo unerwartet wie ungelegen. Schnell warf er einen Rock über und ſagte, das Fräulein möge kommen.

Alma ſah ſehr bedrückt aus. Er hieß ſie ſich ſetzen, und brachte ihr, weil gerade nichts anderes zur Hand war, von dem Obſt, das Annie neulich geſchickt hatte. Alma lächelte melancholiſch, dankte jedoch.

Wie er ſie ſo daſitzen ſah: bleich, matt, mit gedehnten Zügen, überkam ihn jenes Gefühl unſagbaren Unbehagens, ein Gemiſch von Furcht und Selbſtvorwurf, das ihr Anblick ihm neuerdings immer verurſachte. Man war ſo gänzlich hilflos, als Mann, ihrem Zuſtande gegenüber. Man kam ſich ſo dumm vor, ſo ſchlecht, und das ganze

Verhältnis ſo herabgewürdigt, gleichſam ins Fratzenhafte verwandelt.

Er wollte ſie nicht noch ängſtlicher und verlegener machen, als ſie offenbar ſchon war, und tadelte ſie darum nicht, weil ſie die alte Verabredung, ihm keinen Beſuch zu machen, gebrochen hatte. Daß ſie irgend eine Frage oder Bitte habe, vermutete er; vielleicht brauchte ſie das Monatsgeld. Er ſetzte ſich zu ihr, nahm ihre Hand und erkundigte ſich, was ſie zu ihm führe.

Alma erzählte, anfangs zaghaft, allmählich jedoch an Sicherheit gewinnend, es ſei ihr am Tage zuvor etwas begegnet, das ſie für notwendig halte, Fritz mitzuteilen. Ein Herr habe ſie aufgeſucht in ihrer Wohnung, angeblich Vertreter einer Konfektionsfirma, der geſchickte Hausnäherinnen ſuche.

Soweit ſei die Sache nicht auffällig geweſen; ſolche Beſuche wären ihr auch ſchon früher vorgekommen; inzeiten guten Geſchäftsganges, wie jetzt, ſuchten ſich die Firmen oftmals die Arbeitskräfte gegenſeitig abſpenſtig zu machen.

Aber der Herr habe etwas an ſich gehabt, fuhr Alma fort, was ihr ihn je länger, je verdächtiger gemacht hätte. Er ſei Jude geweſen; aber wie ein richtiger Kaufmann habe er nicht ausgeſehen und auch nicht geſprochen. Nach allen möglichen Dingen hätte er gefragt, die mit ſeiner Offerte gar nichts zu thun gehabt; ſo zum Beiſpiel: wer ihr die Wohnung bezahle, ob ſie einen Freund beſitze, und ob der geſtatten würde, daß ſie nach auswärts gehe.

Um den verdächtigen Menſchen los zu werden, habe ſie ſchließlich energiſch erklärt, daß ſie gar nicht daran denke, ſich zu verändern. Aber auch daraufhin ſei er nicht gegangen, habe vielmehr erzählt, er komme im Auftrage einer Perſon, deren Namen er nicht nennen dürfe, einer hochgeſtellten Dame, die von Almas traurigen Verhältniſſen gehört habe, großes Mitleid mit ihr fühle und dafür ſorgen wolle, daß es ihr in Zukunft beſſer ergehe. Dabei habe er Geld blicken laſſen. Eine einzige Bedingung ſtelle die Wohlthäterin, daß Fräulein Lux die Stadt verlaſſe, und tiefſtes Schweigen gegen jedermann ſei Vorausſetzung.

Hier machte Alma eine Pauſe. Das Erzählen ſchien ſie ſehr zu erregen, ſie wiſchte ſich wiederholt die Stirn und ſchöpfte tief Atem. Fritz, der mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit ihrem Berichte gefolgt war, bat ſie fortzufahren.

Sie habe natürlich das Geld zurückgewieſen, ſagte Alma. Darüber ſei der Herr ſehr ungehalten geworden. Viel habe er noch in ſie hineingeredet und ſie ſchließlich gebeten, wenigſtens reinen Mund zu halten, damit er zum Dank für ſeine gute Abſicht nicht etwa noch Unannehmlichkeiten bekomme.

Sie wiſſe nun gar nicht, was das heißen ſolle; das ganze Vorkommnis ſei ihr äußerſt unheimlich.

Fritz hatte ſofort einen ganz beſtimmten Verdacht gefaßt. Er ließ' ſich den angeblichen Vertreter der Konfektionsbranche von Alma näher beſchreiben.

Das Mädchen gab eine Schilderung, die wie eine gut getroffene Photographie von Siegfried Silber wirkte.

Alma hatte ſich alles gemerkt: die beweglichen Züge, die unruhig blitzenden Augen, die ſpitzen Ohren, die roten, vollen Lippen, die ſcharf gebogene Naſe. Und mit angeborener Nachahmungsgabe ließ ſie den ganzen Menſchen in Sprache, Haltung, Bewegungen vor Fritz lebendig werden.

Jeder Zweifel war ausgeſchloſſen über die Identität des kleinen Silber mit Almas aufdringlichem Beſucher.

Aber was um Himmels willen hatte der Menſch gewollt? Welches Intereſſe konnte Siegfried Silber daran haben, Alma aus der Stadt zu entfernen, Alma, mit der er nie etwas zu ſchaffen gehabt, die er ein einziges Mal im Theater aus der Ferne bewundert hatte! Was konnte es bedeuten, daß er, der gewiegte Geſchäftsmann, für einen ſo unſinnigen Plan Geld — wie Alma behauptete, ſogar viel Geld — übrig hatte?

Fritz lobte Alma wegen ihres klugen Verhaltens und ſagte ihr, ſie ſolle mit niemandem weiter von der Angelegenheit ſprechen. Im Laufe des Nachmittags verſprach er ihr, ſie zu beſuchen. Mit dieſer Ausſicht, über die ſie glücklich war, entließ er das Mädchen.

Siegfried Silber nahm zunächſt eine erſtaunt beleidigte Miene an, als ihn Berting in ſeiner Wohnung aufſuchte und ihm auf den Kopf ſchuld gab, er habe unter falſchem Prätext Alma dazu zu bringen verſucht, für Geld aus der Stadt zu verſchwinden. Auf Fritzens kurze Frage, ob er dieſen Sachverhalt anerkenne, erklärte Silber nach einigem Zögern, er wolle nicht beſtreiten, bei Fräulein Lux

geweſen zu ſein und mit ihr geſprochen zu haben; über den Zweck ſeines Beſuches jedoch müſſe er jede Auskunft verweigern.

Fritz ärgerte die ſtolze Miene, die der kleine Mann bei dieſen Worten annahm, umſomehr, als er dieſe Haltung für Schauſpielerei hielt. Es war ihm nicht entgangen, daß der Menſch bei ſeinem Eintritte erbleicht war, und daß auch jetzt ſeine unruhigen Augen höchſt unbehagliche Empfindungen ausdrückten.

Als Fritz durchblicken ließ, daß er das Zimmer nicht zu verlaſſen gedenke, bevor er nicht volle Klarheit in dieſer Angelegenheit erlangt habe, erwiderte der Redakteur des „Impreſſioniſt“: „Ich gebe zu, daß mein Beſuch bei Fräulein Lux ſonderbar erſcheinen mag . . . . .“

„Nicht ſonderbar, mein Lieber!“ unterbrach ihn Fritz, „direkt unverſchämt!“

Ein giftiger Blick traf Fritz aus dunklen Augen. Dann ſchüttelte ſich Siegfried Silber und lächelte. „Wenn Sie mich beſchimpfen wollen, Berting, ſo kann ich das nicht ändern. Aber es trifft mich nicht, nein, ganz und gar nicht!“

„Wie kommen Sie dazu, dem Mädchen Geld anzubieten? Das will ich wiſſen! Wie kommen Sie dazu, in meinen intimſten Verhältniſſen herumzuſchnüffeln? Sie ſcheinen ein Spion zu ſein. Und hier wollen Sie ſich noch aufſpielen als der Beleidigte! Nun weiß ich wenigſtens, was ich von Ihrem Charakter zu halten habe. Pfui!“

Silber nahm mit einem Male eine tief betrübte

Miene an. „Es thut mir ſehr leid," ſagte er halblaut und ſenkte dabei die Augen, „daß ich ſo von Ihnen verkannt werde. Wenn Sie wüßten, was ich mit meinem, ich will es zugeben, auf den erſten Augenſchein etwas ungewöhnlichen und leicht mißzuverſtehenden Beſuch bei Fräulein Lux bezweckt habe, wenn Sie meine innerſten Motive in dieſer heiklen Angelegenheit kennten, Sie würden das Wort ‚unverſchämt' zurücknehmen, ich weiß es. Sie würden es zurücknehmen, Berting, und höchſtens ſagen, daß ich unvorſichtig geweſen, daß ich übereilt gehandelt, daß ich mich von einer, wie ſoll ich es nennen, übertriebenen Generoſität habe verleiten laſſen, eine Miſſion zu übernehmen, die, wenn ſie glückte, mir Dank erwarb, da ſie mißglückt iſt, mir dagegen, wie wir es jetzt ſehen, die ärgſten Vorwürfe und Verdächtigungen einträgt, und noch ſchlimmer, mir einen Freund — ſo durfte ich Sie doch früher nennen — zu entfremden droht."

Fritz war in Verzweiflung über dieſen Schwall von Phraſen. Der Verdacht, daß hinter ſolchen Entſchuldigungen eine raffinierte Intrigue ſtecke, die beſchönigt werden ſolle, wuchs bei ihm, je länger jener redete.

„Wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen," rief Fritz „was Sie für einen Zweck verfolgt haben bei der ganzen Sache? Ich kenne Sie zur Genüge, Silber, um zu wiſſen, daß Sie nichts thun ohne Nutzen."

„Sie zeigen damit, daß Sie mich eben nicht kennen. Hier war Idealismus im Spiele."

„Idealismus?"

„Ja, der Idealismus der Freundſchaft.“

„Welcher Freundſchaft?“

„Sie mögen es mir nun übel nehmen oder nicht, Berting; ich ſah, oder ich glaubte, zu ſehen, daß mit Ihnen in der letzten Zeit eine Veränderung vor ſich gegangen ſei. Es laſtete etwas auf Ihnen, wie eine Benommenheit, ein ſeeliſches Alpdrücken — mit einem Worte, Sie waren nicht mehr der Alte. Ganz beſonders habe ich das bemerkt neulich, als wir bei Frau Hilſchius zuſammen dinierten; auch anderen iſt es aufgefallen. Nun können Sie Ihren Freunden doch nicht verwehren, daß ſie ſich um Sie ſorgen. Ich halte das für das gute Recht der Freundſchaft, und ich habe mir die Frage vorgelegt, was der Grund ſein könne Ihrer Verſtimmung. Daß Sie nicht in der glücklichſten äußeren Lage ſind, weiß ich; aber ich ſagte mir, das kann einen Mann von Bertings Kaliber unmöglich deprimieren. Blieb alſo nur eines: die Liebe. Wir haben uns über dieſen Punkt ſchon einmal ausgeſprochen; Sie werden ſich entſinnen. Ich bin ſoweit Kenner in dieſen Dingen, um zu wiſſen, daß unter Umſtänden ein Liebesverhältnis für eine fein empfindende Künſtlernatur, wie Sie, zur Laſt, ja zum Ruin werden kann. Von Fräulein Lux wußte ich weiter nichts als das, was man auf den erſten Blick ſieht, daß ſie hübſch iſt. Ich wage aber zu bezweifeln, daß phyſiſche Vorzüge allein einem Manne wie Ihnen genügen können. Und ſehen Sie, Berting, darauf und darauf allein, gründete ſich meine Vermutung, daß Ihr Kummer einen delikaten

Grund habe. Habe ich falſch geraten? Ich glaube nicht! Was ich wollte, und was mir leider mißglückt iſt, war einfach, Sie zu befreien von einem Drucke, unter dem ich Sie leiden ſah. Das war die gute und ſelbſtloſe Abſicht, die mich geleitet hat, und die von Ihnen ſo ſchmählich mißverſtanden worden iſt."

„Wiſſen Sie, daß ich Ihnen kein Wort glaube, Silber!" ſagte Fritz, der während der ganzen Rede des Menſchen hatte an ſich halten müſſen, nicht loszubrechen. „Abgeſehen davon, daß ich Ihnen nie und nimmer das Recht eingeräumt habe, ſich als mein Freund zu gerieren, traue ich auch Ihren ſelbſtloſen Abſichten nicht. Sie ſind von jemandem geſchickt! Und ich glaube zu wiſſen, von wem. Es wäre mir nur intereſſant, zu erfahren, welchen Dank Sie von Frau Eſchauer erwarten für den Gang?"

Silber zuckte zuſammen bei der Frage. Es war das erſte Mal, daß Fritz ihn die Faſſung verlieren ſah. Sein beredter Mund war plötzlich verſtummt. Der gekrümmte Rücken wurde runder, die Schultern ſenkten ſich tiefer. Es hatte faſt den Anſchein, als ſchäme ſich der Menſch.

„Wenn Sie es nun einmal wiſſen," ſagte er ſchließlich kleinlaut, „dann wäre es Dummheit, zu leugnen. Aber um eines möchte ich Sie doch inſtändig bitten: trauen Sie mir keine niedrigen Motive zu, Berting! Daß ich eine Unbeſonnenheit begangen habe, will ich gern zugeben. Wenn Ihnen etwas daran liegt, will ich auch bekennen, daß ich mich in Dinge gemiſcht habe, die mich nichts angehen. Aber laſſen Sie den Verdacht fallen, als hätte

ich um irgend eines Vorteils willen den Gang zu Fräulein Lux unternommen. Er iſt mir, das können Sie glauben, ſchwer genug geworden. Aber ſehen Sie, es iſt eine Dame im Spiele, eine kranke Dame. Ich habe, wenn Sie denn durchaus mein Motiv wiſſen wollen, aus Mitleid gehandelt."

„Erſt ſollte es Freundſchaft ſein, jetzt iſt es gar Mitleid! Was ſoll man Ihnen glauben?"

„Wenn Sie gehört hätten, wie Frau Annie mich beſtürmt hat! Ich ſage Ihnen, die Frau iſt außer ſich vor Eiferſucht. So, nun wiſſen Sie alles! Wenn ich Ihnen vorhin nicht die Wahrheit geſagt habe, ſo geſchah das, weil es ſich um ein fremdes Geheimnis handelt. Ich hielt es nicht für mein Recht, die Herzensangelegenheiten einer Dame ans Licht zu ziehen. Nun iſt es doch geſchehen! Ich habe müſſen indiskret ſein, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hoffe, Berting, Sie glauben mir nun!"

Die letzten Worte wurden mit ſtarkem Pathos geſprochen. Silber hatte ſeine ganze ſelbſtgefällige Sicherheit wiedergewonnen. Dieſem Menſchen war nichts anzuhaben. Wie er es verſtanden hatte, die Sache ſo zu wenden, daß er als der Edelmütige daſtand! Man hätte mehr als die Spürkraft und Beharrlichkeit eines erfahrenen Detektivs beſitzen müſſen, um ſeiner aalglatten Schmiegſamkeit beizukommen. —

Auf dem Schreibtiſch, vor dem dieſe Unterhaltung geführt wurde, ſtand die Photographie eines jungen Mädchens. Fritz bemerkte das Bild erſt jetzt und konſta-

tierte, daß es niemand anders darſtelle als Fräulein Mimi Beierlein. Siegfried Silber, dem ſo leicht nichts entging, fing ſeinen Blick auf und lächelte ſelbſtbewußt.

„Sie wundern ſich vielleicht, dieſes Bildchen hier zu ſehen," ſagte der Redakteur des „Impreſſioniſt" und nahm die Photographie zur Hand, die er ſorgfältig abwiſchte und mit einer zärtlichen Geſte wieder auf ihren Platz zurückſtellte.

„Ganz und gar nicht!" erwiderte Fritz. „Fräulein Beierlein iſt ja Ihre Mitarbeiterin geworden, wie ich aus der letzten Nummer erſehen habe."

„Ach mein Gott, ja! Was thut man nicht aus Höflichkeit! Das Gedicht iſt ja nicht gerade litterariſch, aber es iſt doch auch nicht geradezu ſchlecht. Und eine ſo allerliebſte Verfaſſerin — Sie verdenken mir das wohl, Berting?"

„Bewahre! Ich miſche mich nicht in Ihre Angelegenheiten, Silber. Und es wäre mir lieb, wenn Sie das gleiche mir gegenüber beobachteten in Zukunft."

* * *

Während der letzten, bewegten Tage war Fritz nicht dazu gekommen, Hedwig von Lavan aufzuſuchen. Jetzt holte er es nach, traf ſie aber nicht an. Das pausbäckige Dienſtmädchen meinte, das gnädige Fräulein ſei zum Herrn Doktor gegangen, eine Erklärung, die Fritz ſchon mehr als einmal zu hören bekommen hatte, wenn Hedwig nicht zu Haus war.

Er ſetzte ſich in ihr Zimmer. Auf dem Tiſche lag ein dicker, roter Band: „The Egoist“ von George Meredith. Fritz kannte das Buch, ja, es gehörte zu ſeinen Lieblingen. Es war eines von denen, die er gern zur Hand nahm, um darin nach Laune einzelne Paſſagen nachzuleſen. Und auch heute that er ſo.

Darüber verging eine Stunde.

Hedwig ſchien recht lange bei ihrem Mentor zu bleiben. Fritz erhob ſich zum Gehen. Er hatte bei dem herrlichen Wetter einen Ausflug vor, den er ſich nicht entgehen laſſen wollte.

Am nächſten Morgen fand er die üblichen Zeilen von Hedwig vor. Sie ſprach ihr Bedauern aus, daß man ſich verfehlt habe, gleichzeitig lud ſie ihn zum Eſſen ein.

Fritz hatte für dieſen Tag bereits eine Verabredung mit Heinrich und Toni Lehmfink. Er begab ſich daher zu Hedwig, um ihr zu ſagen, daß er nicht abkommen könne. Sie bedauerte das und fragte nebenbei, ob er für den ganzen Nachmittag und Abend verſagt ſei.

Dann legte ſie ihm Fahnen vor von ihrer Novelle. Sie hatte noch niemals Korrekturen geleſen und bat um Unterweiſung darin.

Fritz blieb zum Luncheon. Hedwig erzählte, daß ſie Briefe habe von den Tanten. Danach gehe es Amanda Tittchen beſſer; die Ärzte hätten ihr die Heimreiſe geſtattet. Man müſſe alſo auf baldige Rückkehr der Damen gefaßt ſein.

Lachend fügte Hedwig hinzu, ſie ſei bereits dabei, all

die Scheußlichkeiten, die ſie aus den Zimmern entfernt habe, wieder an ihren Platz zu bringen, überhaupt das ganze Hausweſen in die altgewohnten Gleiſe zurückzuleiten. Das Ende der ſchönen Freiheit nahe mit Macht heran. Die alten Jungfern dürften um Gottes willen nicht merken, daß während der Abweſenheit der Katze die Mäuſe in der Wohnung getanzt hätten.

So machte ſie ſich auf Koſten ihrer Pflegemütter luſtig. Fritz berührte dieſer Ton unangenehm. Sicherlich waren die Damen Tittchen komiſche Figuren, aber es ſchien nicht gerade Hedwigs Sache, mit ihren Wohlthäterinnen Spott zu treiben.

War es nicht, als ſpränge dieſes junge Ding mit den Menſchen um, wie ein Spieler mit ſeinen Figuren, ohne jeden Herzensanteil? —

Fritz bildete ſich ein, die Frauen ein wenig zu kennen. Sie hatten ſich ihm in mannigfaltigſter Geſtalt gezeigt. Allen ſchien doch gemeinſam: Unmittelbarkeit des Gefühls, die Mitteilſamkeit der wärmeren, offeneren Natur.

Aber Hedwig von Lavan warf all ſeine Kennerſchaft über den Haufen. Ihr Weſen und Verhalten gab beſtändig beunruhigende Rätſel auf. Was hätte er darum gegeben, auf kurze Minuten nur ſie mit ſeinen Blicken durchdringen zu können, um endlich einmal zu entdecken, was hinter der lieblichen Maske ihrer Züge ſich verberge.

Er hatte manchmal ihren kühlen, grauen Augen gegenüber das Gefühl, Modell zu ſitzen. Derſelbe überlegene Hohn, mit dem ſie die Menſchen ihrer Umgebung be-

handelte, ſchien ganz verſteckt auch dann um ihre Mundwinkel zu zucken, wenn ſie mit ihm ſprach.

Unbefriedigter denn je ſchied er heute von ihr, und der Gedanke, daß er den Nachmittag mit dem Geſchwiſterpaar Lehmfink verbringen werde, bedeutete ihm in dieſer Stimmung geradezu Troſt.

Heinrich ſchlug einen Spaziergang vor über die Berge, nach einem beliebten, ganz von Wald umgebenen Ausflugsort, der ſich gerade jetzt, wo am Nadelbaum der Maiwuchs ſproßte, und die Buche im Schmucke des jungen Laubes ſtand, aufs beſte präſentieren mußte.

Während Toni ſich für den Gang zurecht machte, hatten die beiden Freunde eine kurze Unterredung. Heinrich erkundigte ſich nach Almas Befinden; Fritz gab zur Antwort, daß es ihr gut gehe. Er verſuchte, dem wenig behaglichen Thema zu entfliehen! Lehmfink jedoch ließ ſich ſo nicht abfertigen. Er äußerte ſein Staunen, daß Fritz noch keinerlei Vorbereitungen getroffen habe, Alma die ſchwere Zeit, welche immer näher heranrückte, zu erleichtern. Er wies den Freund auf die Größe der Verantwortung hin, die er auf ſich nehme, wenn dem Mädchen ein Unfall zuſtoße.

Es war für Fritz wunderlich, hier mit nüchtern verſtändigen Worten Dinge berührt zu hören, an die er ſich nicht einmal in Gedanken herangewagt hatte, von einer Art Aberglauben beſeelt, als könne durch das Nicht-daran-denken das Unabwendbare hinausgezögert werden.

Lehmfink riet, Alma, wenn es erſt ſoweit ſein werde,

in einer Frauenklinik unterzubringen. Dann ſtieß Toni zu den beiden, und damit verbot ſich das Weiterführen dieſer Unterhaltung von ſelbſt.

Sie hatten zu dreien Platz genommen im ländlich einfachen, nur mit einem Holzzaun umgebenen Garten einer Reſtauration. Die alten Kaſtanienbäume, deren zart roſagelbe Blättchen eben die klebrigen Hüllen ſprengten, gaben noch wenig Schatten. Aber man hatte das Haus hinter ſich zum Schutze gegen die Frühlingsſonne. Vor ihnen lief die Straße vorbei, dahinter, jenſeits des Waſſers, erhob ſich ein mäßig hoher, ſteiler Berg, der mit Fichten und Tannen bewachſen war. Von dem felſigen Gipfel leuchteten, einer Mütze gleich von hellgrüner Farbe, luſtige Buchenkronen auf ſilbergrauen Stämmen in den blauen Himmel hinein.

Der vordere Teil des Gartens war ſchon ziemlich beſetzt von Gäſten, die aus der Stadt gekommen waren, im Wagen, per Rad oder mit der Eiſenbahn, die wenigſten zu Fuß; denn die Entfernung war ſchon ziemlich groß.

Fritz und das Geſchwiſterpaar unterhielten ſich damit, die Kommenden und Gehenden bei ſich Revue paſſieren zu laſſen, zu beobachten und wohl auch zu kritiſieren. Heinrich und Fritz, die über Jahr und Tag in dieſem Lande lebten, hatten ſich bereits ſo an die Ausſprache der Eingeborenen gewöhnt, daß ſie ihnen kaum noch auffiel. Tonis Ohr war minder abgeſtumpft gegen das Außer-

ordentliche dieſes Idioms. Es gewährte ihr Beluſtigung, das Völkchen von munteren Ausflüglern in ſeinen Äußerungen harmloſer Gemütlichkeit zu belauſchen.

Man ſprach über die große Verſchiedenheit der einzelnen deutſchen Stämme. Fritz Berting nahm für die Niederſachſen die reinſte Sprache und die feinſte Lebensart in Anſpruch. Toni trat für Gradheit und kerniges Weſen des Schwabenvolkes ein. Heinrich ſtellte die Behauptung auf, daß es eine der vielen großen, in der Zukunft zu löſenden Aufgaben ſei, einen feſten deutſchen Typus zu entwickeln, ohne die Stammeseigenart zu verwiſchen.

Doch vertiefte man ſich nicht weiter in das Thema. Der Trubel, der ringsum herrſchte, ließ eine intimere Unterhaltung kaum aufkommen.

Viele Familien hatten ihre Kinder mitgebracht, die ſpielend zwiſchen den Tiſchen hin und her liefen. Hier ſchien ein Eldorado zu ſein für Liebespärchen. Dazwiſchen ſah man Schüler, Touriſten und Stadtdamen, die zum erſten Male ihren Teint der Frühlingsſonne ausſetzten. Die Kellner hatten alle Hände voll zu thun. Der Wirt machte glänzende Geſchäfte.

Soeben ſchien wieder ein Eiſenbahnzug angekommen zu ſein, der neuen Nachſchub heranbrachte.

Fritz betrachtete ſich die verſchiedenartigen Geſtalten, als ſein Blick gefeſſelt wurde durch ein Paar, einen Herrn und eine Dame, die getrennt gingen von dem übrigen Troß.

Dieſe zierliche Geſtalt im ſchicken, grauen Straßenkleide, der große, bartloſe Menſch neben ihr im Bummelanzug mit dem hellen Schlapphut — — — Fritz Berting mußte an ſich halten, nicht einen Ruf der Überraſchung auszuſtoßen, als er nicht weiter als zwanzig Schritt von ſich, jenſeits des niederen Zaunes, Hedwig von Lavan und Waldemar Heßlow vorüberſchreiten ſah.

Er ſaß wie erſtarrt. Der Gedanke, aufzuſpringen und jenen nachzueilen, kam ihm zu ſpät. Schon war die Viſion verſchwunden.

Heinrich Lehmfink wunderte ſich über Fritzens verſtörtes Ausſehen und fragte, ob ihm etwas fehle. Fritz, dem im Augenblick keine andere Entſchuldigung einfiel, ſagte: er glaube, ſich erkältet zu haben; ihm ſei nicht wohl zumute.

Das Geſchwiſterpaar zeigte ſich ernſtlich beſorgt und beriet, was zu geſchehen habe.

Fritz hatte inzwiſchen einen Entſchluß gefaßt. Er wollte unter allen Umſtänden herausfinden, was das eben Geſehene zu bedeuten habe. Die Spur der beiden hier weiter zu verfolgen, ſchien zwecklos. Am meiſten Ausſicht ſie zu überraſchen hatte man wohl, wenn man ſich in der Nähe des Bahnhofs poſtierte; denn, da ſie mit der Bahn gekommen, würden ſie wohl auch von dort wieder abfahren.

Er erklärte, daß er nach Haus zurückkehren wolle; die Freunde ſollten ſich jedoch ja nicht durch ihn in ihrem Vergnügen ſtören laſſen. Aber die Geſchwiſter wollten davon nichts hören. Sie begleiteten ihn zum Bahnhof. Fritz verwünſchte im ſtillen ihre wohlgemeinte Fürſorge.

Als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte, ging er einher. Hedwig hinterging ihn! Mit dieſem widerwärtigen, aufgeblaſenen Geſellen Heßlow, der keinen anderen Vorzug hatte als ſeine muskulöſe Figur, hinterging ſie ihn. War es denn möglich? Wer weiß, wie oft ſie ſich hinter ſeinem Rücken bereits mit dem Schauſpieler getroffen haben mochte!

Heinrich Lehmfink hatte feſtgeſtellt, daß der nächſte ſtadtwärts gehende Zug ſehr bald eintreffen werde. Fritz, der ſeinen vorhin gefaßten Plan, hier auf das Pärchen zu warten, längſt wieder aufgegeben hatte, löſte ein Billet und ſaß kurz darauf im Coupé.

Er wollte Hedwig von Lavan nicht wieder ſehen, nie im Leben wieder! Sie war ihm widerwärtig, ekelhaft, verächtlich.

Die Eiferſucht erfaßte ihn, ſchüttelte ihn wie ein Fieber. Er konnte nur den einen qualvollen Gedanken denken: Was treiben die beiden jetzt? — Seine Phantaſie malte ihm die äußerſten Möglichkeiten körperhaft deutlich vor. Er hätte aufſchreien mögen, zähneknirſchend die Fäuſte ballen vor ohnmächtig blöder Wut. Seine Gedanken, wie zügelloſe, gierige Hunde, eilten immer wieder zurück zu dieſem Bilde in verzweifelter, ſelbſtquäleriſcher Wolluſt.

Er wußte, daß er lächerlich war, daß ſeine Eiferſucht ſinnlos ſei, zwecklos und unberechtigt. Welches Recht hatte er denn auf Hedwig? Sie war frei. Wenn ſie ſich wegwerfen wollte, konnte er ſie daran hindern? —

Aber daß ſie ſo geſchmacklos war, gerade ſie! Daß

ſie den Unterſchied nicht ſah zwiſchen ihm, Fritz Berting, und einem Waldemar Heßlow! Daß ſie ſich hatte übertölpeln laſſen von niedrigſter Sinnlichkeit, ſie, der er zugetraut, daß ſie das feinſte Gefühl beſitze für Nuance, und die empfindlichſten Künſtlernerven.

Zu denken, daß man ſie hätte haben können! Zu denken, daß man es vielleicht nur verſehen hatte durch Zartgefühl! Daß man mit aller Verfeinerung und Geiſteskultur ſchließlich doch den kürzeren gezogen hatte ſtupider Brutalität gegenüber, die ſkrupellos auf das eine Ziel losgegangen war und es auf kürzeſtem Wege erreicht hatte.

Als Fritz in der Stadt ankam, ſtand er vor der Frage, was er nun eigentlich thun ſolle. Auf dem Bahnhof lauern, bis das Paar zurückkam, und ihnen dann nachlaufen? — Er wollte ſich nicht noch lächerlicher machen, als er es ſchon war.

Er ging ins Kaffeehaus und verſenkte ſich in Zeitungen. Bald fand er jedoch, daß er nicht imſtande ſei, aus den gedruckten Zeilen irgendwelchen Sinn herauszuleſen. Er verließ das Café und begab ſich in ſeine Wohnung. Auf dem Tiſche fand er noch Hedwigs Brief vom Morgen aufgebrochen liegen.

Der Anblick ihrer Handſchrift ſtellte ihm die ganze Perſönlichkeit im Nu vor die Seele. Er ſah ſie an ihrem Schreibtiſch in dem kleinen Zimmer ſitzen und dieſe Zeilen auf das Papier werfen, mit ihrem undefinierbaren Lächeln um die ſchmalen, verſchloſſenen Lippen. Jetzt hatte dieſes

Lächeln ſchon eher einen Sinn für ihn bekommen; Spott hieß es und Liſt.

Wie oft mochte ſie ſich ſchon auf ſeine Koſten beluſtigt haben! Vielleicht gab es ihren Zuſammenkünften mit dem Galan erhöhten Reiz, daß ſie ihn betrügen konnte. Vielleicht gehörte ſie zu jenen raffiniert grauſamen Naturen, die einen Zuſatz von Gefahr brauchen, um Wolluſt zu empfinden.

Wie er ſie haßte, wie er dieſe kühlen, grauen Augen, dieſe glatte Stirn, dieſe zarte Haut haßte als heimtückiſche Verführer ſeiner Sinne! Wenn er das Mädchen hier gehabt hätte, er hätte ſie ſchlagen können, würgen wollen, um ihr zu zeigen, daß auch er brutal, roh, gemein zu ſein vermöge, da ihr am Manne das Tier allein zu imponieren ſchien.

Die Erinnerung an manche in ihrer Geſellſchaft verbrachte Stunden trieb ihm die Schamröte ins Geſicht. Was hatte er nicht alles in Hedwig hineinphantaſiert! Welche Feinheit des Empfindens und des Geſchmackes, welche Unberührtheit des Weſens. Für ihn war eine muſikaliſche Wirkung ausgegangen von ihr. Zu Verſen hatte ſie ihn inſpiriert. Dieſe Verſe! — Angeſchmachtet hatte er ſie wie der grünſte Junge. Zu überſinnlicher, ſentimentaler Liebe hatte ihn eine Perſon hingeriſſen, die, wenn man ihr hinter die Maske blickte, die Inſtinkte einer Dirne offenbarte.

Zu welchen Hoffnungen und Erwartungen ſublimſter Art hatte er ſich nicht verſtiegen, verleitet durch ihre

Lieblichkeit, die wie ein zartes Deckblatt die Fäulnis dieſer jungen Knoſpe verbarg. Führer auf geiſtigem Gebiete hatte er ihr ſein wollen. Ihren Geſchmack läutern, ihren Horizont erweitern, ihren Stil durchbilden. Das waren einige ſeiner Abſichten geweſen. Wie war ſie ihm voll Aufmerkſamkeit und Wißbegier gefolgt, hatte alles, was er ihr rückhaltlos bot, gierig aufgenommen, klug ſich zu eigen gemacht! Und welche haarſcharfe Linie hatte ſie dabei zwiſchen dem Lehrer und dem Freunde zu ziehen gewußt; wie hatte ſie mit erſtaunlicher Geiſtesgegenwart verhindert, daß der Lehrer je ſeine Stellung vergeſſe, daß er ſich Rechte anmaße des Freundes!

Hedwig ſchien ſich wundervoll auf die Kunſt zu verſtehen, Geiſt und Sinnlichkeit, Lernen und Genießen in getrennten Scheuern zu ſammeln.

Aber bei all den wütenden Anklagen, die der Eiferſüchtige gegen die ſchleuderte, von der er ſich betrogen fühlte, gab es doch auch eine Stimme in ihm, die zur Nachſicht mahnte.

War denn Hedwigs Schuld wirklich klar erwieſen?

Fritz las noch einmal ihren Brief durch. Sie hatte urſprünglich offenbar die Abſicht gehabt, den Nachmittag mit ihm zu verbringen. Vielleicht war die Sache ganz harmlos ſo verlaufen, daß der Schauſpieler Hedwig beſucht hatte, nachdem Fritz gegangen, und bei dem ſchönen Wetter hatten ſich die beiden zu einem Ausfluge gefunden. Vielleicht! — Denn warum war ihm der nämliche Wunſch, mit ihr auszufliegen, ſo oft ſtandhaft verweigert worden?

Der Gedanke kam Fritz, sofort in Hedwigs Wohnung zu gehen. Sie konnte kaum zurück sein. Wenn man hörte, welche Erklärung heute für ihr Ausbleiben vorgebracht wurde! — Vielleicht gab das einen Fingerzeig.

Der Wunsch, Hedwig nicht so schlecht zu finden, wie er sie sich in der letzten Stunde gemacht hatte, beflügelte seine Schritte.

Das pausbäckige Mädchen nahm eine erstaunte Miene an, als Berting an der Thür erschien und fragte, ob Fräulein von Lavan zu Haus sei. Das gnädige Fräulein sei in der Stadt, zu Besorgungen, lautete die nach einigem Überlegen zögernd gegebene Antwort. Wann sie fortgegangen sei, erkundigte sich Fritz. Vor einer Stunde etwa, den ganzen Nachmittag über wäre sie zu Haus gewesen, hieß es. Der Eifer, mehr zu sagen, als gefragt war, allein schon verriet die Lüge.

Berting wußte genug. Die Zofe war also mit im Komplott.

Er ging. Wohin jetzt? —

Einen Augenblick dachte er daran, Alma aufzusuchen. Aber der Gedanke erschien ekelhaft. Sollte Alma ihn trösten, daß er Hedwig verloren hatte? —

Schließlich blieb er in dieser Stadtgegend, schlenderte die Straße auf und ab und hielt seine Augen auf die Passanten gerichtet. Es wäre doch interessant gewesen, festzustellen, wann sie zurückkehren würde, ob allein oder in Begleitung. Wer weiß, vielleicht nahm sie den Verehrer gar mit zu sich ins Haus! —

Wieder kam die Eiferſucht über ihn, diesmal als tiefe, dumpfe Verzweiflung. Sein Stolz lehnte ſich kaum noch auf, er knirſchte nicht mehr vor Haß und Verachtung, viel lieber hätte er weinen mögen über ſeine Ohnmacht.

Was wollte er noch hier? Sich vergewiſſern über das, was er ganz genau wußte! Hedwig anhalten, zur Rede ſtellen, ſeine Eiferſucht zeigen, dem glücklichen Rivalen den Triumph verſüßen! —

Sinnlos war es, ganz ſinnlos, was er vorhatte, und ſeiner ganz unwürdig. Aber er konnte nicht anders. Es hielt ihn feſt, es zog ihn zu ſeiner eigenen Qual hin zu dem, was Demütigung werden mußte für ihn.

Er hatte irgendwo einmal ein Blatt geſehen von einem modernen Meiſter, die Eiferſucht darſtellend: einen kahlen, eunuchenartigen Männerkopf, einäugig, ſtieren, leeren Ausdrucks. Das Bild der Impotenz, des Entmanntſeins. Der Künſtler hatte das ſchreckliche Gefühl an der Wurzel gefaßt, den Fluch, die Lächerlichkeit des Hungrigen, der mit wäſſerndem Munde verdammt iſt, dem glücklichen Schmauſen anderer zuzuſchauen.

Die Straßenlaternen brannten ſchon; Fritz Berting ging noch immer auf und ab. Und wenn er die Nacht auf der Straße hätte zubringen müſſen, er wollte es durchſetzen, Hedwig zu ſehen.

Eine Droſchke kam die Straße herauf. Sie fuhr langſam und hielt ſchließlich. Fritz trat in den Schatten einer vorſpringenden Ecke und beobachtete mit verhaltenem Atem.

Hedwig entſtieg dem Wagen. Er erkannte ſie ſofort, obgleich ſie in einen langen, weiten Mantel von dunkler Farbe gehüllt war. Sie blieb neben dem Wagen ſtehen und fragte den Kutſcher nach dem Fahrgeld.

Inzwiſchen war Fritz aus ſeinem Verſteck vorgetreten. Hedwig ſuchte beim Schein der Wagenlaterne in ihrem Portemonnaie. Sie bemerkte Fritz erſt, als er grüßend vor ihr ſtand.

„Sie!“ —

„Ja, wenn Sie geſtatten! Darf ich Ihnen vielleicht mit kleinem Gelde aushelfen?“

„Nein, ich danke! Was wollen Sie denn hier ſo ſpät?“

„Das möchte ich Sie fragen!“

„Ach, ich war nur bei Doktors. Die haben mich ſo lange aufgehalten.“

„Ich denke, Ihr Doktor wohnt gleich hier um die Ecke herum — wie?“

Da das Mädchen hierauf nicht ſogleich antwortete, fragte er den Kutſcher: „Wo kommt denn die Fahrt her?“

Der Mann, in der Anſicht, daß ihm vom Preiſe abgehandelt werden ſolle, erklärte, billiger könne er es nicht machen bei der Entfernung, und nannte die Stadtgegend, aus der man komme.

„Wohnt nicht Waldemar Heßlow dort herum?“ fragte Berting halblaut, nur für Hedwig verſtändlich.

Das Mädchen ſchwieg, drückte dem Kutſcher ein Geldſtück in die Hand, zog ihren Mantel feſter um ſich und ſchritt nach der Gartenthür, die ſie aufſchloß.

Als ſie ſchnell hindurchſchlüpfen wollte, vertrat ihr Fritz den Weg. „Ein paar Worte nur!“ ſagte er.

„Was iſt denn mit Ihnen heute? Was wollen Sie von mir?“ erwiderte Hedwig, wobei ihre Stimme kaum merklich zitterte.

„Sie haben den Nachmittag mit Waldemar Heßlow verlebt? Leugnen Sie das?“

„Leugnen — wozu? Aber was fragen Sie, wenn Sie es wiſſen?“

„Und ſind mit ihm in ſeiner Wohnung geweſen?“

„Warum nicht?“

„Was iſt das für ein Mantel, den Sie anhaben? Heute Nachmittag trugen Sie den nicht.“

„Er iſt Heßlows. Ich wollte mich nicht erkälten bei der Nachtfahrt. Morgen ſchicke ich ihn wieder zurück, oder vielleicht holt er ihn ſich ſelbſt. Wiſſen Sie nun genug?“

Damit wollte Hedwig nach dem Hauſe enteilen. Fritz ſprang ihr nach und faßte ſie am Handgelenk.

„Hedwig, ſich ſo wegzuwerfen! Es iſt abſcheulich, gemein — ich habe keine Worte!“

„Wenn Sie wüßten, mein Lieber, wie Ihnen moraliſche Entrüſtung ſchlecht ſteht!“

„Ich brauche nur ein Wort zu ſagen, und Ihr Renommee iſt hin. Sie haben aufgehört Dame zu ſein!“

„Und ich brauche nur ein Wort zu ſagen, und Sie ſind lächerlich vor aller Welt. Laſſen Sie mich los! Ich will zu Bett gehen. Ich bin müde; dieſes Wetter macht müde!“

Fritz Berting ſtampfte mit dem Fuße auf. Er ließ ihren Arm nicht fahren. Wenn er nur irgend etwas gewußt hätte, womit er dieſe Perſon hätte verwunden können, ſo recht tief verwunden!

„Denken Sie denn, daß Heßlow Ihnen Treue halten wird? Nicht einmal jetzt iſt er Ihnen treu, ich wette.“

„Gott, ſind Sie geſchmacklos und dumm! Wer ſagt denn, daß ich mir aus Treue etwas mache?“ Sie brach in ein Lachen aus, das heftiger wurde, je länger er ihren Arm drückte. Schließlich gab er ſie frei.

Hedwig lief ſchleunigſt zum Haus. Als ſie auf den Entreeſtufen ſtand und die Hausthür aufgeſchloſſen war, rief ſie ihn mit Namen.

„Was wollen Sie noch?“ fragte er.

„Frieden machen. Wollen Sie morgen zum Luncheon zu mir kommen?“

„Sind Sie verrückt?“

„Kommen Sie doch nur! In ſpäteſtens acht Tagen ſind die Tanten zurück, und dann geht Faſtenzeit an für mich Ärmſte. Wollen Sie nicht?“

Fritz wandte ihr den Rücken. Er hörte noch ein höhniſches Gekicher hinter ſich drein.

* * *

Er war fertig mit Hedwig von Lavan, das verſtand ſich von ſelbſt; aber mit dem, was ſie ihm angethan hatte, war er noch lange nicht fertig. Es ſchien ihm das Bitterſte,

das Schmachvollſte, was er jemals erlebt. Er kam nicht los davon in Gedanken. Es war nicht Eiferſucht, mehr ein melancholiſches Grübeln, ein ſelbſtquäleriſches Immer-von-neuem-durchleben ſeines Irrtums.

Was ſeinen Stolz am meiſten kränkte, ſein Selbſtbewußtſein am tiefſten erſchütterte, war der Gedanke, daß er ſich ſo hatte täuſchen laſſen. Er glaubte doch Menſchenkenntnis zu beſitzen und hatte ſich immer eingebildet, ein Frauenkenner zu ſein. Hier war er genasführt worden wie der allergrünſte Anfänger. Eigentlich nur Zufall, plumper Zufall hatte ihm ſchließlich die Augen geöffnet. Wäre dieſer Zufall nicht geweſen, ſo würde er die Rolle des nützlichen Freundes und ſchöngeiſtigen Lehrers, die ihm das Fräulein gütigſt angewieſen hatte, ruhig weitergeſpielt haben.

Über ihre Falſchheit konnte man noch am erſten hinwegkommen, ſeit man ſie in ihrem wahren Weſen durchſchaut hatte. Schlimmer war das Bewußtſein, ein großes Kapital von Hoffnungen, einen Einſatz von Illuſionen in ſie hineingeſteckt und verloren zu haben. Er merkte es jetzt erſt, was er bei dieſer Kataſtrophe einbüßte, was mit Hedwig von ihm ging, was ſie ihm an guten Kräften gekoſtet hatte.

Gewarnt war er oft genug worden durch Stimmen ſeines Inneren. Hatte er ſich nicht wiederholt ſelbſt geſagt, daß er bei dieſem Verkehr mehr gebe, als er jemals zurückerhalten konnte? Aber das Rätſel ihrer Perſönlichkeit hatte ihn immer und immer wieder angereizt. Der

Traum, doch noch einmal zum Kern dieſes meluſinenartigen Weſens durchzudringen und ihre ſchlummernde Pſyche zu wecken, war ihm zum Verführer geworden.

Berting liebte die Abrechnungen nicht, weder die pekuniären, noch die moraliſchen. Auch als er noch im Beſitze von Geld war, hatte er ohne Budget gelebt. Aber immer konnte man beim beſten Willen nicht darum herum kommen, eine Summe zu ziehen.

Ein Gefühl kam über ihn, wie es einen manchmal im Traum quält, als gehe man auf ganz dünner Decke über ſchwankendes Moorland. Der nächſte Schritt ſchon mochte das Verſinken bringen. Weit und breit kein Menſch, deſſen Hilfe man hätte anrufen können.

Wohin trieb ſein Leben? Was hatte er in der letzten Zeit gewonnen? War er nicht viel ärmer als zuvor?

„Sublime Senſationen", wie es Chubsky genannt haben würde, hatte ihm Hedwig von Lavan ſuggeriert. Hielt er, nachdem dieſer Rauſch der Nerven verflogen war, irgend etwas Gutes, Erfreuliches in Händen, irgend etwas, woran er ſich hätte erheben können? —

In einen troſtloſen Sumpf hatte ihn ein zwitterhafter Kobold gelockt, um ihn mit verwirrten Sinnen hohnlachend dort im Stich zu laſſen.

Er hatte Alma verlaſſen, weil ihm das Mädchen geiſtig nicht genügte, und weil er meinte, daß ſie ihn auf ein tieferes, geſellſchaftliches Niveau herabziehe. Bei Hedwig hatte er das zu finden geglaubt, was Alma

fehlte: Haltung der Dame, Kultur des Geiſtes und Geſchmackes.

Was hatte er bei dieſem Wechſel ſchließlich eingetauſcht? War er geſtiegen, oder war er nicht vielmehr jählings geſtürzt aus lächerlicher Einbildung zur platten Erde.

Bis zur Selbſtverachtung herabdrücken konnte einen das ſchmachvolle Bewußtſein, daß man die treue, in ſchwerer Zeit erprobte Freundin verachtet, preisgegeben und verraten hatte um eines Weſens willen, das ſich, bei Lichte beſehen, als Spuk auswies und Phantom.

Zu Alma trieb es ihn jetzt mit verjüngter Zärtlichkeit. Fritz ſah das Mädchen mit neuen Augen, die gelernt hatten, das Echte zu ſuchen, weil ſie noch ſchmerzten vom Erkennen des Zerrbildes. Er fand melancholiſchen Troſt in dem Gedanken, ſeine Untreue gut machen zu können.

Alma wußte gar nicht, wie ihr geſchah. Sie hatte zwar niemals die Hoffnung gänzlich aufgegeben, daß der Liebſte ihr eines Tages zurückkehren würde; denn ſie trug ein geduldiges und unverzagtes Herz in der Bruſt. Der Glaube an die Kraft der Liebe war ihr angeboren. Nie, ſelbſt in der ſchlimmſten Zeit ſeiner Vernachläſſigung nicht, hatte ſie geglaubt, daß ſie ihren Fritz für immer verloren habe. Jeden Abend betete ſie, daß Gott ſein Herz wenden und ihn ihr zurückbringen möge. Nun ſah ſie ihre Bitte herrlich erfüllt.

Sie forſchte nicht, wie und wodurch ſein Sinn gewandelt worden ſei; ſie ließ ſich an dem genügen, was ſie erlebte: daß er wieder zu ihr kam, ſie mit Aufmerkſam-

keiten überſchüttete, und, ſo gut er es verſtand, für ihr Wohlergehen Sorge trug.

Ihr Kummer war wie weggewiſcht, die bitteren Gefühle wie ausgelöſcht. Nichts trug ſie ihm nach. Über das Vergangene nachzugrübeln, war dieſem Geſchöpfe ebenſo wenig gegeben, wie weit voraus zu ſorgen für die Zukunft. Sie lebte auch in ihren Gefühlen aus der Hand in den Mund. Der Geliebte hielt wieder zu ihr, nun war alles gut!

Den ſchmerzhaften Stunden, die bald für ſie kommen mußten, ſah Alma getroſten Mutes entgegen. Sie hatte einen neuen Grund, ſich auf die Mutterſchaft zu freuen; durfte ſie doch jetzt hoffen, daß das Kind das Band der Neigung zwiſchen ihr und dem Geliebten feſter knüpfen werde.

Fritz hatte auf Heinrich Lehmfinks Anregung hin neuerdings Schritte gethan, Alma in einer Frauenklinik unterzubringen. Er ſtieß jedoch auf verſchiedene Schwierigkeiten. Die öffentlichen Anſtalten waren wohl bereit, ſich eines Falles wie des von Alma Lux anzunehmen, doch wäre das Mädchen dort mit dem Gros untergeordneter Wöchnerinnen aus den niederſten Ständen zuſammen gekommen. Privatanſtalten aber waren unerſchwinglich teuer. Schließlich wurde Fritz durch Lehmfink mit einem jungen Mediziner bekannt gemacht, einem Aſſiſtenzarzt an dem größten Krankenhauſe der Stadt. Es gelang, den Mann für den Fall zu intereſſieren. Durch Doktor Moſch erhielt Fritz die beruhigende Zuſicherung, daß Alma mit beſonderer Rückſicht behandelt werden ſolle.

Es war vorauszuſehen, daß die Geldausgaben groß ſein würden in der nächſten Zeit. Dazu herrſchte in ſeiner Kaſſe wieder einmal völlige Ebbe. Fritz überſchlug alle Möglichkeiten, die ihm blieben, Geld heranzuſchaffen. Zunächſt dachte er natürlich an den Erwerb aus der Feder.

Es war ihm gar nicht nach Dichten zumute. Viel lieber hätte er irgend eine rein mechaniſche Arbeit verrichtet. Seine Phantaſie war vertrocknet; ſein Selbſtbewußtſein, der Glaube an ſeine Kraft, gelähmt. Er kam ſich vor wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen; nur zu gut wußte er, woher ihm die Wunde gekommen war.

Von ſeiner jüngſten Novelle erſchien eben der Schluß im „Impreſſioniſt“. Wenn man nun verſuchte, dieſe Arbeit, ſobald ſie dort frei würde, noch einmal zu verkaufen! Unglücklicherweiſe hatte er ſich jedoch gebunden, die Novelle nicht vor Ablauf eines Jahres anderwärts abdrucken zu laſſen. Und dazu ſtand er ſich mit Siegfried Silber ſeit der letzten Auseinanderſetzung nicht gerade auf beſtem Fuße. Doch entſchloß er ſich, an ihn zu ſchreiben, um die Freigabe der Novelle zu erwirken. In einem kurzen Antwortſchreiben lehnte der Redakteur des „Impreſſioniſt“ ohne Angabe von Gründen dieſe Bitte ab.

Nun blieb nur noch Weißbleicher. An ihn ſich zu wenden war ebenfalls peinlich. Der Verleger betrachtete den „Impreſſioniſt“ nach wie vor als feindlichen Einbruch in ſeinen Geſchäftskreis und hatte Fritzens Beteiligung an dem Unternehmen als eine Art Untreue vermerkt.

Berting wunderte ſich daher nicht, daß er vom Chef der Firma Weißbleicher äußerſt kühl empfangen wurde. Sein Vorſchlag, ein Buch von George Meredith für den Verlag zu überſetzen — ein Plan, den er über Nacht gefaßt — fand bei dem Geſchäftsmann nur mitleidiges Lächeln. Es ſtellte ſich heraus, daß Weißbleicher von dem großen engliſchen Romancier überhaupt noch nichts gehört hatte.

Da aber gerade vom Überſetzen die Rede war, kam dem Verleger ein Einfall. Er hatte da vor einiger Zeit das Überſetzungsrecht erworben an einem franzöſiſchen Roman, von dem er ſich Erfolg verſprach. Eine Dame, der er das Buch zum Überſetzen gegeben, hatte es ihm zurückgeſchickt mit dem Bemerken, es ſei ihr zu unanſtändig. Weißbleicher meinte, der Verfaſſer des „Geſchlecht“ werde vielleicht weniger prüde ſein.

Fritz ließ ſich das Buch geben. Er hatte von dem Autor ſchon etwas geleſen. Er war einer von jenen franzöſiſchen Proſaſchriftſtellern, die ohne die Ambition Dichter zu ſein, leidlich intereſſante Bücher ſchreiben. Dieſe Art beherrſcht das Handwerkszeug ihres Metiers in hohem Grade, und ſie erreicht mehr als mancher vielleicht begabtere Kollege diesſeits des Rheines, weil ſie auf den Schultern ſteht einer Schule, und vor allem, weil ſie klug genug iſt, in Ermangelung von Eigenart ſich auf die Tradition zu ſtützen. So war auch dieſes Buch gut geſchrieben und techniſch äußerſt geſchickt gemacht. Daß es frivol war, verſtand ſich von ſelbſt.

Nachdem man eine Zeit lang hin und her gefeilſcht hatte, kam der Vertrag zu ſtande. Fritz nahm mit einem Honorar vorlieb, das nicht im Verhältnis ſtand zum Umfange des Buches. Er war froh, wieder Arbeit zu haben, wenn ſie auch minderwertig war. Das Überſetzen half ihm vielleicht äußerlich wenigſtens über ſeine Verſtimmung hinweg. Er füllte Bogen auf Bogen, und Weißbleicher war ganz erſtaunt, wie ſchnell die Sache vonſtatten ging.

Fritzens Lebensweiſe ſchien zurückkehren zu wollen zu jenen Zeiten, wo er mit Alma zuſammen in dem Vorſtadtquartier bei Frau Klippel gewohnt hatte. Den ganzen Tag Schreiberei, nur in den Abendſtunden, die er jetzt regelmäßig bei Alma zu verbringen pflegte, ein wenig der Arbeit abgeſtohlene Freiheit.

Aber damals war es doch ganz anders geweſen; damals hatte er mit tiefer Anteilnahme am eigenen Werke geſchaffen. Jetzt war er herabgeſunken zum Überſetzer. Nur das Bewußtſein, Geld verdienen zu müſſen, konnte ihn an der einmal übernommenen Aufgabe feſthalten, die ihm je länger je widerwärtiger wurde.

Hie und da ſah er Heinrich Lehmfink, der, wenn er zur Stadt kam, ſelten verfehlte, ihn aufzuſuchen. Sie gingen dann, einer alten Gewohnheit folgend, ins Café. Die Zeitungen, welche bei Lehmfink, ſeit er den Journalismus verlaſſen hatte, ſtark in den Hintergrund getreten waren, bekamen neuerdings wieder Intereſſe für ihn, da jetzt über ſein Werk „Deutſche Perſönlichkeiten“ die Beſprechungen zu erſcheinen begannen.

In dem nämlichen Kaffeehaus hatte der „Impreſſioniſt“ ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Siegfried Silber, Theophil Alois und Marcus Hieſel ſaßen nur wenige Tiſche von ihnen. Dazu hatten ſich neuerdings auch die beiden langhaarigen Poeten aus Frau Hilſchius Salon geſellt.

Es war nicht ohne Intereſſe, dieſe Corona zu beobachten. In der Kleidung herrſchte der Stil von Marcus Hieſel vor. Im übrigen regierte Siegfried Silber. Zu Fritzens Beluſtigung verſuchte der kleine Mann, jetzt, wo er es erreicht hatte, Chef einer Clique zu ſein, eine gewiſſe Bourgeois-Würde anzunehmen. Doch blieb ſein ſeriöſes Gebaren nur Poſe; es gelang ihm ſchlecht, die angeborene Fahrigkeit und Lautheit mit dem weihevollen Gebaren in Einklang zu bringen, welches Marcus Hieſel in dieſem Kreiſe zur Mode erhoben hatte.

Für Heinrich Lehmfink war natürlich der Unterſchied zwiſchen dem Dichter Karol und dem Chefredakteur des „Impreſſioniſt“ weit auffälliger als für Fritz Berting, der die verſchiedenen Stadien dieſer Mauſerung aus nächſter Nähe mit angeſehen hatte. Fritz erzählte ihm, was er von Silbers Aſpirationen auf die Hand von Fräulein Mimi Beierlein, einziger Tochter einer wohlhabenden Hausbeſitzerswitwe, wußte.

Lehmfink nickte zufrieden. „Bravo! So mußte es kommen! Erinnerſt du dich, Berting, was ich dir hier an dieſer Stelle von Siegfried Silber geſagt habe?“

Fritz entſann ſich ſehr gut des erwähnten Geſpräches.

„Er macht ſchneller Karriere, der Edle, als ich es ſelbſt ſeiner Fixigkeit zugetraut hätte!“ meinte Lehmfink.

* * *

Das franzöſiſche Buch, das Berting überſetzte, war typiſch für den Pariſer Sittenroman mittlerer Qualität. Das Buch durfte immerhin Anſpruch erheben, zur Litteratur gerechnet zu werden, wenn auch nur zu der des Augenblicks.

Der Roman war eine von jenen letzten Muſcheln, welche die große, naturaliſtiſche Woge, die über das franzöſiſche Schrifttum hingegangen iſt, ans Land geworfen hatte. Er atmete nicht den menſchlich-animaliſchen Dunſt, den Brodem von Schweiß, Blut, Kohlenſtaub, Pulverdampf und von Kloakengerüchen, die aus dem gigantiſchen Cyklus der Rougon-Macquart aufſteigen. Es herrſchte bei dieſem raffinierten Epigonen mehr der betäubende Duft des Treibhauſes vor. Der Autor war geſchmackvoller und lieferte feinere Detailarbeit als der große Al-Fresko-Maler Zola mit ſeiner dunklen Palette. Und die exakte Wirklichkeitsanalyſe eines Stendhal, die ſolide Geſellſchaftskenntnis eines Balzac war hier ſchon umgeſchlagen in impreſſioniſtiſche Nervenzerfaſerung und Seelenriecherei.

Beim Überſetzen eines Buches lernt man den Autor ganz anders kennen als beim bloßen Durchleſen. Man denkt ihm ja alle ſeine Gedanken doppelt nach, im fremden und im eigenen Idiome. Man belauſcht ihn recht eigentlich in der innerſten Werkſtätte.

Fritz war erstaunt, mit wie wenig Eigenem und mit wie viel geschickter Mache dieses Werk zusammengestellt war. Die Erscheinung gab ihm zu denken.

War es heutzutage nicht recht leicht gemacht, ein lesbares Buch zu schreiben? Man mußte nur etwas Phantasie, Kombinationsgabe, Geschmack und Sinn für das Aktuelle besitzen. Man konnte auch ganz gut fremde Autoren für sich dichten lassen. Unendlich war ja der Schatz von Gedanken, Kenntnissen und Beobachtungen, den die Vergangenheit allen zugänglich angesammelt hatte. Wie unsäglich schwer war es dagegen, etwas zu geben, das die persönliche Note trug, etwas, das Aussicht hatte, auch nur einige Jahrzehnte zu überdauern!

Er sprach jetzt oft mit Heinrich Lehmfink über solche Fragen. Des Freundes Buch und die Urteile der Presse gaben Anlaß dazu.

Lehmfink gehörte nicht zu den Autoren, welche die Zeitungen gierig durchstöbern nach günstigen Urteilen über ihre Werke. Er wollte mit seinem Buche weniger das Wohlgefallen erregen, als auf den Willen des Lesers wirken.

Das schwache Echo, welches seine „Deutsche Persönlichkeit“ in der Öffentlichkeit fand, hätte ihn erschrecken können. Die politischen Tageszeitungen schwiegen das unbequeme Buch einfach tot. Ihnen paßte es nicht, weil es allen Richtungen bittere Wahrheiten sagte, und weil es nichts grimmiger angriff als Schlagworte, allgemein geltende Doktrinen und Schablonen, Dinge, von denen sie lebten. Die wissenschaftlichen Revuen wollten auch nichts davon wissen; ihnen war

das Buch zu wenig zünftig. Wenn ſie es erwähnten, ſo bedauerten ſie den Mangel an Methode darin; nannten den Autor, falls ſie höflich waren: einen Dilettanten, falls grob: einen Querkopf. Ein Waſchzettel war dem Buche nicht beigegeben; daraus erklärte ſich die Ratloſigkeit mancher Feuilletons ihm gegenüber. Man redete daran vorbei, benutzte wohl auch das zu beſprechende Werk als Seil, auf dem man dem Publikum allerhand verblüffende Kunſtſtücklein vorführte.

Ein Erfreuliches hatte die Aufnahme des Buches für den Autor; ſie bewies ihm, wie notwendig es geweſen ſei, es zu ſchreiben.

Fritz Berting hielt es für ſeine Pflicht, die Kultur der Gegenwart, welche Lehmfink ſeinem Empfinden nach allzu ſcharf kritiſiert hatte, in Schutz zu nehmen. Das ſcheine ihm ein Fehler an dem ſchönen und in vielem ſo gerechten Buche, daß es gegenwartfeindlich ſei, daß es unter Mißachtung des Gewordenen in die Vergangenheit flüchte, deren Größe es gegen die Moderne ausſpiele.

Lehmfink ſtellte in ſeinem Werke die Behauptung auf: die letzten Decennien hätten bei allem äußeren Fortſchritt ſchlecht gewuchert mit dem überkommenen Erbe auf geiſtigem Gebiet. Fritz verteidigte dagegen die Decadence als eine Erhöhung und Verfeinerung unſerer Genußfähigkeit und damit als eine Weiterbildung und Bereicherung der menſchlichen Natur nach der Geſchmacksſeite hin. Lehmfink konnte darin einen Erſatz nicht erblicken für das, was wir in Kraft, Geſundheit und ſolider Bildung zurückgegangen

ſeien gegen die Weltanſchauung der Väter. Er warf der Moderne Seichtheit vor.

„Nehmen wir eine Erſcheinung heraus: den Naturalismus. Ich klage ihn nicht der Unſittlichkeit, des Schmutzes an; das wäre kein äſthetiſches Werturteil. Seine Mängel liegen für mich im Geiſtigen. Er iſt Oberflächenkunſt, daher das Milieu ſeine Force und das Seeliſche ſeine Renonce. Gewiſſe Erſcheinungen hat er begriffen, ſolche, zu denen ſcharfe Sinne gehören: alles Phyſiologiſche zum Beiſpiel. Der Metaphyſik gegenüber verſagt er. Seine Kunſtwerke haben Breite und doch keinen Horizont. Mir iſt beim Naturalismus immer zumute wie in einem großen Saale mit allzuniedriger Decke. Er hat keine Höhe des Glaubens und keine Tiefe des Fühlens, will keine haben. Seine Dramen kennen nicht große, einfache Probleme, die doch nach Hebbel das A und O ſind der Tragödie. Sie dringen nicht vor bis an die Wurzel des wahrhaft Erſchütternden, zum Ethos; darum reißen ſie nicht fort, begeiſtern, entflammen nicht, ſondern verſtimmen nur."

Fritz warf dieſer Behauptung des Freundes einen einzigen Namen entgegen: „Ibſen".

„Um für Henrik Ibſen ein gerechtes Maß zu finden, muß man ihn nur einmal neben einen anderen Großen ſtellen: Shakeſpeare. Dann ſieht man ſofort, was des Norwegers Stärke und was ſeine Schwäche iſt. Er hat nicht die große, eine Welt umfaſſende Liebe, den heldenhaften Optimismus, der das Leben bis zu ſeinen dunkelſten Abgründen durchſchaut und es dennoch bejaht.

Bei aller Modernität der Probleme iſt Ibſen ein alter, ſchulmeiſternder Tüftler, gehalten gegen den ewig jungen Hamlet-Dichter. Und es iſt nicht wahr, daß Ibſen uns eine neue Moral gegeben hätte; er hat uns höchſtens gezeigt, wo die herrſchende morſch und faul zu werden beginnt. Den Ruhm des Arztes will ich ihm nicht abſtreiten, des Spezialiſten, der ausgezeichnete Diagnoſen zu ſtellen verſteht. Aber das gottbegnadete, jugendſtarke Ingenium iſt er nicht, das uns einen Born der Schönheit und Läuterung aus ſich ſchenkt, wie Dante, Shakeſpeare, Goethe. Alle dieſe Großen ſtanden mitten drin im Leben, in ihrer Zeit, ihrem Volke, kämpften, litten, liebten, jubelten, fühlten mit ihren Zeitgenoſſen. Sie zogen ſich nicht zurück in die einſame Höhle der Selbſtſucht, wie jener Nordländer es thut, der den Ereigniſſen kalt, und den eigenen Geſchöpfen herzlos gegenüberſteht. Was Ibſen in meinen Augen richtet, iſt ſein Egoismus. Leider hat dieſer Ideologe den größten Einfluß gehabt auf unſere Litteratur. Ganz andere Lehrer hätte ich gewünſcht für die junge Generation!"

„Ich glaube nicht," ſagte Fritz, „daß die Revolution unſeres Geiſteslebens durch fremde Größen hervorgerufen iſt. Gewiſſe Einflüſſe vom Auslande will ich nicht leugnen. Aber die Eruption wäre gekommen auch ohne Zola, Ibſen, Tolſtoj und andere."

„Gewiß, ſie mußte kommen, ebenſo wie die Erhebung des vierten Standes. Der Naturalismus und der Sozialismus ſind Geſchwiſterkinder. Beide haben die Luft ge-

reinigt. Beide hatten Berechtigung als Oppoſition gegen Verflachung, Philiſtertum, Verſumpfung des Alters. Solange ſie jung und ſtürmiſch waren, konnte man ihnen Sympathie nicht verſagen; aber jetzt ſind ſie beide auf dem beſten Wege, ſelbſt fette Bourgeois zu werden. Der wiſſenſchaftliche Sozialismus zeigt genau dieſelbe Erſcheinung wie die naturaliſtiſche Dichtung; er bleibt an der Oberfläche haften. Es iſt für Mannigfaltigkeit und Originalität bei ihm kein Raum. Darum wird er auch nie und nimmer imſtande ſein, uns eine Kunſt zu ſchenken. Das iſt der Fluch der radikal demokratiſchen Syſteme, daß ſie, die auf Freiheit abzielen, doch ſchließlich in der Feſſelung des Individuums enden müſſen, weil der Maſſeninſtinkt, dem ſie ſchmeicheln, das Ariſtokratiſche haßt. Tod der Perſönlichkeit, nicht ihre Befreiung iſt das Ende."

„Nietzſche müßte eigentlich dein Mann ſein, Lehmfink. Ich wundere mich, daß du ihn in deinem Kapitel: ‚Führende Geiſter' nicht aufgenommen haſt."

„Nietzſche hat kein Führer ſein wollen und iſt auch keiner geworden. Seine Worte ſind haarſcharfe Meſſer ohne Griffe; man kann ſie nicht nutzen. Er iſt Artiſt von höchſter Form. Tänzer, Dichter und darum — Lügner. Wenn ich an ihn denke, habe ich immer die Viſion eines wundervollen Feuerwerkes. Ihn in Ruhe zu leſen, iſt vielleicht der höchſte Genuß, den irgend ein Moderner gewährt. Aber es bleibt eben beim Genuß. Uns Reformator ſein zu können, fehlt ihm etwas; das iſt: ein Tropfen von Martin Luthers beſtem Herzblut, von Luthers

geſunder, ſtarker Bauernart. Nietzſche iſt ein Tänzer, wie ich ſagte. Er hat auch weder jene Treue, noch jene Glut, die das Leben einſetzt für die Lehre. Er beſitzt nichts von der Liebe deſſen, mit dem er ſich ſo oft verglichen, Jeſu Chriſti. Er hat keine Inbrunſt, und er hat daher auch keine Thaten. Er lebt uns ſeine Lehre nicht vor; darum wird er Bewunderer haben aber keine Jünger. Denn nur die That reißt fort, das Wort allein läßt kalt."

„Er wollte keine Jünger haben. Er ſuchte die Größe in der Einſamkeit. Du wirſt ſeiner Bedeutung nicht gerecht, Lehmfink."

„Das Größte, was er uns gegeben hat, iſt etwas ſcheinbar Negatives, eine kritiſche Leiſtung. Ich meine die Hiebe, die er gegen die Sklavenſeligkeit des Chriſtentums geführt hat. Seine Kritik der Abkehr vom Leben, der Fleiſchabtötung, der Askeſe, jener kriechenden Tugend, die noch bezahlt ſein will, trifft die Heuchelei ins Kernholz. Dem Gekreuzigten hat er nichts anzuhaben vermocht; aber die knechtsſeligen Verwäſſerer ſeiner Lehre hat er für alle Zeiten gebrandmarkt mit unauslöſchlichem Hohn. Das iſt Nietzſches Verdienſt um das Chriſtentum."

„Ja, liebſter Lehmfink, erhoffſt du denn vom Chriſtentum noch irgend etwas? Iſt es denn nicht längſt tot? Ich kann mir nicht helfen, mir kommt es vor wie ein Petrefakt in unſerer Zeit."

„Es iſt eine meiner ſtillen Hoffnungen, Berting, daß das Chriſtentum, nämlich das aus theologiſcher Umarmung befreite Chriſtentum, einen Grundpfeiler bilden wird des

menſchlichen Zukunftsbaues. Und auch davon bin ich überzeugt: das Chriſtentum wird germaniſchen Gepräges ſein, oder es wird nicht ſein. ‚Die Freiheit eines Chriſtenmenſchen‘, die Luther wohl geahnt, die er uns aber nicht zu verſchaffen vermocht hat, müſſen wir uns noch erkämpfen, nicht in Religionskriegen, aber in geiſtigen Schlachten. Ziviliſation ohne Religion iſt nicht denkbar. Es iſt ein Mangel der Moderne, eine ihrer Oberflächlichkeiten, daß ſie irreligiös iſt. Zwei Sünden werfe ich den Jungen vor, zwei Todſünden: daß ſie kein Verhältnis gefunden haben zur Religion, und das gleich ſchwere Verbrechen: daß ſie dem Vaterlande kühl gegenüber ſtehen. Dadurch beweiſen ſie nicht — wie ſie glauben mögen — geiſtige Überlegenheit, ſondern Gedankenloſigkeit und Befangenheit in falſchem Freiſinn. Aus Religioſität und Heimatsliebe wird der Menſch der Zukunft ſeine Kräfte ziehen.“

„Du vergißt eines, Lehmfink, worauf ich die größte Hoffnung ſetze.“

„Und das wäre?“

„Die Kunſt!“

„Gut, es ſei! Die Kunſt auch!“

„Nein, nicht ‚auch‘! — Die Kunſt wird das ganze Leben durchdringen, beherrſchen, heiligen, oder wir werden niemals eine wirkliche Kultur haben.“

„Das wird Sache der Perſönlichkeit ſein.“

„Wieſo der Perſönlichkeit?“

„Kunſt wird von Künſtlern gemacht, denke ich. Wenn

wir unter den Künſtlern wieder Perſönlichkeiten haben werden, dann werden wir auch eine Kunſt bekommen. Zur Perſönlichkeit aber können wir gelangen, das weißt du aus meinem Buche, nicht durch Willkür, ſondern durch Selbſtzucht. Ihr Modernen habt ein äußerſt empfindliches, äſthetiſches Gewiſſen; keiner von euch würde ſich eine Sünde des Geſchmackes verzeihen. Was euch not thut, iſt ein wenig ſoziales Gewiſſen. Auch der Künſtler muß ſich einordnen in das große Ganze, die Gemeinſamkeit. Daraus mag er dann wieder hervorblühen in ſeiner Eigenart. Einen anderen Weg ſehe ich nicht zur Geneſung. Alſo erzieht euch zu Perſönlichkeiten, ihr Künſtler!“

* * *

Alma war nun im Krankenhauſe untergebracht. Fritz erhielt von ihrem Befinden regelmäßig Nachricht durch Doktor Moſch, der ihre Aufnahme dort vermittelt hatte. Es gehe ihr gut, hieß es; ſie ſehe getroſt ihrem Stündlein entgegen und laſſe ihn grüßen.

Die peinliche Erwartungsſtimmung, in der man ſich befand, ſuchte Berting los zu werden durch Arbeit. Abſchnitt auf Abſchnitt der Überſetzung konnte er dem Verleger abliefern.

Seine Erholung war der Verkehr mit dem Geſchwiſterpaar Lehmfink. Täglich fuhr er jetzt zu ihnen hinaus.

Toni und Heinrich Lehmfink gehörten zu den eben nicht häufigen Menſchen, die es vertragen, daß man ſie in

der vollen Nüchternheit des Alltags ſieht. Je näher man ſie in der Beſchränktheit ihrer Verhältniſſe kennen lernte, deſto bewunderungswerter erſchien die Art, in der ſie ſich mit dem Leben abfanden. Sie hatten jene ſtolze Faſſung und ſchlichte Seelengröße, welche die Armut umwandeln in ein Staats- und Ehrenkleid.

Es bedeutete für Fritz ſtets erneuten Genuß, mit dem ungewöhnlichen Paare zu verkehren, Menſchen, die ſich äußerlich ſo ähnlich ſchienen, und die im Grunde doch ſo ſehr verſchieden waren. In ihrer Neigung zueinander und Sorge füreinander lag etwas Rührendes und Imponierendes zugleich.

Ein Vergleich zu dem traurigen Verhältnis, in dem er zu ſeiner Familie ſtand, lag für Fritz ſehr nahe. Der Briefwechſel, der zwiſchen ihm und Konſtanze noch ein klägliches Daſein friſtete, war ſo ziemlich das Gegenteil von dem liebevollen Verſtehen und Sich-gegenſeitig-fördern, das er an Heinrich und Toni ſo ſehr bewunderte.

Fritzens häufige Beſuche bei ſeinem Freunde entſprangen nicht zum wenigſten dem Wohlgefallen, das er an Toni Lehmfink fand. Sie war für ihn ein neuer, intereſſanter Frauentypus. Nicht, daß ihr Weſen myſtiſche Rätſel aufgegeben hätte, im Gegenteil, es war das Anziehende an dieſer durchaus unkomplizierten Perſönlichkeit, daß ſich bei ihr das Äußere mit dem Inneren deckte, daß ſie ſich in den Grenzen hielt ihrer Herkunft und ihres Geſchlechts. Toni war einer von jenen ſeltenen Menſchen, die, ohne ein Miſchmaſch zu ſein aus allerhand blendenden Eigenſchaften, doch un-

gemein vielſeitig ſind. Den eigentlichen Regulator ihres Weſens bildete nicht ein ſcharfer Verſtand, auch nicht ein ſtarkes Temperament, ſondern der Takt eines feinfühlenden Herzens. Fritz hatte einen harmoniſcheren Charakter noch nicht kennen gelernt.

Der Verkehr mit dieſem friſchen, ehrlichen Weſen hatte ſo gar nichts die Sinne Beunruhigendes. Auch das war eine neue Entdeckung für Berting. Er, der die Mutter früh verloren, dem nicht das Glück geblüht hatte, in den Schweſtern Freundinnen ſeiner Jugend zu beſitzen, kannte das Weib eigentlich nur als Geſchlechtsweſen. Seine Erlebniſſe mit Weibern, die leichten Siege, die er über ſie davongetragen, aber auch ſeine Beſchäftigung mit der Phyſiologie und der materialiſtiſchen Philoſophie hatten ihm das andere Geſchlecht immer nur von der einen grobſinnlichen Seite gezeigt. Inzwiſchen hatte er manche neue erſtaunliche Erfahrung gemacht an den Frauen, und ſein Selbſtbewußtſein, Kenner zu ſein auf dieſem Gebiete, war bis zu einem gewiſſen Grade erſchüttert.

Es unterhielt ſich ſo angenehm mit Toni. Ihr ging zwar des Bruders Gelehrſamkeit und Bildungstiefe ab, aber ſie beſaß dafür zum angenehmen Erſatz geiſtige Regſamkeit und Humor. Bei ihr lief das Geſpräch nicht Gefahr, in eine grundſtürzende Kontroverſe mit Theſe und Antitheſe auszuarten, wie es ſo oft paſſiert bei Männern von gleichem Bildungsniveau. Toni war imſtande, zuzuhören, ohne zu widerſprechen, ja ſogar zuzuſtimmen, oder auch die Unterhaltung nur um des Vergnügens

gegenſeitiger Mitteilung willen harmlos in leichten Wellen dahinfließen zu laſſen.

Fritz erfuhr im Verkehr mit der Schweſter ſeines Freundes, daß man zu einem weiblichen Weſen in ein Verhältnis treten kann, an dem Verliebtheit nicht den geringſten Anteil hat. Daß Toni an ihm und ſeinem Umgang Wohlgefallen finde, war unzweifelhaft. Ihre offene, ungenierte Art zu blicken und zu ſprechen, ſchloß dabei doch alles Herausfordernde aus. Er begann ſtaunend zu ahnen, welches Behagen der kameradſchaftliche Verkehr von Mann und Frau zu gewähren vermag.

Berting fühlte, daß er zu Toni Lehmfink über Dinge hätte ſprechen können, die er ſelbſt Heinrich nicht anvertraut haben würde. Er wußte, daß ſie die Tugend diskreter, feinfühlender Teilnahme in hohem Grade beſitze. Noch ganz unklar, als eine Sehnſucht nur, ſtieg in ihm das Bedürfnis auf, ſein Herz zu entlaſten, ein Geſtändnis abzulegen. Und wenn von jemand, ſo glaubte er von Toni Lehmfink, daß ſie Verſtändnis haben werde für das Beſondere ſeiner Lage.

Aber Fritz ſagte ſich auch, daß er ſich in dieſer Beziehung Zurückhaltung auferlegen müſſe. Er kannte Heinrichs Auffaſſung zu gut, die nicht duldete, daß ſeiner Schweſter gegenüber irgend etwas erwähnt werde, was ſeiner ſtrengen Auffaſſung von Wohlanſtändigkeit widerſprach.

Nimmermehr hätte der Bruder es gebilligt, daß Toni erfahre, in welchen Verhältniſſen Fritz lebe, welche Erlebniſſe er gehabt, und welchen Ereigniſſen er entgegenſehe.

Einige Tage früher als erwartet, erfolgte Almas Entbindung. Fritz erfuhr das Ereignis durch eine Notiz, die ihm Doktor Mosch zugehen ließ. Alma sei von einem Mädchen entbunden worden; alles wäre normal verlaufen, hieß es.

Er war Vater.

Wunderliches Gefühl! Wie viele Menschen gab es, die sich nach solchem Glücke sehnten! Was aber sollte er damit anfangen? Für ihn war es nur eine Last, eine Fessel, ein Bleigewicht.

Jenes Gefühl des Stolzes, der Wonne, von dem man in den Büchern las, daß es das Herz des jungen Vaters schwellen solle, erschien bei ihm gewandelt ins Gegenteil. Er hätte sich schämen mögen. Und wenn er gar an das dachte, was die Vaterschaft in Zukunft noch an Widerwärtigkeiten für ihn bringen mußte, dann graute ihm.

Alma und das Kind zu sehen, fühlte er kein Bedürfnis. Was sollte er auch jetzt bei ihnen! —

Früh am Morgen hatte er die Nachricht erhalten, gegen Mittag suchte er Doktor Mosch auf, um von ihm Näheres zu erfahren.

Der junge Mediziner gratulierte dem Vater. Das kleine Fräulein, behauptete er, sei eine Schönheit. Ihre Stimme besitze einen wundervollen Klang. Noch allerhand andere angenehme Eigenschaften wußte er dem Säuglinge nachzurühmen.

Verspottung hatte Fritz gerade gefehlt!

In der ärgerlichſten Stimmung kehrte er nach Haus zurück. Die Arbeit, mit der er ſich zu betäuben verſuchte, wollte heute auch nicht vom Flecke rücken. So entſchloß er ſich denn, Lehmfink aufzuſuchen. Heinrich mußte die Sache ja doch erfahren. Vielleicht wußte der ein Wort des Troſtes für ihn.

Er fand das Geſchwiſterpaar zu Haus. Erſt nach einiger Zeit jedoch gelang es ihm, den Freund allein zu ſprechen; bis dahin hatte Tonis Anweſenheit das Geſtändnis unmöglich gemacht.

Auch Lehmfink beglückwünſchte ihn, in anderer Weiſe jedoch als Doktor Moſch. Schwer könne er ſich in den Seelenzuſtand eines jungen Vaters verſetzen, meinte er. Vor dem Rätſel einer neuen Exiſtenz, die aus unſerer Liebe ihren Urſprung genommen, müßten alle kleinlichen Sorgen und peinlichen Gefühle ſchweigen. Er denke ſich das Bewußtſein, einen Menſchen erzeugt zu haben, erſchütternd und beſeligend zugleich, alles in allem wohl das Außerordentlichſte, was dem Manne widerfahren könne.

Heinrich Lehmfink zeigte ſich tief ergriffen; wenn ihm ſelbſt ein Kind geboren worden wäre, es hätte ihm kaum näher gehen können. Fritz war geradezu betreten durch die ungewöhnliche Auffaſſung des Freundes.

Sie wurden in der weiteren Ausſprache geſtört durch Toni, die mit dem Kaffeezeug zu ihnen zurückkehrte.

Berting fühlte, daß er heute ein ſchlechter Geſellſchafter ſei, und brach zeitig auf. Toni ſetzte ihn noch vor dem Gehen in Verlegenheit, indem ſie fragte, was ihm fehle;

er mache den Eindruck von Kummer. Er habe Ärger im Beruf gehabt, war ſeine Ausrede.

Heinrich Lehmſink gab ihm ein Stück Wegs das Geleit. Er kam noch einmal auf das vorige Geſpräch zurück. Fritz ſolle nicht etwa denken, daß er das Schwierige ſeiner Lage verkenne. Er wiſſe ganz genau, daß jetzt mancherlei Sorgen an ihn, Fritz, herantreten würden. Da möge er vor allem nicht vergeſſen, daß er Freunde beſitze. Wenn er ſich etwa in Geldſchwierigkeiten befinde, ſo könne er, Heinrich, wohl verlangen, dasſelbe thun zu dürfen, was Fritz einſtmals an ihm gethan habe.

Berting dankte und meinte, er hoffe, von dem gütigen Angebot keinen Gebrauch machen zu müſſen.

Am nächſten Morgen erhielt er ein paar Zeilen von Alma, mit Bleiſtift auf ein Stück zerknittertes Papier gekritzelt. Kaum, daß Fritz den Sinn der Worte herauszubringen vermochte.

Alma ſchrieb, es gehe ihr gut. Sie ſei ſo glücklich. Das Kindchen hätte die Bruſt genommen. Es habe den Kopf ganz voll krauſer Härchen und ſehe Fritz ähnlich. Sie danke ihm von ganzem Herzen für alles und hoffe, ihn bald, recht bald zu ſehen, um ihm das Töchterchen zeigen zu dürfen.

Die paar Worte enthielten die ganze Alma. Sie ſich zu denken mit dem Kinde an der Bruſt, ſeinem und ihrem Kinde! — — Heinrich Lehmſink hatte ſchon recht: es war etwas Großes und Ergreifendes um dieſes plötzliche Auftauchen eines neuen Lebeweſens aus dem Nichts.

Er ſchrieb ein paar Worte an Alma, ſagte ihr, ſie ſolle ſich nur ja recht halten. Wenn ſie irgend einen Wunſch habe, möge ſie ihn äußern; er wolle alles für ſie thun. Aber beſuchen könne er ſie jetzt nicht. Das ſei, wie ihm der Aſſiſtenzarzt geſagt habe, nicht angängig.

Mit dem Arbeiten wurde heute wieder nichts. Es war ihm ſo wunderlich weich und nachdenklich traurig zu Mute, faſt zum Weinen. Der Gedanke an die junge Mutter mit ſeinem Kinde an der Bruſt verfolgte ihn in jede Beſchäftigung hinein. Er ärgerte ſich ſchließlich über ſich ſelbſt. Lächerlich geradezu, ſich von einer ſentimentalen Regung ſo übermannen zu laſſen! —

Das Ende war, daß er wiederum zu Lehmfink hinauspilgerte. Da das Wetter ſchön war und der Tag doch irgendwie untergebracht werden mußte, ging er zu Fuß.

Der Freund war zur Stadt gefahren, hatte aber zurückgelaſſen, daß Fritz, falls er käme, auf ihn warten ſolle. Er habe ihm wichtige Mitteilungen zu machen.

Worauf ſich dieſe Mitteilungen bezögen, konnte Toni nicht ſagen. Der Bruder hätte einen Brief erhalten, aber nichts von ſeinem Inhalt verraten. Doch habe ſie den Eindruck, als müßten die Nachrichten gute ſein.

„Es wird ſich um ſein Buch handeln," meinte Fritz.

„Wollen wir ein wenig ſpazieren gehen?" fragte Toni. „Nicht weit, damit Heinrich, wenn er zurückkommt, nicht lange zu warten braucht."

Fritz war einverſtanden. Toni machte ſich ſchnell zurecht. Dann ging man.

Es war ihr Lieblingsweg, den ſie einſchlug. Er führte zunächſt einen ſteilen Felshang hinan über ein Hochplateau, von dem aus man eine Rundſicht genoß auf das breite, mit unzähligen Ortſchaften beſäte Flußthal, in deſſen Mitte die Stadt in ihren eigenen Dunſt gehüllt lag. Nach der anderen Seite hin dehnten ſich Hügelreihen, und dahinter einzelne blaue Kuppen des fernen Gebirgsſtockes. Von dieſem Punkte aus ging der Weg wieder thalab in einen Grund, deſſen Hänge mit uraltem Tannenforſt beſtanden waren.

Toni Lehmfink trug Matroſenhut, leichte Sommerbluſe, ein Paar feſte Schnürſchuhe und einen glatten Rock von ſtarkem Stoff, den ſie zum Gehen aufgeſchürzt hatte. In dieſem Aufzug gefiel ſie Fritz am beſten. Er paßte zu ihrer Erſcheinung, an der wenig Fülle und Weichheit, aber eine gewiſſe Einfachheit der Linien auffällig war, die in freier Bewegung ſchön zur Geltung kam.

Sie hatte Fritz erzählt, daß ſie in England mit Paſſion Sport getrieben habe. Die Wirkung davon war zu erkennen an ihrem elaſtiſchen Gange, ihrer ſtraffen Haltung, an der geſchmeidigen Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen. In dieſen Dingen war ſie dem Bruder weit überlegen. Heinrich, der auf Grund ſeiner Kurzſichtigkeit um die körperliche Schulung des Militärdienſtes gekommen war, gewöhnte ſich zum Kummer der Schweſter immer mehr die ſchlechte Haltung des deutſchen Gelehrten an.

War nicht auch Toni ein Beleg für die Wahrheit, die Fritz zu dämmern anfing, daß das von Thoren fälſchlich

als „das ſchwache“ bezeichnete Geſchlecht, das härtere, dauerhaftere, ja, das eigentlich unzerſtörbare ſei? Im Schlechten und im Guten hatte er das an allen Frauen, die er näher kennen gelernt, erfahren: an Alma, an Hedwig, an Annie, und jetzt wieder an Toni.

Man ſprach heute wenig. Toni, die ſonſt die Unterhaltung ſelten zum Einſchlafen kommen ließ, blieb ſchweigſam, ſodaß es Fritz aufzufallen begann. Doch war das Schweigen zwiſchen ihnen nicht peinlich. Im engen Zimmer kann zwiſchen zwei Menſchen das Stummſein quälend wirken wie ein unheimliches Geſpenſt. In freier Natur ſprechen tauſend andere Stimmen für uns.

Fritz ahnte jedoch, daß Tonis Schweigen etwas zu bedeuten habe; es lag Unſicherheit darin und Befangenheit, die man an ihr am allerwenigſten gewöhnt war. Faſt ſchien es, als habe ſie eine Frage auf dem Herzen, die nicht den Weg über die Lippen finden konnte. Er ſah ſie im Gehen einmal von der Seite an, wobei ihre Blicke einander begegneten. Toni errötete.

Ob Heinrich geſprochen, ob er der Schweſter das Geheimnis des Freundes mitgeteilt hatte? —

Und wenn es ſo war, wie dachte Toni darüber? Welchen Eindruck hatte ihr die Neuigkeit gemacht? Verdammte ſie ihn? War ſie imſtande, ihn und ſeine Lage zu begreifen? —

Sie hatten den waldigen Grund durchſchritten und befanden ſich wieder auf dem Rückwege.

Tonis Schritte wurden langſamer. Mit einem Male

blieb ſie ſtehen. Indem ſie Fritz mit leuchtenden Augen anſah, ſtieß ſie haſtig hervor: „Heinrich hat mir alles geſagt, Herr Berting!“ — Dann ſchritt ſie mit zu Boden geſenktem Blicke eilig weiter.

Fritz hätte mehr als eine Frage an ſie richten mögen; doch fürchtete er, ihre Schamhaftigkeit zu verletzen. Er ahnte, daß es ihr ungeheure Überwindung gekoſtet haben müſſe, ſich ein ſolches Wort abzuringen.

Nach einiger Zeit fragte Toni mit leiſer Stimme: „Wie geht es dem kleinen Kinde?“

Fritz ſagte ihr, daß Mutter und Kind ſich, wie er höre, ausgezeichnet befänden.

„Sie haben das Kindchen noch nicht geſehen?“ rief das Mädchen erſtaunt.

Er erwiderte, daß er noch nicht Gelegenheit dazu gehabt, und wenn er offen ſein ſolle, die Gelegenheit auch nicht geſucht habe.

„Das verſtehe ich nicht!“ war Tonis Antwort.

Fritz ſuchte ihr zu erklären, daß er gar nicht wiſſe, wie er ſich einem ſo kleinen Weſen gegenüber benehmen ſolle.

„Das iſt unnatürlich!“ meinte Toni in ehrlicher Entrüſtung.

„Nicht beim Manne! Wir kommen uns den Kindern gegenüber einfach hilflos vor. Ein Bekenntnis unſerer Schwäche und Einſeitigkeit. Oder iſt es einer jener Punkte, in denen Mann und Frau einander ergänzen ſollen? Wer weiß, die Abneigung unſeres Geſchlechts

gegen das kleine Kind ist vielleicht von der Natur gewollt. — Meinen Sie nicht?“

Toni gab ihm keine Antwort hierauf. Den ganzen übrigen Weg legten sie schweigend zurück.

Berting dachte an ein Gespräch, welches er neulich mit Toni Lehmfink gehabt hatte. Es schien ihm eine Art Erklärung zu geben für ihre Auffassung.

Sie hatte damals von einer Freundin in England gesprochen, deren Lebensberuf es sei, fremde Kinder, Waisen, oder auch solche von armen Eltern zu sich zu nehmen. Einen edleren Beruf, hatte Toni gemeint, könne sie sich nicht denken. „Kinder zu Menschen machen“ — sie hatte diesen Ausdruck gebraucht —, wer dafür leben dürfe, sei glücklich zu preisen. „Aber,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu „nicht jede Frau hat dazu die Möglichkeit, wenn es auch im stillen der heiße Wunsch einer jeden ist.“ —

Das hatte sie gesagt, als sie noch keine Ahnung haben konnte von seiner Vaterschaft. Was mochte die Erkenntnis, daß er gering achte, was ihr als das Höchste auf der Welt erschien, in dieser stark empfindenden Brust für Gedanken wachgerufen haben. Ihr: „das ist unnatürlich!“ war aus voller Seele gekommen.

Fast mußte er fürchten, daß Toni ihm seine Äußerung als Gefühlsroheit auslege. Doch beruhigte sie ihn dieser Sorge wegen. Kurz ehe sie in den Garten eintraten, sagte sie: „Ich habe eine große Bitte, Herr Berting! Lassen Sie mich Ihr Töchterchen sehen! Und auch Alma, von der mir Hein-

rich viel erzählt hat, möchte ich gern beſuchen. Iſt das möglich?“

Sie hielt ihm dabei die Hand hin. Nur einen Augenblick zögerte er; dann verſtand er, daß ſie ihm nicht bloß ein Verſprechen abnehmen, ſondern vor allem ein Zeichen großen Vertrauens geben wollte.

Er ſagte, daß er ſich aufrichtig freue, ſie mit Alma und dem Kinde bekannt machen zu dürfen.

Man fand Heinrich Lehmfink in der Wohnung. Er umarmte ſeine Schweſter und ſchüttelte Fritz beſonders warm die Hand. „Seht ihr mir nichts an?“ fragte er, bedeutungsvoll lächelnd.

„Du ſiehſt aus, als hätteſt du mindeſtens ein Zehntel des großen Loſes gewonnen,“ meinte Fritz.

„Dazu gehörte, daß ich in der Lotterie ſpielte. Aber inſofern haſt du recht; es iſt Glückstorkel dabei.“

„Heinrich!“ rief Toni atemlos. „Was iſt mit dir? Sag's ſchnell!“

„Ich dachte, man ſähe mir's an. Fritz behauptet ja immer, ich hätte etwas Dozierendes an mir. Andere Leute ſcheinen das auch gefunden zu haben. Es iſt mir die venia docendi, auf deutſch: eine Profeſſur angetragen worden für Litteratur“ . . . .

„Wo?“ rief Toni.

Heinrich Lehmfink warf einen Blick auf die Photographie F. Th. Viſchers, die auf ſeinem Schreibtiſche ſtand; dann ſagte er: „In der Heimat!“

„Heinrich!“

Toni fiel dem Bruder um den Hals. „Die Eltern — Heinrich! — Wenn ſie das erlebt hätten!“ Sie ſchluchzte an ſeiner Bruſt.

Berting trat ans Fenſter. Er wollte nicht ſtören. Wie reich waren Menſchen, wie beneidenswert reich, deren erſter Gedanke, wenn ihnen Großes widerfuhr, die Eltern ſein durften.

Es dauerte geraume Zeit, bis alle ſoweit beruhigt waren, daß Heinrich zuſammenhängend erzählen konnte, wie die Sache gekommen ſei. Er war ſelbſt völlig überraſcht worden durch die Anfrage, die er heut früh von dem heimatlichen Miniſterium erhalten hatte. Ein Bekannter, mit dem er ehemals im Viſcherſchen Kreiſe zuſammengekommen war, jetzt ein Mann in maßgebender Stellung, mochte wohl ſeine Hand dabei im Spiele gehabt haben. Doch, meinte Lehmfink, dürfe er von ſich ſagen, niemals um jenes Herrn Gunſt gebuhlt zu haben. Und ſeinem neueſten Buche könne man doch auch kaum ein Schielen nach akademiſchen Ehren vorwerfen.

„Du biſt köſtlich!“ rief Fritz. „Verteidigſt dich wohl gar, daß du die Stelle nicht zurückgewieſen haſt. Du wärſt imſtande geweſen, abzuſchreiben . . . . .“

„Wenn ich wüßte, Protektion ſei dabei im Spiel, würde ich unbedingt ablehnen.“

„O, du, du! Man könnte ſich grün ärgern über dich, wenn man ſich nicht noch viel mehr freuen müßte, daß es ſolche Kerle giebt! Leicht haſt du es dem Erfolge, weiß Gott, nicht gemacht, dich aufzufinden. Aber warum ſoll

denn nicht ausnahmsweiſe einer, der etwas kann, auch ohne jede Reklame zu dem Poſten gelangen, auf den er gehört!“ —

„Eine große Sache iſt es und bleibt es, mein lieber Fritz, plötzlich feſten Grund zu fühlen unter den Füßen, nachdem man ſo lange mit den Wellen hat kämpfen müſſen, manchmal gleich einem Ertrinkenden; du weißt es ja, wie es mir ergangen iſt. Ich denke an Berlin, an unſere gemeinſamen Illuſionen und Pläne. — Und du, meine kleine Schweſter, was ſagſt denn du eigentlich? Wirſt du nun endlich Reſpekt bekommen vor dem Bruder?“

Toni umarmte ihn von neuem. „Ich bin noch gar nicht zu Verſtande gekommen, Heinrich. Was geben wir nur an heut abend? Ich glaube, ich könnte heute über die Stränge ſchlagen. Was geben wir nur an?“

„Berting ſoll entſcheiden,“ ſagte Lehmfink.

Fritz ſchwieg. Toni begriff, was ſein Schweigen zu bedeuten habe.

„Nein, Heinrich, wir wollen ganz ſtill beiſammen bleiben,“ ſagte ſie. „Das wird ſchließlich allen am meiſten nach dem Herzen ſein, vor allem Herrn Berting. Gelt, Sie bleiben? Ich werde für Abendbrot ſorgen.“

Das war wieder einmal ihre Geiſtesgegenwart des Herzens. Im Nu hatte ſie erkannt, daß dem Freunde nicht nach Feſte-feiern zumute war.

Toni ließ die beiden Männer für eine Weile allein.

„Du biſt ſo ſtill, Berting!“ ſagte Lehmfink. „Fehlt dir etwas?“

„O, nichts! Man ist solch ein fürchterlicher Egoist. Dein Glück sollte mich doch wahrhaftig alles vergessen machen . . . . .“

„Verzeih! Wie konnte ich nur! — Mit keinem Wort habe ich nach Alma gefragt und der Kleinen. Ich war der Egoist. Verzeihe nur!“

„Ach, Lehmfink!“ sagte Fritz mit einem tiefen Seufzer, „Schwabenland liegt weit von hier. Nun hat man sich eben erst gefunden, und da heißt es schon auseinandergehen. Das ist der Tropfen Wermut für mich im Becher deiner Freude.“

* * *

Ein Brief aus Berlin brachte für Fritz große Überraschung. Seine Schwester, Frau Wedner, schrieb ihm, sie seien im Begriff, nach dem Salzkammergut zu fahren, und hätten ihre Rundreisebillets so eingerichtet, daß sie die Fahrt unterbrechen könnten, um Fritz auf ein paar Tage zu besuchen.

Berting war sehr wenig erbaut von dieser Aussicht. Es würden verlorene Tage für ihn sein. Denn was hatten sie einander noch zu sagen, die Schwester und er, nach dem, was vorgefallen war? Was hatten sie überhaupt gemein miteinander außer der Blutsverwandtschaft! —

Seiner Schwester abzuschreiben, war unmöglich; denn ihrem Briefe zufolge mußten sie jetzt bereits unterwegs

ſein. Sie hatten Wohnung im Hotel beſtellt. Fritz wurde gebeten, abends dorthin zu kommen.

Es war ein wunderlicher Augenblick für Fritz, als er Konſtanzens Geſicht ſeit ſieben Jahren zum erſten Male wiederſah. Zuletzt hatte man ſich bei der Beerdigung Juliens, der älteſten Schweſter, geſehen.

Frau Webner, jetzt Ende der dreißig, gehörte zu den Erſcheinungen, die ſich gut konſervieren. Wenn ſie, wie heute, durch die ſeeliſche Erregung Farbe und glänzende Augen hatte, konnte ſie ſogar für anziehend gelten mit ihrer ſchlanken Geſtalt und dem ſchönen, blonden Haar.

Fritz war es ſehr lieb, daß ſein Schwager bei der erſten Begegnung nicht zugegen war; ſeine Anweſenheit würde die Befangenheit nur erhöht haben. Man war ſo ſchon verlegen genug, Konſtanze noch mehr als Fritz.

Es wurde zunächſt von den fernliegendſten Dingen geſprochen. Frau Webner war unnatürlich redſelig und lachte viel.

Fritz erkundigte ſich nach dem Befinden Arthurs, ſeines Neffen, ihres einzigen Kindes. Er erfuhr, daß Arthur in Unterprima ſitze. Webner, der doch gewiß hohe Anforderungen ſtelle, ſei ſowohl mit dem ſittlichen Verhalten, als mit den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des Jungen zufrieden. Trotz ſeiner Jugend huldige Arthur einer ſehr ernſten Richtung.

Fritz war von Herzen froh, daß Webners den ernſt gerichteten Jüngling nicht mitgebracht hatten, der jedenfalls ein fürchterlicher Muſterknabe war.

Konſtanze erwähnte nebenbei, daß ſie ſich mit Arthur in Gmunden treffen wollten, wo die Sommerferien gemeinſam verbracht werden ſollten. Warum die Schweſter, als ſie das ungefragt erzählte, erröten mußte, war nicht recht einzuſehen.

Wo ſich ſein Schwager heute abend aufhalte, fragte Berting nicht. Früh genug noch würde man ſich ſehen. Er fand es erſtaunlich taktvoll von Wedner, deſſen hervorragendſte Eigenſchaft Feingefühl ſonſt gerade nicht war, daß er die Geſchwiſter wenigſtens für den erſten Abend allein gelaſſen hatte.

Man verabredete für den nächſten Tag, daß Fritz zu beſtimmter Stunde ins Hotel kommen ſolle; den weiteren Tagesplan wollte man dann beſprechen.

Fritz trug keinen unangenehmen Eindruck von der Begegnung mit der Schweſter davon. Es hatte ihn doch etwas wie Heimaterinnerung ergriffen vor Konſtanzens Geſicht, das ſo ganz den Familientypus darſtellte. Stimme, Lachen, Geſten, beſtimmte Redewendungen erinnerten an längſt vergeſſen geglaubte, bis zur Kinderſtube zurückdatierende Dinge und Erlebniſſe. Das ſtand jetzt auf einmal wieder vor ihm, als ſei es geſtern geweſen.

Er glaubte, bei der Schweſter ähnliche Gefühle bemerkt zu haben. Konſtanze war ja im Grunde eine gutmütige, harmlos freundliche, des Wohlwollens fähige Perſon, nur durch ihren Gatten in Unduldſamkeit hineingetrieben.

Von Fritzens Leben und ſeiner Kunſt hatte man gar

nicht geſprochen. Das war ihm lieb. Der Gegenſatz der Anſchauungen war ſo hoffnungslos unüberbrückbar, daß es am beſten ſchien, man unterhielt ſich nur über indifferente Dinge. Fritz hatte ſich ein gleiches Verhalten Wedner gegenüber vorgenommen. Szenen wie jene in Berlin, wo die Schwäger im Zorne auseinander gegangen waren, brauchten ſich nicht zu wiederholen. Bekehren würde ja doch keiner den anderen.

Am anderen Morgen kaufte Fritz einen Strauß Roſen und trug ihn ins Hotel, um ihn ſeiner Schweſter aufs Zimmer zu ſchicken. Er nahm an, daß die Reiſenden ſo früh noch nicht auf ſein würden.

Als er das Hotel betrat, lief er im Entree ſeinem Schwager beinahe in die Arme, der mit einem Knaben von etwa ſechzehn Jahren die Treppe herabkam.

Wedner ſchien überraſcht, Fritz zu ſehen und ſagte wenig höflich: ſoviel er von Konſtanze wiſſe, habe man ſich doch auf eine viel ſpätere Stunde verabredet. Berting wies zur Erklärung des früheren Kommens auf ſeine Roſen. Der bleiche Jüngling blickte ihn mit erſtaunt neugierigen Augen an. Die Ähnlichkeit mit Wedner war ſo groß, daß er in ihm ſeinen Neffen Arthur erkennen mußte.

Er ſchaffe den Jungen eben auf die Bahn, ſagte der Schwager, da er mit einer befreundeten Familie vorausreiſen ſolle. Die Droſchke ſtand auch bereits vor dem Hotel. Wedner trieb zur Eile an, obgleich der Portier verſicherte, es ſei noch viel Zeit.

Fort fuhren Wedner ſenior und junior, ohne daß zwiſchen Onkel und Neffe mehr als einige gleichgiltige Fragen und verlegene Antworten gewechſelt worden wären.

Allmählich wurde es Fritz klar, was dieſer ſonderbare Vorgang eigentlich zu bedeuten habe. Konſtanzens Erröten, als ſie erzählt hatte, man wolle ſich mit Arthur in Gmunden treffen, Wedners Ärger, daß ihm der Schwager ſo zeitig über den Hals gekommen war, das Verdutztſein des Neffen, der den Onkel Fritz wie ein Wundertier angeſtarrt hatte — — Fritz mußte laut lachen, als er endlich die Erklärung zu dieſen rätſelhaften Erſcheinungen fand.

Der Junge hatte vor ihm verſteckt werden ſollen. So gefährlich war er, Fritz Berting, in den Augen ſeiner nächſten Verwandten! Arthur hätte ſich doch vielleicht anſtecken können bei dem verlorenen Sohne der Familie, bei dem Onkel, der die ſchlechten Bücher ſchrieb.

Natürlich ſteckte Wedner dahinter. An Konſtanzens Erröten ſah man es ja, wie ſchwer ihr die Lüge geworden. Arme Schweſter! Fritz ahnte, daß ſie um ſeinetwillen manches erleiden mochte von dem Gatten.

Das nächſte Zuſammenſein ſtand naturgemäß unter dem Bewußtſein dieſes Erlebniſſes. Man aß gemeinſam im Hotel zu Mittag. Fritz ließ keinerlei Verſtimmung merken. Konſtanzens anfängliche Verlegenheit ſagte ihm, wie peinlich ihr die ganze Angelegenheit ſei.

Der Schwager gab ſich Mühe, liebenswürdig zu ſein; doch fehlte ſeiner Höflichkeit der Herzenston. Fritz war

überzeugt, daß Wedner ihm nie verzeihen würde, heute früh bei einer offenkundigen Lüge ertappt worden zu ſein.

Berting fand, daß ſich die Züge des Schwagers nicht zu ihrem Vorteil verändert hatten. Der Fanatiker kam mehr und mehr bei ihm auch in der äußeren Erſcheinung zum Ausdruck. Der Blick der tiefliegenden Augen war ſtechender geworden; der Zug von Eigenſinn und Mißgunſt um die Mund- und Naſenpartie hatte ſich verſtärkt.

Wedner, der ſich früher durch eine breite, aufdringliche Suada ausgezeichnet hatte, war heute ziemlich zurückhaltend, überließ den Geſchwiſtern die Unterhaltung. Gleich nach Tiſch ging er. In Fritzens Geſellſchaft ſchien er ſich ebenſowenig wohl zu fühlen, wie dieſer in der ſeinen. Fritz und Konſtanze hatten den Nachmittag für ſich. Am nächſten Tage ſchon wollte das Ehepaar weiter reiſen.

Berting ſchlug ſeiner Schweſter vor, ihr die Hauptſtraßen und wichtigſten Gebäude der Stadt zu zeigen. Konſtanze war damit einverſtanden.

Sie bewies viel mehr lebendiges Intereſſe, als er ihr zugetraut hätte. Sowie ſie ſich frei wußte von ihrem Manne, war ſie eine ganz andere Perſon, empfänglich, ja bis zu einem gewiſſen Grade freimütig.

In einer Kunſthandlung, an der ſie vorbeikamen, war eine Ausſtellung moderner Bilder. Konſtanze ſprach den Wunſch aus, hineinzugehen.

Auch hier wieder hatte Fritz Gelegenheit, ſich über ihr durchaus laienhaftes, aber bei aller Naivität treffendes Urteil zu freuen. Es ſtellte ſich heraus, daß ſie überhaupt

noch nichts geſehen hatte von neueren Meiſtern. Wedner nahm ſie nicht mit in Ausſtellungen. Auf den Gedanken, daß man als erwachſene Perſon auf eigene Fauſt einem Intereſſe nachgehen könne, ſchien ſie nicht gekommen zu ſein.

Ihr Benehmen gegen Fritz war ziemlich widerſpruchsvoll. Meiſt wog einfaches ſchweſterliches Wohlwollen vor, wie es ihr von Herzen kam. Dann plötzlich ſchien etwas Fremdes aus ihr zu ſprechen, etwas Kleinliches, Mißtrauiſches. Fritz wußte, woher das kam. Ihr Gatte hatte ſie ſo gut geſchult, daß ſeine Auffaſſung ſie ſelbſt dann hypnotiſierte, wenn er nicht zugegen war.

Ein paarmal machte ſie Verſuche, den Bruder auszuholen über ſein Leben. Fritz zweifelte keinen Augenblick, daß auch das auf eheherrlichen Befehl zurückzuführen ſei. Das Talent zum Schnüffeln kannte man ja an Wedner.

Berting hatte etwas Ähnliches erwartet und war daher auf der Hut. Von ſeinem Geheimniſſe durfte Konſtanze nichts erfahren, ſo unnatürlich es auch erſchien, der einzigen Schweſter das wichtigſte Ereignis ſeines Lebens zu verheimlichen. Aber ſein Herr Schwager ſollte ihm nicht noch einmal mit dem Vorſchlage kommen, Alma mit Geld abzufinden.

Konſtanze fand, daß Fritz ſchlecht ausſehe; er ſei ſo mager und hohlwangig. Ob er denn genug eſſe, fragte ſie. Im Anſchluß daran erkundigte ſie ſich ſchüchtern nach ſeinen Geldverhältniſſen. Fritz antwortete, er habe zu leben. Daß er ſchlecht ausſehe, und daß ſeine Kleider abgetragen ſeien, wußte er ſelbſt; Konſtanze brauchte ihn

darauf wahrlich nicht erſt aufmerkſam zu machen. Er war zu ſtolz, der Schweſter ſeine Lage zu bekennen.

Zum Abendeſſen traf man ſich mit Wedner. Er befand ſich in ſichtlich gehobener Stimmung. Wie er ſagte, war er mit Geſinnungsgenoſſen beiſammen geweſen zu einer kleinen Konferenz. Was die Zuſammenkunft bezweckt habe, deutete er nicht an. Aber Fritz konnte es ſich ungefähr denken. Es war wohl das, was Konſtanze als „ſeinen Kampf gegen die modernen Nuditäten“ bezeichnet hatte.

Fritz war boshaft genug zu erwähnen, daß ſie gemeinſam in einer Ausſtellung neuerer Meiſter geweſen ſeien. Wedner ſpitzte die Ohren. Was für Bilder man geſehen habe, forſchte er. Fritz nannte einige Namen: „Böcklin, Klinger, Liebermann, Stuck!“ —

Wedner fuhr auf: „Sezeſſion! — Und ſolchen Schund ſiehſt du dir an, Konſtanze!“ Ein vernichtender Blick traf ſie. Die arme Frau ſchwieg beſtürzt. Daß ihr die Bilder gut gefallen hatten, wagte ſie natürlich nicht zu ſagen.

Am nächſten Morgen hatte Fritz noch eine Stunde allein mit ſeiner Schweſter. War es die Abſchiedsſtimmung, welche Konſtanze weich gemacht hatte? Sie zeigte ſich beſonders liebreich. Es ſchien faſt, als wolle ſie dem Bruder irgend etwas eröffnen, was ſie auf dem Herzen hatte.

Zu ſehen, daß ſie unter Wedners unzarter Behandlung leide, war eben nicht ſchwer. Aber konnte man ihr helfen? — Konſtanze hatte ſich ihr Schickſal ſelbſt

gewählt. Durch ihre Nachgiebigkeit war ſie zum Echo und Schatten geworden des Gatten. Selbſt wenn dazu aufgefordert, würde Fritz es abgelehnt haben ſich in die Verhältniſſe dieſer beiden einzumengen. Er vermied daher alles, was die Schweſter zu einem Geſtändniſſe hätte ermutigen können.

Schließlich kam Konſtanze noch mit einer Bitte, die auf Fritz zunächſt einigermaßen befremdend wirkte. Sie fragte den Bruder, ob es ihm nicht möglich ſei, beſſere Sachen zu ſchreiben.

Fritz erkundigte ſich, was ſie denn von ſeinen Sachen kenne. Da ſtellte es ſich heraus, daß ſie überhaupt noch keine Zeile von dem Bruder geleſen hatte. Wedner verbiete ihr ſeine Bücher.

Dann bedaure er, ihren Wunſch nicht ernſt nehmen zu können, meinte Berting.

Konſtanze ließ das Thema trotz Fritzens deutlicher Verſtimmung nicht fahren. Sie verſtehe ja gar nichts davon, ſagte ſie; aber ſie denke es ſich ebenſo leicht, etwas Gutes zu ſchreiben, wie etwas Schlechtes. Was die anſtändigen Menſchen von einem dächten, ſei doch ſchließlich nicht gleichgiltig. Wedner habe ihr geſagt, es gäbe jetzt eine ganze Richtung in der Litteratur, welche mit Abſicht alles Böſe, Häßliche, Unanſtändige beſchreibe, um die Menſchen zu verführen. Es ſei genau dasſelbe wie in der Politik mit der Sozialdemokratie, die alles umſtürze. Ob denn Fritz zu dieſer Menſchenklaſſe gerechnet ſein wolle? Und dann möchte ſie ihm noch ganz im Vertrauen

ſagen, was Wedner ihr verraten hätte, daß man jetzt vorhabe, gegen dieſe ganze Richtung energiſch von oben her vorzugehen. Wedner müſſe es wiſſen; denn er habe Fühlung mit hochgeſtellten Perſonen. Fritz ſolle doch bedenken, in was für Gefahr er ſich ganz unnützer Weiſe begebe. Ein ſo begabter Menſch wie er habe die Pflicht, von ſeinen Gaben den rechten Gebrauch zu machen. Außerdem glaube ſie auch beſtimmt, daß es ſich ebenſo gut bezahlt mache, ja vielleicht ſogar noch beſſer, ſo zu ſchreiben, wie es ſich gehöre.

Was ſollte man nun darauf ſagen? Es war ſo gut gemeint von Konſtanze! Sollte man verſuchen, ſie aufzuklären? Aber wo anfangen?

Sie ſprachen ja verſchiedene Sprachen.

* * *

Noch während die Wedners da waren, hatte Fritz einen Brief von Alma erhalten, in welchem ſie bat, das Krankenhaus doch nun endlich verlaſſen zu dürfen. Es ſei ſo langweilig, im Bett zu liegen, wenn man ſich geſund fühle. Sie denke den ganzen Tag nur immer an ihn, halte es nicht mehr aus vor Sehnſucht, ihm die Kleine zeigen zu dürfen.

Berting ſuchte Doktor Moſch auf und trug ihm Almas Wunſch vor. Der junge Mediziner hatte keine Bedenken, die junge Mutter aus der Anſtalt zu entlaſſen; natürlich müſſe ſie ſich in der nächſten Zeit noch ſehr ſchonen und geſchont werden.

Im Laufe des nächsten Tages erfolgte der Umzug; gegen Abend kam Fritz, Alma zu begrüßen. Er hätte ihr gern ein Geſchenk mitgebracht zur Anerkennung ihrer tapferen Haltung; aber er mußte mit leeren Händen kommen. Die Rechnung der Klinik war erſchreckend hoch geweſen. Alles, was er zur Zeit beſaß, hatte er hingegeben und war noch einen Teil darüber ſchuldig geblieben.

Seinem Kinde gegenüber konnte Fritz beim beſten Willen nicht jenes Gefühl des Entzückens empfinden, das Alma als ſelbſtverſtändlich vorausſetzte. Steif und wortlos ſtand er vor dem Waſchkorbe, in welchem man das Baby in Ermangelung einer Wiege untergebracht hatte. Wenn er etwas empfand gegenüber dieſem winzigen Weſen mit dem mißvergnügten Ausdruck ſeines faltigen Altmännergeſichts, ſo war es Unbehagen, ja eine Art phyſiſchen Ekels. Die kleine, warme Stube war erfüllt von der ſäuerlich faden Ausdünſtung des Kindes in der früheſten Lebensperiode. Berting, Gerüchen gegenüber ungemein empfindlich, mußte ſich zuſammennehmen, nicht Widerwillen merken zu laſſen.

Alma hantierte mit dem winzigen Bündel von Gliedern und Leinwand, als ſei es zeitlebens ihr Beruf geweſen, Kinder zu warten. Ganz ungeniert gab ſie der Kleinen vor Fritzens Augen die Bruſt, wickelte ſie aus und ein, verſorgte ſie mit friſchen Windeln, mit jener herzhaften Freudigkeit der jungen Mutter, der alle Unannehmlichkeiten zum Vergnügen werden.

Obgleich Alma den Geliebten mit gewohnter Wärme

begrüßt hatte, merkte Fritz doch sehr bald, daß er für sie in den Hintergrund trete im Vergleich zu dem Kinde. In Almas ganzer Erscheinung hatte sich eine Wandlung vollzogen, von der sie selbst wahrscheinlich nichts ahnte, die aber Fritz sofort stark auffiel.

Ihre knospenhafte Frische und Lieblichkeit war unwiederbringlich dahin. Und dieser physischen Veränderung, die zunächst in die Augen sprang, schien auch eine Wandlung ihres ganzen Wesens zu entsprechen. Früher war Zärtlichkeit die treibende Kraft in ihr gewesen; die Liebe hatte alle anderen Kräfte und Gaben ihrer Natur gleichsam aufgesogen. Und jetzt durch einen natürlichen Prozeß, in seiner Art ebenso gesetzmäßig wie der ist, durch welchen aus der Knospe die Blüte und aus der Blüte die Frucht treibt, war in Alma die Geliebte zur Ruhe gegangen, hatte der Mutter Platz gemacht.

Fritz wußte nicht einmal, ob er das bedauern solle. Es war melancholisch zu beobachten, wie schnell auch hier der anmutige Frühling sich in reifen Sommer verwandelte, von dem der Blätterfall des Herbstes nicht ewig weit entfernt ist. Aber was halfen alle sentimentalen Betrachtungen, wenn man es mit dem nüchternen Leben zu thun hatte! —

An die Lebensprosa sollte der junge Vater an diesem Abende auch noch in anderer Weise erinnert werden. Alma setzte ihm auseinander, daß es ihr für die Pflege des Kindes an dem Allernotwendigsten fehle. Das bißchen Babywäsche war von der Wirtin geborgt, die auch einmal

ein kleines Kind gehabt hatte. Aber das langte nicht für die Dauer. Außerdem wünſchte Alma ſich eine Wiege, eine Badewanne und verſchiedene andere Gegenſtände, von denen ſie ſagte, daß ſie in der Wochenſtube unentbehrlich ſeien.

Fritz hätte lachen können, wenn die Sache nicht einen verwünſcht ernſten Hintergrund für ihn gehabt hätte. Woher das Geld nehmen? Und hinter dieſen Ausgaben drohten neue, größere: wenn das Kind erſt heranwachſen und alles das brauchen würde, was Martin Luther in der Erklärung zur vierten Bitte ſpezialiſiert hat.

Alma ſuchte ihn zu tröſten, als er ihr die Schwierigkeiten ſeiner Lage offen auseinanderſetzte. Sie wolle ſo ſparſam leben wie nur irgend möglich. Sie ſei ja nun auch wieder kräftig oder werde es wenigſtens bald ganz ſein. Dann könne ſie an ihre Arbeit gehen. Nun es dem Kinde gelte, würde ſie doppelt fleißig ſchaffen. Denn der Kleinen dürfe nichts abgehen; eher wolle ſie ſelbſt darben.

Mit der Frühpoſt erhielt Berting eine auf ſchönem, ſtarkem Elfenbeinkarton gedruckte Anzeige zugeſandt. Frau Rentiere Magdalene Beierlein zeigte die Verlobung ihrer Tochter Mimi mit Herrn Redakteur Siegfried Silber an, und Herr Siegfried Silber geſtattete ſich auf der anderen Seite des Blattes ſeine Verlobung mit Fräulein Mimi Beierlein, einziger Tochter der verwitweten Frau Magdalene Beierlein, ergebenſt kundzugeben.

Fritz nahm zwei Visitenkarten und schrieb darauf: ‚p. f.‘. Für manche Gelegenheiten sind die fremdländischen Höflichkeitsformeln äußerst bequem. „Herzliche Glückwünsche“ wären ihm in diesem Falle nur schwer aus der Feder geflossen.

Der kleine Silber war schon seit Wochen nicht mehr in Fritzens Gesichtskreis getreten. Durch den Lebensversicherungsagenten und Dichter A. F. Schmidt, der unter dem Namen Adalbert von Feldeneck schrieb, hatte Fritz bei einer zufälligen Begegnung erfahren, daß Siegfried Silber sich inzwischen habe taufen lassen. Diese Messe war ihm Rom also doch wert gewesen.

Für Berting war die Konfession eines Menschen im Grunde äußerst gleichgiltig. Ihn belustigte nur dieser neue Beweis von Silbers erstaunlicher Wandlungsfähigkeit. Seit den zwei Jahren, wo man sich kannte, war das bei dem Dichter Karol nun schon die wievielte Häutung? —

Am Tage darauf erschien der Redakteur des „Impressionist“ in Person bei Fritz. Er dankte zunächst für den freundlichen Glückwunsch und erklärte, mit Berting über Geschäfte sprechen zu wollen.

Es sei nötig, dem „Impressionist“ eine völlig neue Verfassung zu geben. Das hänge zusammen mit den pekuniären Verlusten, welche die Familie Hilschius-Eschauer getroffen hätten, von denen Berting ja wohl gehört haben werde.

Fritz hatte nichts gehört. Er war schon seit Monaten nicht mehr in das Haus der Frau Hilschius gekommen. Seit Annies mißglücktem Versuch, sich in seine intimsten

Angelegenheiten zu miſchen, hatte er die Beziehungen zu dem ganzen Kreiſe abſichtlich vernachläſſigt.

Siegfried Silber war äußerſt erſtaunt oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, es zu ſein, als er Berting über dieſe Dinge nicht informiert fand. „Dann wiſſen Sie alſo gar nicht, daß Rudolf Eſchauer pleite iſt, und daß Frau Annie in der Klinik liegt?“

Die ſchlechten Nachrichten über Annie trafen Fritz weit mehr als die Kunde vom Bankerott ihres Gatten. Daß der Bankier Eſchauer zur verwegenſten Sorte der Börſenſpekulanten gehöre, hatte man ſchon früher gehört; ſein Geſchick konnte keinen Anſpruch erheben auf Mitleid. Aber Annie, die luſtige Annie, hoffnungslos krank! Daß es ihr ſchlecht gehe, und daß ſie Schmerzen leide, hatte er neulich mit eigenen Augen geſehen; doch glaubte er, ihre zähe Lebenskraft werde das überwinden. Nun hörte er von Silber, daß ſie an dem qualvollſten Frauenleiden, welches es giebt, unheilbar darnieder liege. Es paßte ſo gar nicht zu ihrer Perſon, ſie ſich mit dem Tode ringend vorzuſtellen. Fritz vergaß über dieſer erſchütternden Nachricht allen Groll, den er jemals gegen Annie im Herzen getragen hatte.

In den Konkurs Eſchauer war Frau Hilſchius dadurch hineingezogen worden, daß ſie ihrem Schwiegerſohne unvorſichtiger Weiſe ein Kapital anvertraut hatte. Die Witwe ſah ſich gezwungen, ihre Ausgaben einzuſchränken; und der „Impreſſioniſt“ verlor eine wichtige Geldgeberin. Markus Hieſel, der andere Pfeiler des Unternehmens, war

ebenfalls wankend geworden; auch er wollte ſich von dem Blatte zurückziehen, um nach Wien zurückzukehren. Siegfried Silber ließ gelegentlich einfließen, daß er Hieſel die Abſtandsſumme, welche er im Falle ſeines Austritts zu zahlen ſich verpflichtet hatte, natürlich nicht ſchenken werde.

Theophil Alois Hilſchius wollte ſich ſeinem Idol anſchließen und in Wien leben. Die Zumutung, zu arbeiten, die ihm bei der Verſchlechterung ſeiner Vermögensverhältniſſe von verſchiedenen Seiten nahe gelegt worden war, hatte Theophil als ſeiner durchaus unwürdig mit Entrüſtung zurückgewieſen.

Durch die letzten Ereigniſſe hatte ſich die Lage des „Impreſſioniſt“ vollſtändig verändert. Litterariſch habe das Blatt nur gewonnen, behauptete Silber, dadurch, daß es die beiden impotenten und dabei anſpruchsvollen Mutterſöhnchen los geworden ſei. Es beſtehe der Plan, das Unternehmen auf eine gänzlich neue Baſis zu ſtellen.

„Ganz im Vertrauen geſagt“ — Silber flüſterte das, obgleich ſie ganz allein im Zimmer waren — „Weißbleicher intereſſiert ſich für das Geſchäft.“

Das ſei doch kaum möglich, meinte Fritz. Weißbleicher, der ärgſte Gegner des „Impreſſioniſt“, dem das Blatt die leiſtungsfähigſten Autoren weggekapert hatte, Weißbleicher, der Silber am liebſten wegen unlauteren Wettbewerbs verklagt hätte! — —

„Vielleicht hat er eingeſehen, daß er unſerer Konkurrenz nicht gewachſen iſt, und daß es ratſamer erſcheint, uns zum Freunde zu haben,“ meinte Silber mit

ſchlauem Augenzwinkern. „Das Blatt geht in den Verlag Weißbleicher über.“

„Und Sie?“

„Ich trete in die Firma ein. Finden Sie die Löſung nicht genial, Berting? Weißbleicher verſteht das Geſchäft, ich die Litteratur. Wir werden uns wundervoll ergänzen. Der „Impreſſioniſt“ behält ſeinen Titel, ich bleibe Redakteur. Außerdem gedenken wir dem Verlag eine litterariſche Agentur anzugliedern, in der wir Feuilleton-Romane vertreiben wollen. Das Neue, wodurch wir uns unterſcheiden von ähnlichen Unternehmungen, iſt, daß hier einmal litterariſches Verſtändnis, wirklich moderne Geſichtspunkte und Geſchäftsgeiſt großen Stiles Hand in Hand gehen ſollen. Warum, frage ich, ſoll es denn in der Litteratur nicht möglich ſein, mit dem Geſchäft idealen Sinn und mit dem Idealismus Geſchäftsroutine zu verbinden? — Das litterariſch-künſtleriſche Niveau des „Impreſſioniſt“ ſoll das denkbar höchſte, auserleſenſte ſein und bleiben; aber den Annoncenteil gedenken wir bedeutend zu erweitern. Vielleicht, daß wir den allerextremſten Naturalismus etwas gegen früher einſchränken. Für den Anfang war das ja ganz gut und wirkſam. Aber nun iſt genug Aufſehen gemacht; jetzt dürfen wir die Tonart um eine Nuance zarter anſchlagen. Übrigens entſpricht das nur der allgemeinen Entwickelung. Wenn Sie die Blätter aufmerkſam verfolgt haben, Berting, muß Ihnen aufgefallen ſein, daß der Naturalismus auf allen Gebieten den Höhepunkt bereits überſchritten hat, ja zum Rückzug

bläſt. Die litterariſchen Wetterzeichen deuten ſchon wieder auf Wind aus einer ganz anderen Richtung. Dem muß eine aktuelle Revue, wie wir ſein wollen, ſelbſtverſtändlich Rechnung tragen. Wir werden, das erkläre ich von vornherein, uns nicht auf eine beſtimmte Kunſtformel feſtnageln laſſen; wir wollen vielmehr mit Bewußtſein eklektiſch ſein; unſer Programm wird eine gewiſſe Elaſtizität beſitzen und damit dem Zeitgeiſt Rechnung tragen. Innerhalb dieſer Grenzen aber wollen wir alles pflegen, was ſtark, neu, originell und zukunftverheißend iſt. Natürlich rechnen wir dabei auf Ihre Unterſtützung, lieber Berting. Ich hoffe, daß Sie uns Gelegenheit geben werden, Ihren Namen noch bekannter zu machen, als er ſchon iſt. Wir dürfen Sie doch zu unſeren Mitarbeitern zählen, nicht wahr?“

Fritz dankte für ſoviel Ehre, lehnte jedoch ab.

„Über den Preis, den Ihnen der „Impreſſioniſt“ für Ihre Novelle gezahlt hat, können Sie doch wahrhaftig nicht klagen!“ meinte Silber. „Wir würden denſelben Satz weiter zahlen, nur an Sie, heißt das; bei keinem anderen Autor gehen wir ſo hoch. Iſt das nicht eine glänzende Offerte? — He!“

Fritz ſagte, es ſei unnütz, weiter zu verhandeln.

„Was haben Sie, Berting?“ rief Silber. „Sie haben etwas gegen mich!“

Fritz zuckte die Achſeln. Er hatte keine Luſt, jenem auseinanderzuſetzen, daß er alles andere eher ertragen wolle als Abhängigkeit vom Geldſacke des Parvenus.

„Ich kann Ihr Verhalten wirklich nicht verſtehen,“ fuhr Siegfried Silber fort. „Weißbleicher ſagt mir, daß Sie fortgeſetzt in Geldnöten ſeien und hier, wo Ihnen in wohlgemeinteſter Abſicht Gelegenheit geboten wird, Geld zu verdienen, viel Geld . . .“

Berting erklärte in nicht mehr mißzuverſtehender Weiſe, es bleibe bei dem, was er geſagt habe. Er bat, ihn nicht weiter mit Offerten zu beläſtigen, die ihm widerlich ſeien.

Wie unter einem Schlage zuckte Siegfried Silber zuſammen. Dann ſagte er, bleich bis in die Lippen: „Sie ſind ſehr ſtolz, Berting, ſehr ſtolz! Früher waren Sie anders. Als ich noch nichts beſaß, als niemand etwas von mir wiſſen wollte, da haben Sie ſich meiner angenommen. Jetzt, wo ich mich revanchieren will, ſtoßen Sie die hilfreich ausgeſtreckte Hand zurück. Das nenne ich Stolz und nicht einmal klugen Stolz. Daß es Ihnen nur nicht ſo geht wie Ihrem Freunde, dem Herrn Doktor Lehmfink, der es vor lauter Einbildung und Überhebung zu nichts bringt und im ganzen Leben nicht zu etwas bringen wird . . .“

Berting lachte laut heraus. Es bereitete ihm das innigſte Vergnügen, Silber mitteilen zu können, wozu es Heinrich Lehmfink ſoeben in der ehrenhafteſten Weiſe gebracht habe.

Der kleine Mann ſpitzte die Ohren. In ſeinen beweglichen Zügen las man eine Miſchung von Überraſchung und Neid und den Wunſch, ſeinen Ärger zu verbergen.

Mit ſüßſaurer Miene erklärte er, daß Herrn Lehmfink in Anbetracht ſeiner kümmerlichen Lage ſolcher Erfolg ja nur zu gönnen wäre.

Silber fing an, ſich unbehaglich zu fühlen. Er ſah nach der Uhr und beſann ſich auf einmal, daß er „dringende, redaktionelle Geſchäfte“ zu erledigen habe. Ehe er ging, erklärte er, noch einmal auf ſeine Bitte zurückkommen zu müſſen. Er hoffe, daß Berting anderen Sinnes werden würde. Jedenfalls halte er ſeine Offerte aufrecht.

Zum Abſchied drückte er Fritzens Hand lebhaft und lächelte vertraulich, als gehe man im ſchönſten Einvernehmen auseinander. Dann verſchwand er mit eingezogenem Kopfe und gekrümmtem Rücken ſchnell.

Es blieb für Berting nunmehr kein anderer Ausweg, als ſich in ſeinen Geldnöten an Heinrich Lehmfink zu wenden. Schwer genug wurde ihm der Schritt. Er fand es jedoch minder demütigend, ſeines Freundes Schuldner zu ſein, als aus Siegfried Silbers Hand ein noch ſo ſchönes Honorar zu empfangen.

Lehmfink ſchaffte ſofort das Notwendige, und ſo kam Fritz in die Lage, Almas Bedürfniſſe für die Wochenſtube zu befriedigen. Nun überwand er auch ſeinen Widerwillen gegen die Säuglings-Atmoſphäre und ging jeden Tag auf kurzen Beſuch in Almas Wohnung.

Er war mit dem Verhalten der jungen Mutter nicht zufrieden; ſie ſtrengte ſich mit allerhand nebenſächlicher

Arbeit über Gebühr an. Die Wartung des Kindes allein hätte ihr genug zu ſchaffen gegeben, und nun hatte ſie es ſich überdies in den Kopf geſetzt, die ganze Säuglings-Ausſtattung auf der Maſchine zu nähen. Fritz hielt ihr vor, was der Arzt geſagt hatte, daß in ihrem eigenen Intereſſe Schonung dringend geboten ſei. Alma erwiderte darauf nur, ihr habe niemals etwas Ernſthaftes gefehlt, und es ſei unnötig, für Arbeit, die ſie ſelbſt verrichten könne, den Kaufleuten Geld an den Hals zu werfen.

Mit Paſſion ſchnitt ſie zu, nähte und ſäumte ſie, als müſſe das winzige Ding in der Wiege bereits jetzt auf Jahre hinaus mit Leibwäſche verſorgt werden. Sie war von der Manie der jungen Mutter beſeſſen, den kleinen Schreihals zu verwöhnen und darüber ſchließlich ſich ſelbſt zu vergeſſen.

Während ſich Alma früher Fritzens Wünſchen blindlings untergeordnet hatte, war mit der Mutterſchaft ein neuer Geiſt über ſie gekommen. Sie, die ehemals nur ſelten eine eigene Meinung geäußert hatte, wußte ihm klar zu machen, daß er in dem, was das Kind betraf, nur ein Laie ſei, und daß ſie ſich da nichts hineinreden laſſen werde.

So war es auch in der Tauffrage. Fritz hielt es im Grunde ſeines Herzens für äußerſt überflüſſig, das Kind taufen zu laſſen. Für Alma wiederum bedeutete es gar nichts, daß ihr Töchterchen im ſtandesamtlichen Regiſter als Hulda Erneſtine Alma eingetragen war — Namen, die ſie ſelbſt ausgewählt hatte. — Solange das Kindchen nicht mit dem heiligen Taufwaſſer benetzt war, galt es ihr

nicht als richtiger Menſch. Sie verlangte Taufe in der Kirche, von einem ordentlichen Paſtor in Talar und Beffchen, und Paten ſollten auch dabei ſein.

Fritz ſah, daß er hier einem jener weiblichen Wünſche gegenüberſtand, die man mit Vernunftgründen am allerwenigſten widerlegen kann. Er ſchickte ſich ſeufzend in das Unabänderliche und beſorgte ſelbſt die Anmeldung bei dem zuſtändigen Geiſtlichen. Heinrich und Toni Lehmfink, denen er etwas zaghaft die Patenſchaft antrug, nahmen ohne Zögern, ja mit offenbarer Freude an.

Heinrich allerdings würde perſönlich bei der Tauffeier nicht zugegen ſein können, da er ſeiner Habilitierung halber eine unaufſchiebbare Reiſe in die Heimat unternehmen mußte.

Toni führte ihre Abſicht, das Kindchen zu ſehen, nunmehr aus. Fritz hatte den Beſuch bei Alma angemeldet. Ihr zu ſagen, daß ſie das Kind herausputzen möge, war bei dieſer Mutter nicht nötig. Fritz ſelbſt hielt ſich fern. Er meinte, daß Toni und Alma, allein gelaſſen, ungenierter als in ſeiner Gegenwart, miteinander verkehren würden.

Es war derſelbe Tag, an dem Heinrich abreiſte. Fritz war auf den Bahnhof gekommen zum Verabſchieden; dann hatte er die Schweſter des Freundes bis zu Almas Thür geleitet.

Am Nachmittage fuhr er zu Toni hinaus, um ſich von ihr erzählen zu laſſen, welchen Eindruck ſie von ihrem zukünftigen Patchen gewonnen habe. Auch auf das, was ſie von Alma ſagen würde, war er natürlich ſehr geſpannt.

Toni erklärte, ſein Kommen erſpare ihr einen Brief; ſie ſei eben darüber geweſen, an ihn zu ſchreiben. Fritz glaubte, zu bemerken, daß das Mädchen heute etwas ungewöhnlich Gedrücktes, Unſicheres habe, was doch ſonſt gar nicht in ihrer Art lag. Sollte der Beſuch bei Alma doch vielleicht eine zu ſtarke Zumutung für ſie geweſen ſein? —

Faſt etwas kleinlaut fragte er, wie ſie Mutter und Kind gefunden habe. Und zum erſten Male empfand er etwas wie Vaterſtolz, als Toni Lehmfink ihm mit Thränen in den Augen ſagte, welch glücklicher, von Gott geſegneter Menſch er ſei, ſolch herziges, geſundes, gutes und reines Geſchöpfchen ſein nennen zu dürfen. Sie ſchüttelte ihm beide Hände mit der ihr eigenen, unwiderſtehlichen Herzlichkeit.

„Aber über etwas anderes muß ich ganz ernſthaft mit Ihnen ſprechen, Herr Berting!“ fuhr Toni fort. „Es betrifft die Mutter. Ich glaube, Alma lebt ſehr unvernünftig.“

Fritz erwiderte darauf, er wiſſe das; aber er ſei völlig machtlos Almas Eigenſinn gegenüber.

„Wenn Sie Mutter und Kind lieb haben,“ fuhr Toni fort, „dann müſſen Sie hier ernſthaft eingreifen. Ich kann nur ſagen, mich hat, was ich geſehen habe, ſehr beſorgt gemacht.“

Ob ſie glaube, daß Alma leidend ſei, erkundigte er ſich. Daß ſie angegriffen wäre, habe er ja auch bemerkt; aber das ſei doch vielleicht nur natürlich.

„Ich glaube, Sie nehmen die Sache zu leicht!“ erwiderte Toni und errötete dabei über und über.

„Ja, mein Gott!“ rief Berting, „Doktor Mosch hat mir doch gesagt, es sei alles normal verlaufen!“

Toni stand auf und trat ans Fenster, ihm den Rücken zuwendend.

Fritz begriff, daß er ihr Zartgefühl verletzt hatte. Das war ihm in der Lebhaftigkeit so herausgefahren. Esel, der er gewesen! Sollte er um Verzeihung bitten? Vermehrte man damit nicht das Peinliche der Situation? —

Toni kehrte bald zu ihm zurück. Sie mochte in seiner Miene das Betretensein lesen. „Gelt, Sie nehmen es sich nicht zu Herzen, Herr Berting!“ Damit reichte sie ihm die Hand. Was war man für ein gefühlsroher Barbar, gehalten gegen ein solches Geschöpf! —

Dieses Mißverständnis zwischen ihnen war vorübergegangen wie der Schatten, den eine Wolke wirft. Tonis Augen strahlten wieder in Freundlichkeit.

„Ich möchte Ihnen nicht unnötige Angst machen,“ sagte sie. „Aber ich glaube, ein wenig Blick zu besitzen, für Gesundheit und Krankheit; denn ich habe in meinem Leben viel leiden gesehen. Ich will Ihnen ganz offen sagen, Herr Berting, was mir an Almas Fall Sorge macht. Es ist etwas, was ein Arzt, vor allem ein junger, kaum beachten wird; aber wir Frauen sehen in solchen Dingen schärfer, selbst, wenn wir ungelehrt sind. Die junge Mutter giebt zuviel Kraft ab an den Säugling; das ist es. Ich hoffe, noch ist kein Schaden geschehen; aber

höchſte Zeit wird es, eine Änderung zu treffen. Ich war eben dabei, Ihnen deshalb zu ſchreiben. Schriftlich laſſen ſich dergleichen Dinge leichter ſagen . . .“

Toni hielt einen Augenblick im Sprechen inne und ſeufzte. Man konnte ihrer Miene die Überwindung anſehen, welche dieſe Ausſprache ſie gekoſtet hatte.

„Alſo, meine Meinung iſt die,“ fuhr ſie fort, „Alma muß die Kleine entwöhnen. So, nun habe ich es Ihnen geſagt, nun wiſſen Sie es!“

Fritz erhob ſich. Er dankte Toni von ganzem Herzen für ihren Rat. Sogleich wollte er gehen und das Nötige veranlaſſen. Toni gab ihm Grüße mit an Alma und das Kind.

Er hatte es ſich, ſelbſt ganz erfüllt von der Richtigkeit deſſen, was Toni ihm auseinander geſetzt, leichter vorgeſtellt, auch Alma davon zu überzeugen, als er es in Wirklichkeit fand.

Das Kind entwöhnen! Die Kleine mit künſtlicher Nahrung groß ziehen! — Alma war entrüſtet über ſolches Anſinnen.

Wer ihm denn dieſen Gedanken eingegeben habe, forſchte ſie; denn das gehe doch nicht von ihm aus. Fritz ſagte ihr, daß Toni Lehmfink ihn auf die Gefahren aufmerkſam gemacht hätte, welche das Stillen haben könne.

„So, das Fräulein — Fräulein Lehmfink! Das habe ich mir gedacht!“

Fritz erwiderte, daß er Toni ſehr dankbar ſei für den Wink.

„Die verſteht wohl gerade etwas von der Sache!“ rief Alma höhniſch.

Alma ſchwieg beharrlich zu allem, was er weiter vorbrachte. Sie war beleidigt. Fritz verwünſchte es jetzt, daß er Tonis Namen genannt hatte. Wer dachte denn aber auch immer gleich an Almas Neigung zur Eiferſucht! Er kam in gelinde Verzweiflung. Wieder einmal ſtand man einer jener Launen gegenüber, wo, wie er aus Erfahrung wußte, weder in Güte, noch mit Gewalt etwas auszurichten war.

Schließlich entſchloß er ſich, Doktor Moſch in dieſer Angelegenheit zu fragen. Am heutigen Abend war es jedoch zu ſpät dazu.

Am nächſten Morgen ſuchte er den Arzt auf. Der junge Mediziner nahm eine ironiſche Miene an, als Fritz ihm, ohne zu ſagen, von wem ſeine Weisheit ſtamme, die Gefahren auseinanderſetzte, die das Selbſtnähren für die junge Mutter im Gefolge haben könne. Auf Fritzens Wunſch kam er ſofort mit in Almas Wohnung.

Auch Doktor Moſchs Urteil lautete ſchließlich auf Entwöhnung. Er gab an, in welcher Weiſe der Übergang zur künſtlichen Nahrung zu erfolgen habe, damit dem Säugling kein Schaden widerfahre.

Alma nahm die Weiſungen des Arztes ohne Widerſpruch auf. Auch dem Verbot, in der nächſten Zeit mit der Nadel oder gar an der Nähmaſchine zu arbeiten, fügte ſie ſich ohne Murren.

Berting war durch ihr Verhalten auf das angenehmſte

überraſcht; er hatte ſich auf eine Thränenſzene gefaßt gemacht. Mit dem Erfolge des ärztlichen Beſuches konnte er zufrieden ſein.

Er ſchrieb ein paar Zeilen an Toni Lehmfink, in denen er ihr mitteilte, daß alles ihrem Ratſchlage gemäß geordnet ſei.

* * *

Siegfried Silber hatte an Berting geſchrieben. Dem Briefe lagen eine Anzahl Druckbogen bei. Fritz hatte geglaubt, nach der Unterhaltung von neulich ſeien die Beziehungen zwiſchen ihm und dem Redakteur des „Impreſſioniſt“ endgiltig abgebrochen. Aber unter dem Briefe ſtand zu leſen: „In aufrichtiger Verehrung Karol.“

Silber ſchrieb, er könne nicht umhin, Berting die beiliegenden Bogen zuzuſchicken, weil er zu genau wiſſe, daß ihr Inhalt ihn aufs lebhafteſte intereſſieren werde. Sie ſtammten von einer Novelle, die der „Impreſſioniſt“ demnächſt bringen wolle. Die Verfaſſerin ſei niemand anders als Fräulein Hedwig von Lavan, die entdeckt und in die Litteratur eingeführt zu haben, Berting das Verdienſt zukomme.

Der Brief fuhr fort: „Zu meinem Befremden höre ich von Fräulein von Lavan, die ich auf Grund der Einſendung des Manuſkripts zu beſuchen mir erlaubt habe, daß die junge Dame in keinerlei Verbindung mehr mit Ihnen ſteht. Ich bedauere das für beide Teile, ohne mir heraus-

nehmen zu wollen, dem Anlaß dieſer Entfremdung nachzuforſchen. Jedenfalls bleibe ich Ihnen verbunden dafür, daß Sie mich auf dieſes Talent ſeinerzeit aufmerkſam gemacht haben. Die ſcharfe Beobachtungsgabe der jugendlichen Verfaſſerin iſt geradezu ſtupend. Dieſe neueſte Arbeit bedeutet eine ſtarke Talentprobe. Das Thema iſt heikel; aber der Eſprit, mit dem es behandelt wird, verſöhnt uns mit dem Gewagteſten. Manche Situationen ſind ſo lebenswahr geſchildert, daß man an perſönliches Erlebnis glauben möchte, wenn das nicht aus anderen Gründen faſt unmöglich erſchiene. Jedenfalls wird es Sie, lieber Berting, intereſſieren, von dieſer eigenartigen Federzeichnung Kenntnis zu nehmen. Und ich bin aufs äußerſte geſpannt, ob unſer Urteil, wie über ſo vieles, auch über die Arbeit von Fräulein von Lavan ſich trifft.“

Berting hatte beim Leſen dieſes Schreibens das Gefühl, daß Schadenfreude dem Abſender die Hand geführt haben müſſe. Er faßte ſofort einen ganz beſtimmten Verdacht gegen Hedwigs von Silber ſo ſehr geprieſene Novelle. Und richtig, als er die Druckbogen zu leſen begann, fand er ſeine Vermutung vollauf beſtätigt: Hedwig hatte in dieſem neueſten Werke ihn, Fritz Berting, und ihre Erlebniſſe mit ihm geſchildert.

Er war da bis herab auf gewiſſe Äußerlichkeiten der Toilette genau beſchrieben, ſo daß ihn jeder Bekannte ſofort wiedererkennen mußte. Auch Waldemar Heßlow kam in Geſtalt eines körperlich robuſten, geiſtig unbedeutenden Operntenors ziemlich durchſichtig dargeſtellt vor. Die

Heldin war als angehende Schauſpielerin eingeführt. Sie amüſiert ſich eine Weile damit, den einen Liebhaber gegen den anderen auszuſpielen; dann giebt ſie beiden den Laufpaß.

Fritz konnte ſich eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren, als er ſich ſo zum Gegenſtande einer nichts weniger als freundlichen Perſiflage gemacht ſah. Eine wunde Stelle in ſeiner Erinnerung, die noch nicht lange vernarbt war, begann von neuem zu ſchmerzen. Nicht daß er für Hedwig von Lavan noch etwas Tieferes gefühlt hätte, aber er ſchämte ſich, daß er ſich von einer Perſon, deren Charakter ſich ihm immer unzweideutiger enthüllte, ſo hatte düpieren laſſen.

Daß ein Schriftſteller die intimſten Erfahrungen ſeines Lebens künſtleriſch verwertete, war nichts Außergewöhnliches. Alles kam in ſolchem Falle auf das Wie an.

Das hier war ein Abklatſch nach dem Leben. Berting fand in der Novelle ganze Geſpräche wieder, die er in Wirklichkeit mit Hedwig geführt hatte.

Glich ſolches Verhalten nicht im Grunde dem indiskreten Vorleſen von Briefſtellen, die für keine anderen Ohren und Augen als die des Empfängers berechnet ſind? —

Wunderlich, daß ihm Hedwig ſelbſt die Augen öffnen ſollte über die tiefſte Schwäche ihres Weſens.

War es nicht ein Charakterfehler, der ſie auch als Künſtlerin verdarb? Haftete ihr nicht ein großer Mangel an bei aller äußeren Verfeinerung, bei allem Schliff des Weſens, Mangel an Takt, an jenem Takt, der eine Eigen-

ſchaft iſt des Herzens, den man vor allem beim Weibe ſucht, und der das einfachſte, ungebildetſte Mädchen auszeichnen kann?

Fehlte Hedwig nicht jene Ehrfurcht vor dem eigenen Thun, jene zarte Scheu, welche die Seele ebenſowenig den Blicken der Menge preisgeben wird wie den Leib? Jene Schamhaftigkeit des Schaffenden, die das Kunſtwerk ſelbſt gewiſſermaßen zum Schleier macht des inneren Erlebens?

Offenheit und Freimut gehörten zur Kunſt, gewiß! Aber dies hier ging einen Schritt weiter. Bei Hedwig von Lavans neueſtem Erzeugnis hatte man es mit Zuchtloſigkeit zu thun.

Dieſe Erfahrung fiel zuſammen mit Gedanken, die Berting gerade in der letzten Zeit ſtark beſchäftigten. Er hatte den franzöſiſchen Roman nunmehr zu Ende überſetzt und atmete auf, als dieſe ihn im Grunde anwidernde Arbeit erledigt war.

Nun konnte er ſich endlich einer Sache widmen, die ihn ſchon lange im Geiſte beſchäftigt hatte: Heinrich Lehmfinks Buch.

Wenn man die Quinteſſenz dieſes Werkes in ein einziges Wort zuſammenfaſſen wollte, ſo hieß die Fahne, die darin weithin ſichtbar aufgepflanzt wurde: durch Selbſtzucht zur Perſönlichkeit.

Es war nicht immer leicht, dieſes Leitmotiv aus jedem einzelnen Teile herauszuhören; der Autor hatte es in die verſchiedenſten Gewandungen gekleidet. Lehmfink wußte,

daß nichts auf den Leſer ſtärker wirkt, als was er ſich ſelbſt aus einem Buche gewinnt. Darum octroyierte er keine Syſteme und Lebensregeln, gab keine langatmigen Referate, ſondern verſuchte durch Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit zunächſt das Intereſſe zu feſſeln. Vor allem war es das Beiſpiel der großen, originellen Perſönlichkeit, in dem er der Grundidee plaſtiſche Geſtalt zu verleihen ſuchte. Aber auch an ganzen Epochen illuſtrierte er ſein Thema, wies nach, wie Mangel an Perſönlichkeit und Verfall identiſch ſind.

Die bisherigen Beſprechungen hatten nach Bertings Anſicht den Kern des Buches ſämtlich unberührt gelaſſen, mochten ſie lobend ſein oder tadelnd. Sie hatten nicht die induktive Methode Lehmfinks beachtet und ſeinen erzieheriſchen Zweck, ſondern ſich einfach an das äußerlich Stoffliche gehalten.

Der eine Kritiker hatte ſich an Lehmfinks Heine-Gegnerſchaft geſtoßen, der andere an ſeiner Bismarck-Bewunderung. Ihr ſubjektiver Gegenſatz zum Autor in einer Einzelfrage beherrſchte dann die Würdigung des ganzen Werkes. Ein anderer wiederum nahm das Buch einfach für ſeine Partei in Anſpruch, wo doch Lehmfink alles andere hatte geben wollen als die Programmſchrift einer beſtimmten Richtung.

Solchen Mißverſtändniſſen entgegenzutreten, meinte Fritz, ſei es nunmehr an der Zeit. Er ſelbſt ſchien dazu der Berufene. Kannte er doch die Abſichten, die Lehmfink mit der Publikation der „Deutſchen Perſönlichkeit“ verfolgt

hatte, wie kein anderer. Waren ja manche Kapitel darin direkt aus Debatten hervorgegangen, die er mit ihm gehabt hatte. Ja, es fanden ſich Stellen, die eingeſtandenermaßen für Berting, oder auch gegen ihn geſchrieben worden waren.

Fritz beabſichtigte mit dem, was er ſchreiben wollte, nicht bedingungslos dem Werke zuzuſtimmen. Lehmfink wäre der letzte geweſen, dem dieſe Art von Kritik zugeſagt hätte. Es galt eine ehrliche Auseinanderſetzung von Mann zu Mann.

In vielem würde Berting mit dem Buche ebenſowenig wie mit dem Verfaſſer ſich jemals einigen können, das wußte er. Über den Wert äſthetiſcher Kultur, über den Sinn der Dekadenz, die Judenfrage, über Nietzſche und anderes würden ſie ewig getrennter Meinung bleiben.

Aber konnten ſolche Differenzpunkte verhindern, daß Berting die Weltanſchauung Heinrich Lehmfinks als ein Ganzes auffaßte und würdigte, und daß er dem hohen Ethos, welches das Werk erfüllte, Reſpekt zollte! —

Den umfangreichen Aufſatz, der auf dieſe Weiſe zuſtande kam, ſchickte Fritz an ſeinen alten Bekannten, den Schriftſteller Maximilian Nackede in Berlin, der vor Jahresfriſt eine litterariſche Korreſpondenz gegründet und Fritz ſchon einige Male um Beiträge dazu erſucht hatte.

Nackede quittierte umgehend den Empfang des Artikels und erklärte, ihn baldigſt bringen zu wollen.

* * *

Berting hatte ſich bei den von Doktor Moſch für die Wochenſtube getroffenen Anordnungen beruhigt; er nahm als ſelbſtverſtändlich an, daß Alma ihnen nachlebe.

Aus dieſem Wahne riß ihn ein Brief von Toni Lehmfink. Sie ſchrieb, daß ſie Alma aufgeſucht und in keinem guten Zuſtande gefunden habe. Die junge Mutter laſſe die Vorſchriften des Arztes völlig außer acht. Die künſtliche Nahrung für die Kleine verkomme unbenutzt, und die Nähmaſchine ſei offenbar gebraucht worden. Die Folgen zeigten ſich in Almas Entkräftung und auch in einem bedenklichen Stillſtand der Entwickelung des Kindes.

Fritz wurde gebeten, ſofort nach Almas Wohnung zu kommen, wo er die Schreiberin antreffen werde. Der Brief war ihm durch einen Boten überbracht worden.

Tonis Brief ſchien in ſeiner Knappheit noch allerhand Schlimmes wegzulaſſen. Fritz war aufs höchſte beſtürzt und eilte ſofort nach Almas Wohnung, das Ärgſte befürchtend.

Er fand Toni Lehmfink, eine große Schürze vorgebunden, mit Flaſchen hantierend. Sie machte ihm, ſowie er eintrat, Zeichen und wies auf das Bett. Dort lag Alma ſorgfältig zugedeckt und ſchlief. Die Vorhänge waren herabgelaſſen; es herrſchte angenehmes Dämmerlicht in dem Raume. Dabei ſtrich die warme Sommerluft ungehindert durchs Fenſter.

Fritz, vom ſchnellen Gehen noch ganz atemlos, erkundigte ſich, wie es ſtehe. Toni beruhigte ihn; wirkliche Gefahr, hoffe ſie, ſei nicht vorhanden.

Toni war ſeit geſtern abend da und hatte die Nacht auf dem Sofa zugebracht. Das Schlimmſte ſei der Eigenſinn der Kranken, teilte ſie Fritz im Flüſtertone mit. Geſtern habe es eine ernſte Szene gegeben. Almas Mißtrauen gegen ſie ſei ihr gänzlich unverſtändlich.

Fritz hielt es für weiſer, Toni keine Erklärung von Almas Benehmen zu geben; er ahnte, daß ihm nichts anderes zu Grunde lag als Eiferſucht.

Toni gab dem Kinde eben zu trinken. Sie machte den Vater darauf aufmerkſam, mit welchem Appetit ſein Töchterchen der Flaſche zuſpreche. Mit freudeſtrahlender, von tiefem Intereſſe durchglühter Miene ſtand ſie dabei und ſah dem Würmchen zu, es hie und da durch einen Handgriff unterſtützend.

Berting ſah in Tonis Zügen, wie ſie ſich über die Wiege ſeines Kindes beugte, plötzlich gänzlich neue Eigenſchaften und Möglichkeiten. Toni hatte für ihn oft etwas knabenhaft Herbes gehabt, etwas Sprödes, eine gewiſſe harte Sachlichkeit, zu der ſie wohl das Leben erzogen hatte.

Hier ſtrahlte ein Neues aus ihr, deſſen ſie ſich offenbar ſelbſt gar nicht bewußt war, ein Urgefühl, das innerſte Weſen ihres Geſchlechts: die Liebe zum Kinde. Das gab dem großgewachſenen, hageren Mädchen mit den energiſchen Zügen eine milde Anmut, beſeelte das ganze Geſchöpf und machte ſie beinahe ſchön.

Als das Kind ſich ſatt getrunken hatte, wiſchte ihm Toni mit einem Läppchen den Mund aus und deckte ein

Tuch über die Wiege. Dann machte ſie ſich darüber, die Flaſche auszuſpülen. Schweres Atmen rief ſie an das Bett; aber Alma hatte nur im Schlafe geſeufzt. Toni rückte die Kiſſen der Schlummernden ein wenig zurecht und kehrte dann zu dem Kinde zurück.

Fritz ſchaute ihrem Walten eine Weile voll Staunen zu. Mit welcher großartigen Selbſtverſtändlichkeit ſie alle Handgriffe that! Wunderbare Weſen, dieſe Frauen! Das Gewöhnlichſte noch vermochten ſie zu adeln, wenn ſie ihre Seele hineinlegten.

Alma mochte ruhig ſein! Für ſie bedeutete Toni Lehmfink alles andere als eine Rivalin, viel eher eine Bundesgenoſſin. Toni hatte in Fritz Bertings Leben eine neue Erfahrung gebracht, in ſein Empfinden etwas Großes gepflanzt: Achtung vor dem Weibe. Ja, Alma hätte Grund gehabt zu tiefſter Dankbarkeit. Ihr Geliebter ſah ſie in einem reineren und ſchöneren Lichte, ſeit Toni ſich als Schweſter zu ihr geneigt hatte. —

Der Taufſtag war herangekommen. Alma durfte nicht mit zur Kirche gehen. Es war eine ſchwere Aufgabe, ihr das begreiflich zu machen; bis zum letzten Tage noch verſuchte ſie, das Aufſtehen zu erzwingen.

Während Toni Lehmfink zu einer Beſorgung für kurze Zeit in die Stadt gegangen war, hatte Alma das Bett heimlich verlaſſen und war im Zimmer zuſammengebrochen. Toni fand ſie ohnmächtig neben der Wiege liegend.

Von dieſem Augenblicke an war eine ſchwere Apathie über die Kranke gekommen. Sie nahm an der Taufe kein

Intereſſe mehr, ließ Toni alles vorbereiten, wie ſie es für recht hielt. Der Blumenſtrauß, den Fritz ihr brachte, als er kam, um Toni und den Täufling zur Kirche abzuholen, wurde von der Kranken nur mit einem matten Lächeln entgegengenommen.

Berting, der noch nichts von der vorausgegangenen ſchweren Ohnmacht wußte, äußerte auf der Fahrt zur Kirche ſeine Verwunderung darüber, daß Alma bei dem Abſchied von der Kleinen ſo über alles Erwarten ruhig geweſen ſei. Toni ſagte, gerade dieſe Gleichgiltigkeit, ſo bequem ſie auch im Augenblicke ſei, mache ſie beſorgt. Sie bat Fritz, einen zweiten, womöglich älteren Arzt heranzuziehen, da Doktor Moſch den Fall von Anfang an nicht richtig erkannt zu haben ſcheine.

Die Taufe war ſo nüchtern wie möglich. Der Geiſtliche eilte mit ſeiner Rede, da draußen zwei weitere Taufgeſellſchaften warteten. Die Hebamme war ſchlechter Laune über eine Feier, bei der es ſo wenig Paten gab und ſo einfach zuging. Die große, leere Kirche wirkte andachtertötend.

Für Berting wäre die Zeremonie unerträglich geweſen, hätte er nicht Toni gehabt. Sie hielt den Täufling über den Stein; ſie antwortete auf die Fragen des Geiſtlichen mit kräftigem „Ja“; ſie biſchte die Kleine zur Ruhe, als ſie anfangen wollte zu ſchreien. Wenn an dem ſonſt völlig ſtimmungsloſen Vorgang doch etwas war, was die Bezeichnung „feſtlich“ verdiente, ſo ging es von Toni Lehmſink aus, von der Innigkeit und Freudigkeit, mit der ſie hier wie überall ganz bei der Sache war.

Den Nachmittag verbrachte Fritz Berting auf der Suche nach einem Arzt. Mehrere lehnten den Fall rundweg ab, da die Kranke bereits in Behandlung sei. Endlich fand sich ein älterer Mediziner bereit, die Wöchnerin zu besuchen, unter der Bedingung, daß Doktor Mosch seine Einwilligung gebe. Berting versprach, diese zu schaffen.

Er traf Doktor Mosch nicht zu Haus und mußte ihm seine Bitte daher schriftlich hinterlassen. Für die Nacht konnte er ruhig sein; denn Toni hatte versprochen, bei Alma zu bleiben. Frühzeitig sollte er Nachricht erhalten über das Befinden der Kranken.

Fritz wartete am nächsten Morgen voll Spannung auf die versprochene Mitteilung, als zu seiner Überraschung Toni Lehmfink selbst in sein Zimmer trat. Er sagte sich sofort, daß Außerordentliches sie zu solchem Gange veranlaßt haben müsse.

Die beiden Ärzte hatten sich miteinander in Verbindung gesetzt und waren heut früh an Almas Bett erschienen zur Konsultation. Das Resultat war ein ernstes. Der ältere Arzt hatte entschieden, daß Alma ins Krankenhaus geschafft werde. Wie Toni mit begreiflicher Zurückhaltung andeutete, schien sich bei der Wöchnerin ein Leiden entwickelt zu haben, das einen sofortigen operativen Eingriff notwendig machte. Toni hatte noch dem Transport Almas zum Krankenwagen beigewohnt; dann war sie hierher geeilt, um Fritz zu benachrichtigen.

Es war das erste Mal, daß Berting Toni die Fassung verlieren sah. Das Mädchen hatte sich auf seinem

Sofa niedergelaſſen und bedeckte die Augen mit dem Taſchentuch.

Fritz ließ ſie ſich ausweinen. Er begriff, daß ihre Schwäche körperliche Urſachen habe. Die letzten Tage mußten furchtbar anſtrengend für ſie geweſen ſein. Sie hatte ſich aufgeopfert. Schmerzlich war es, daß man ihr ſoviel Güte nicht zu vergelten vermochte. Ja, Fritz mußte ſogar mit der Bitte um einen neuen Dienſt an ſie herantreten. Was ſollte mit dem Kinde werden? Wollte Toni ihm dieſe Sorge abnehmen, wenigſtens ſolange Alma im Krankenhauſe war? —

Der Gedanke an das Kind elektriſierte Toni. Ob ſie das kleine Weſen fürs nächſte ganz zu ſich nehmen dürfe, fragte ſie.

Berting war beſchämt, als Toni ihm für die nur zu gern erteilte Erlaubnis dankte, als widerfahre ihr das größte Glück.

Er begab ſich nach dem Krankenhauſe. Dort mußte er lange antichambrieren. Fräulein Lux ſei im großen Frauenſaale untergebracht, hieß es, und es entſpräche nicht der Ordnung des Inſtituts, männlichen Beſuch dort einzulaſſen.

Zufälligerweiſe traf er den Arzt, den er ſelbſt zu Alma gerufen hatte. Der Herr Sanitätsrat erklärte, die Operation ſei normal verlaufen, die Kranke jedoch äußerſt geſchwächt vom Blutverluſt. Über den vorausſichtlichen Verlauf der Krankheit ſich zu äußern, vermied der vorſichtige Mann. Der Fall ſei nicht hoffnungslos; mit dieſer wenig tröſtlichen Redensart wurde Fritz entlaſſen.

Doktor Moſch, zu dem er ſich nunmehr begab, legte vor allem das Beſtreben an den Tag, ſich von Schuld reinzuwaſchen. Er habe den Fall durchaus nicht leicht genommen. Die Kranke ſei allein ſchuld an der Verſchlimmerung ihres Zuſtandes durch Außerachtlaſſen der ärztlichen Vorſchriften. Er gab dann ein Bild des Krankheitsverlaufs, mit ſehr vielen techniſchen Ausdrücken geſpickt.

Was nützte alles das! Fehler waren begangen worden. Es erſchien müßig, ſie jetzt noch feſtſtellen zu wollen.

Innere Unruhe, wie er ſie noch nicht gekannt hatte, trieb Fritz von einem Orte zum anderen. Den Verſuch, zu arbeiten, gab er bald auf. Im Café, wohin er ſich zum Zeitungsleſen begeben hatte, litt es ihn nicht lange. Schließlich lenkte er ſeine Schritte wieder nach dem Krankenhauſe.

Es erging ihm dort ähnlich wie am Morgen. Über Almas Befinden war nur ganz Allgemeines zu erfahren. Mit der Kranken zu ſprechen, ſei nicht geſtattet; das würde nur in ganz beſonderen Fällen den nächſten Anverwandten genehmigt.

Berting verwünſchte es jetzt, daß er, als man ihn gefragt, welche Beziehungen er zu Fräulein Lux habe, geſagt hatte, er ſei ihr Bräutigam. Vielleicht, wenn er ſich als Bruder ausgegeben hätte, würde man ihn vorgelaſſen haben.

Die Vorſteherin der Frauenabteilung, ein dürres, altjüngferliches Weſen, mit der zu ſprechen ihm endlich gelang, behandelte ihn nichts weniger als achtungsvoll.

Fritz kochte innerlich. Es war klar, daß Prüderie ihm den Weg verſperrte zu Alma. Doch nahm er ſich zuſammen; mit Eifer war hier gar nichts auszurichten.

Er bat, ob man nicht in dieſem einen Falle eine Ausnahme von der Regel machen könne. Die Vorſteherin, durch ſeine Beharrlichkeit doch endlich ſchwankend gemacht, erklärte, den kontrollierenden Arzt, der in einiger Zeit kommen müſſe, fragen zu wollen; ſie ſelbſt könne ſolche Verantwortung nicht auf ſich nehmen.

Berting hatte eine weitere Stunde im Sprechzimmer zu verbringen. Es war inzwiſchen Abend geworden.

Endlich kam der Erwartete. Es war ein älterer Herr von knapper, aber nicht unfreundlicher Sprechweiſe. Fritz eröffnete ihm rückhaltlos ſeine Lage. Der Arzt lächelte; dann gab er Anordnungen, aus denen Berting erſah, daß ſein Wunſch erfüllt werden ſolle.

Eine junge Schweſter von ſympathiſcher Erſcheinung kam herzu. Sie ſei die Pflegerin von Nummer einundzwanzig, hieß es. Fritz, der ihr übergeben worden war, folgte ihr durch einen langen Gang.

Als man vor der Thür des Frauenſaales angelangt war, faßte er ſich ein Herz und fragte, was ſie von dem Befinden der Kranken halte. Die Schweſter zögerte mit der Antwort. Fritz, der ihr ſtilles Geſicht voll Spannung beobachtete, glaubte, dort etwas wie Mitleid zu leſen.

„Der Herr Sanitätsrat meinte heute früh, es ſei nicht ausſichtslos," erklärte ſie mit wohllautender Stimme; „aber ſeitdem iſt das Fieber trotz Digitalis und Eisumſchlägen

langſam im Steigen. Machen Sie ſich darauf gefaßt, daß das Fräulein Sie nicht erkennen wird.“

Sie ſchritt vor ihm durch die Thür. Man trat in einen großen Saal, in welchem, nur durch ſchmale Gänge unterbrochen, Bett an Bett ſtand. Es herrſchte das Schweigen der Nachtruhe in dem weiten, kahlen Raum, der keinen Anfang zu haben ſchien und kein Ende. Berting folgte der lautlos vor ihm hergleitenden Schweſter durch den langen Mittelgang. Nummer einundzwanzig befand ſich in der Ecke. Hohe Bettſchirme von dunklem Stoff umgaben Almas Lager, ſo daß ſie wie in einem kleinen Zimmer für ſich, abgeſchloſſen von den übrigen Kranken, lag.

Fritz trat an das Bett und blickte forſchend in Almas Geſicht. Es zeigte wenig Veränderung. Die Wangen waren hoch gerötet, die Augen ungemein lebhaft, der Atem flog. Man hatte ihr das Haar zu zwei ſtarken Zöpfen geflochten, die ihr auf den Schultern lagen. Sie trug die weite Nachtjacke der Anſtalt mit langen Ärmeln.

Die Schweſter öffnete die Jacke der Kranken am Hals und nahm den Fieberthermometer aus der Achſelhöhle. Dann machte ſie auf einer mit einem Netz von Linien bedeckten Karte ihren Eintrag und ließ Fritz die Fieberkurve betrachten. Der höchſte ſoeben erreichte Punkt zeigte 41° Celſius.

„Das iſt wohl ſehr hoch?“ erkundigte ſich Fritz zaghaft.

„Der Herr Sanitätsrat hat angeordnet,“ erwiderte die Schweſter ausweichend, „daß wir, falls einundvierzig Grad überſchritten würden, Eisbad geben ſollen.“ Sie legte den

Thermometer wieder in die Achſelhöhle, dann flößte ſie der Kranken einen Schluck Eiswaſſer ein, ſchließlich maß ſie den Puls und machte auch hierüber einen Eintrag.

„Ich gehe jetzt zu einer anderen Kranken gleich nebenan," ſagte die Schweſter in gedämpftem Tone; „vielleicht reichen Sie von zehn zu zehn Minuten einen Löffel hiervon" — ſie wies auf das Eiswaſſer —. „Der Durſt iſt ſehr groß. Wenn ſonſt irgend etwas gebraucht wird, rufen Sie mich, bitte!"

Damit verſchwand ſie geräuſchlos; von außen rückte ſie den Bettſchirm ſo, daß Berting mit der Kranken völlig unbeobachtet war.

Er ließ ſich auf dem Stuhle nieder, der neben dem Bette ſtand, und griff nach Almas Händen. Sie waren glühend heiß.

„Alma!" rief er, „Alma!" Die Kranke antwortete nicht. Das ſchnelle, den ganzen Körper erſchütternde Atmen ging weiter. Dabei lag ſie ganz ſtill, faſt ſteif, das Auge geradeaus gerichtet wie auf einen fernen Punkt.

Er näherte ſein Geſicht dem ihren, um zu ſehen, ob ſie ihn erkennen würde. Aber der Ausdruck ihrer Züge wechſelte nicht. Unheimlich war es, das große, weitgeöffnete Auge mit ſeiner tiefleuchtenden, bis an den Rand ſchwarzen Iris aus der Nähe zu beobachten.

Berting gab nach einiger Zeit den Verſuch auf, ſich mit der Kranken zu verſtändigen. Almas Gedanken mußten weit, weit entfernt ſein, an einem Orte, zu welchem ihm, dem Geſunden, der Eintritt verſagt war. Dabei waren

ihre Sinne wach; denn ſie nahm willig, ja mit einer gewiſſen Befriedigung das gereichte Eiswaſſer an. Nur für ihre Umgebung ſchien ihr das Bewußtſein zu fehlen.

Noch niemals hatte Fritz Berting an dem Lager eines ſchwer Kranken geſeſſen. Als ſeine Mutter verſchied, war er noch Kind geweſen. Sein Vater und ſeine Schweſter Julie waren fern von ihm geſtorben. Und ihn ſelbſt hatte Krankheit auch niemals bis an den Rand des Grabes geführt.

Was er hier ſah, wirkte auf ihn wie eine fremde Welt: das milde, dem Alltag entrückte Weſen der Schweſter in ſeiner ſtillen Abgeſchloſſenheit, der große, weite Saal im Dämmerlicht, mit ſeinen endloſen Reihen einfacher Bettſtätten. Wie viele arme Kranke hier wohl mit dem Tode rangen? An wie vielen Lagern ſaß unſichtbar ein Engel und zählte die zugemeſſenen Schläge des Herzens, bis ihre Zahl voll war und er das Uhrwerk zum Stillſtehen brachte.

Wie wenig merkte man äußerlich von den Kämpfen, die ſich im Einzelgefecht des Sterbelagers gegen den einen allgemeinen Feind abſpielten! Ab und zu nur erklang ein tiefer Seufzer, ein Stöhnen, ein im Fieberdelirium ausgeſtoßener Ruf oder ein gequälter Huſtenanfall durch die Nacht; dann wieder alles ſtill, daß man das Atmen der Nächſtliegenden vernehmen konnte.

Eine Thür ging; dumpfe Schritte kamen den langen Mittelgang herauf; Schatten von vorüberſchreitenden Geſtalten malten ſich an der lichten Decke. Man machte

nicht weit von Nummer einundzwanzig halt. Fritz hörte ein Rücken, ein Schieben. Es klang, als höben sie etwas Schweres und senkten es dann. Darauf wieder Schritte und Schatten an der Decke; die Thür ging, und alles war wie zuvor.

Ein eisiges Gefühl überkam den Lauschenden. Wen mochten sie da in der Stille der Nacht, wie Diebe ihren Raub, hinausgeschafft haben? —

Die Schwester kam zurück. Sie maß das Fieber. Mit einem Seufzer reichte sie Fritz den Thermometer. In der kurzen Zeit wieder um ein zehntel Grad gestiegen „Wir müssen baden!“ erklärte sie.

Fritz sah ein, daß er gehen müsse. Er fragte, wo er sich wohl aufhalten könne, während man Alma bade. Die Schwester riet ihm, in der Morgenstunde wiederzukommen; das Fieber werde dann hoffentlich gefallen sein und die Kranke sich vielleicht bei Bewußtsein befinden.

Es war gegen Mitternacht, als Fritz Berting das Krankenhaus verließ. Wohin zu dieser Stunde? — Schlaf würde er nicht finden!

Mehrere lange Straßenzüge, einen ganzen Stadtteil durchschritt er, ohne Ziel, ja, ohne recht zu wissen, wo er sich befinde. Er wurde von einem unbewußten Drange getrieben, der Stadt zu entfliehen; es jagte ihn weg von den Häusern, den Menschen.

Bald kam er in freie Gegend und schließlich langte er am Ufer des Stromes an. Dem Laufe des Wassers folgend, schritt er auf einem gemauerten Steindamme hin.

Blitzartig durchzuckte ihn eine Erinnerung. So war er ſchon einmal durch die laue Auguſtnacht geſchritten, unter dem lichten Sternenhimmel, genau dieſen Weg. Vor zwei Jahren war es geweſen, wenige Wochen, nachdem er mit Alma hier gelandet.

Derſelbe Mond ſpiegelte ſich in den gleitenden Wellen. Es war alles wie damals. Ein leichter, weißlicher Nebel lag über dem ganzen, weiten Flußthale gebreitet, Häuſer, Eſſen, Gärten und Felder verhüllend. Über der ſchlafenden Stadt erhob ſich, einem matten Halbmond gleich, der leuchtende Himmelsausſchnitt. Er allein, ein einſamer Wanderer; neben ihm das ſtill rinnende Waſſer, ein Bild des Lebens, unaufhaltſam, rätſelhaft, in ſeiner wechſelnden Vergänglichkeit ewig.

Wie ſich die Gegend heute vieldeutig ausnahm! Wie wunderlich nachdenklich ihm zumute ward!

Hier war ihm damals bei nächtlichem Spaziergange der Gedanke aufgegangen zu ſeinem Buche. Hier war die Inſpiration über ihn gekommen mit Kraft, Wonne, Begeiſterung, Siegesbewußtſein der neuen Idee. Wo waren dieſe Gefühle hin? Schienen ſie nicht zerronnen wie jene Wellen von damals? —

Alles, alles hatte heute nacht einen neuen Sinn für ihn, bekam tiefere Bedeutung, wurde lebendig, weil er die Nähe des größten aller Zeichendeuter geſpürt hatte, des Todes.

Wie klein, wie lächerlich klein, nichtig und eitel erſchien ihm in dieſem Lichte geſehen alles, was ihm eben noch ſo

ungeheuer wichtig geweſen war: ſein Streben und Dichten, ſeine ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen! Wie viel größer, ernſter und tiefer war das Leben als alle Schilderungen, alle Wiedergaben! Wie verſank in ſolchem Augenblicke das, was er ſelbſt und unzählige ſeiner Kollegen anbeteten, was ſie unter dem Namen „Litteratur“ als Beruf, Lebenszweck, Stein der Weiſen, Geſetz wie eine Gottheit verehrten! —

Hatte er, der Schriftſteller Fritz Berting, je etwas beſchrieben, würde er je etwas beſchreiben, was nur entfernt heranreichte an den erhabenen Realismus, der über jenem eben verlaſſenen nächtlichen Krankenſaale gelegen hatte?

Gab es irgend eine Feder, einen Pinſel, einen Meißel, der das zu meiſtern vermochte, was ſich täglich, ſtündlich um uns her zutrug? Ein kleiner Handlanger ſchien die Kunſt, verglichen mit dem großen Meiſter Leben.

Die Wellen rauſchten und plätſcherten genau wie damals. Sie führten ein kurzes Daſein, das nach Sekunden zählte, nur ſolange ſie ſtiegen und fielen, um neuen und immer neuen Platz zu machen.

Zwei Jahre! Zwei kurze, lange Jahre, je nachdem man es nahm. Zwei wichtige Lebensjahre! — Wenn man ſie mit dem, was man jetzt wußte, noch einmal hätte von vorn anfangen können! Thor, der er geweſen, doppelter und dreifacher Thor, den Sinn des Lebens überall da zu ſuchen, wo er nicht war. Heute an Almas Lager, beim Anblick ihrer vom Tode gezeichneten Züge, war es ihm

klar geworden, wie es hätte ſein können; daß er den köſtlichſten Wein verſchüttet hatte, ſtatt ihn zu trinken.

Daß das Sterben ſolch eine große, feierliche Sache ſei, war ihm nie zum Bewußtſein gekommen. Was kam auf der ganzen weiten Welt mit der Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen dem Inhalte gleich der drei Buchſtaben: Tod? —

Der Genius, der die Fackel löſcht, erſt erleuchtete den Sinn des Lebens. Wohl hatte Fritz Berting davon hie und da gehört oder geleſen; aber zur erlebten Wahrheit war es ihm erſt heut nacht geworden.

Empfindliche Kühle, die ſich in früher Morgenſtunde am Flußlaufe hin verbreitete, hatte Fritz wieder in die Stadt getrieben. Um dieſe Tageszeit konnte er noch nicht in das Hoſpital gehen; er beſchloß alſo, müde und übernächtig wie er war, einige Zeit in der Wartehalle eines Bahnhofes, an dem er vorbeikam, zuzubringen.

Er blieb, da gerade keine Züge verkehrten, der einzige Gaſt in dem großen Raume. Irgendwo in einer Ecke ſchlief der Kellner, den zu wecken er ſich wohl hütete. Fahles Morgenlicht, durch ein Oberlichtfenſter dringend, ſtritt mit der Gasbeleuchtung um die Herrſchaft. Ein unſäglich fader Geruch von abgeſtandenem Cigarrenrauch, Getränken und Kohlenſtaub lag wie eine trübe Wolke über dem ganzen, öden Lokale.

Berting fühlte ſich matt, troſtlos und körperlich elend. Längſt waren die neuen, ſtarken Empfindungen und Ge-

fühle verraucht, die ihn in der Nacht beſeelt hatten. Grau lag die Welt vor ihm, häßlich grau.

Sollte man Alma wünſchen, daß ſie wieder geneſen möchte? Durfte man es überhaupt wünſchen? —

Geſetzt den Fall, das Wunder geſchah, ſie genas! Würde ſie glücklich ſein? Würde er ſich beſſer gegen ſie benehmen als vordem? Würde das Mitleid, das er eben noch ſo ſtark empfunden hatte, anhalten? Würde nicht das nüchterne Alltagsleben mit ſeiner abſtumpfenden Kraft bald die neuerwachſene Liebe auslöſchen und ihn gleichgiltig machen? — Was nützten alle guten Vorſätze? Die Natur, das Fleiſch war mächtiger. Denn die Menſchen hatten genau wie die Dinge den Trieb, mit trägem Gewicht in das alte Gleis zurückzuſinken.

Nein, wahrhaftig, man konnte Alma das Weiterleben nicht wünſchen! Und wenn er ehrlich war gegen ſich, wußte er auch, daß er es ihr gar nicht wünſchte.

Erſehnte er Almas Tod?

Er wollte den ſchrecklichen Gedanken bei Seite ſchieben, aber der ließ ihn nicht aus ſeinen Fängen.

Wenn er die Sonde hinabſenkte bis auf den unterſten Grund der Gefühle, was fand man da? Was lebte tief verborgen unter all der Rührung, dem ſentimentalen Mitgefühl für das arme, gequälte Geſchöpf dort auf dem Krankenlager? War es nicht der Wunſch, oder wie man es nennen wollte, das Bewußtſein: wenn ſie ſtirbt, biſt du frei, frei von einer Laſt, frei von einer großen Verantwortung? —

Berting erſchrak in tiefſter Seele. Wurde er mit ſeinen Gedanken nicht zum Mörder? Zum Mörder an dem freundlichſten, gütigſten, liebevollſten Weſen? —

Er dachte an die Zeiten zurück in Berlin, wo ſie ihm nach ſeinem Mißerfolge ſo viel geweſen war, wo er ſich an ihrer Tapferkeit, ihrer Treue, ihrem goldenen Frohſinn und Lebensmut aufgerichtet hatte aus tiefer Enttäuſchung. Hatte ſie ihn nicht damals gerettet vor dem Verſinken im Lebensekel? —

Und trotzdem wünſchte er ihr den Tod? War ein ſolches Gefühl nicht das unnatürlichſte, das verworfenſte, abſcheulichſte, was man ſich denken konnte? Mußte man nicht irre werden an dem eigenen Verſtande, wenn er ſolche Gedanken ausheckeu konnte? —

Der Raum, in welchem er bisher allein geſeſſen hatte, begann ſich zu beleben. Reiſende traten ein. Der Portier rief den Abgang von Zügen aus. Der Kellner, noch halb verſchlafen, näherte ſich dem Tiſch und fragte, ob der Herr einen Wunſch habe? Fritz beſtellte Kaffee.

Nachdem er die Taſſe haſtig hinuntergeſtürzt hatte, verließ er den Ort. Draußen empfing ihn der herrlichſte Sommermorgen. Vor dem Bahnhofe herrſchte reges Treiben.

‚Alles iſt Stimmung‘, dachte Fritz bei ſich und verglich die Szenen friſchen Lebens um ſich her mit den düſteren Bildern der verfloſſenen Nacht.

Die Bahnhofsuhr zeigte ſechs Uhr. Er meinte, daß es Zeit ſei, in das Krankenhaus zurückzugehen.

Er wurde ohne Schwierigkeiten vorgelaſſen, da man ihn jetzt ſchon kannte. Die Kranke lag nicht mehr in dem allgemeinen Saale; man hatte ſie in einem Zimmer für ſich untergebracht, der Bäder wegen, die dort leichter bewerkſtelligt werden konnten.

Alma war bei Bewußtſein. Die Schweſter hatte mit ihrer Vorausſage recht behalten. Als Fritz eintrat, erkannte ihn die Kranke ſofort, lächelte und machte ihm ein Zeichen mit der Hand.

Fritz ließ ſich von der Pflegerin berichten, wie der Reſt der Nacht verlaufen ſei. Drei Bäder waren kurz hintereinander gegeben worden; darauf war die Eigentemperatur ſtark gefallen. Neuerdings beſtand Gefahr in der großen Herzſchwäche, die mit ſtärkenden Mitteln bekämpft werden mußte.

Die Schweſter verließ das Zimmer, nachdem ſie Berting zuvor noch auf den Wein aufmerkſam gemacht hatte, von welchem der Kranken bei Schwächeanfällen ein Schluck zu reichen ſei.

Fritz ſah bei der grellen Beleuchtung des vollen Tageslichts, wie abgefallen, hohläugig und gelb die Kranke war. Ihre Züge hatten einen ganz veränderten Ausdruck angenommen. Auch ihre Stimme klang ihm fremd. Sie ſprach in merkwürdig erhobenem, geſteigertem Ton. Aus den Wangen war das Blut gewichen. Die Augen hatten den faſt überirdiſchen Glanz behalten, der ihm ſchon nachts aufgefallen war, dieſe Augen mit dem tiefen, eindringlichen Blick. Etwas Durchgeiſtigtes, feierlich Ernſtes lag über

der ganzen Erſcheinung; wie geweiht erſchien ſie, gezeichnet von unſichtbarer Hand.

Mit Fritzens Hilfe hatte ſich die Kranke im Bette aufgeſetzt. Er ſah, daß ſie mit ihm ſprechen wollte. Vermutlich machte das Kind ihr Sorgen. Er würde ſich nicht gewundert haben, wenn ſie das Verlangen ausgeſprochen hätte, es zu ſehen.

Aber dem war nicht ſo. Sie erwähnte wohl die kleine Alma, und ein Lächeln huſchte über ihre Züge, als ſie den Namen nannte. Aber dann ſagte ſie: „Die iſt in guten Händen.“

Fritz ſtaunte. Wo war die Eiferſucht hin, die noch vor kurzem die junge Mutter ſo ungerecht gemacht hatte gegen Toni Lehmfink? —

„Wie fühlſt du dich jetzt, Alma?“ erkundigte er ſich.

„Ich bin ſo müde!“ flüſterte ſie, „ſo müde! — Dieſe Nacht! — Ach, Fritz, was habe ich in dieſer Nacht alles geſehen.“

Es glitt wie ein Schimmer über ihr Angeſicht. Ihr Auge bekam den Ausdruck des Staunens, als ſähe es ferne, unerhörte Dinge.

So lag ſie eine ganze Weile. Dann begann ſie von neuem: „Es war jemand an meinem Bette, ein Mann. Er ſaß neben mir und ſprach zu mir.“

„Ich war es, Alma,“ unterbrach ſie Fritz; „ich habe heute nacht lange bei dir geſeſſen.“

Sie lächelte ungläubig. „Nein, nein! Du warſt es nicht. Ganz anders ſah er aus. Ich glaube, es war

Ludwig Glück. Ich erkannte ihn an der Stimme. Wenn ich nur wüßte, was er ſagte!“

Es ſchien Alma zu quälen, daß ſie nicht darauf kommen konnte, was der verſtorbene Freund zu ihr geſagt hatte. Sie ſeufzte ſchwer. Fritz, der ſie auf andere Gedanken zu bringen wünſchte, meinte: „Du biſt hier ausgezeichnet aufgehoben, Alma, und wirſt hoffentlich bald gänzlich hergeſtellt ſein.“

Alma wandte die großen, glänzenden Augen langſam auf ihn. Der Blick ging ihm durch und durch.

„Ach, mein lieber Fritz,“ ſagte ſie, „glaube das nicht! Mit mir wird nichts mehr. Ich bin ſo müde! Am wohlſten iſt mir, wenn ich ſo ſein kann wie heut nacht. Da merkt man nichts von Schmerzen. Und alle die Verſtorbenen kommen zu einem. Bald iſt es mein ſeliger Vater, bald iſt es Ludwig. Dann wieder ſteht ein ſchöner, ein wunderſchöner Engel an meinem Lager. Sie ſprechen zu mir und ſind gut zu mir. Das thut wohl, ſo wohl!“

Fritz bedeckte die Augen. Wie traf ihn dieſes: „und ſind gut zu mir!“ —

Die Kranke hatte ſich auf ihrem Lager näher an ihn herangeſchoben. Sie zog ihm die Hand von den Augen. „Mein lieber Fritz, haſt du mich denn ein wenig lieb?“

Er biß die Zähne aufeinander und nickte.

„Weißt du, Fritz,“ fuhr Alma fort, langſam und feierlich ſprechend, wie von einem höheren Bewußtſein beſeelt und weit über ſich hinaus geſteigert, „weißt du, Fritz, es iſt gut, daß ich ſterbe. Für mich und für dich iſt es

gut und auch für das Kindchen. Ich kann dir nichts nützen; denn ich bin nicht sehr gescheit. Eine ganz andere müßtest du haben! Früher habe ich mir gewünscht, du möchtest mich heiraten. Wenn ich's auch nicht gesagt habe, gewünscht habe ich mir's im Herzen. Aber jetzt sehe ich das ganz anders. Wenn man so krank ist, sieht sich alles verändert an. Jetzt weiß ich, daß es gut ist so, wie alles gekommen. Einmal wärest du ja doch von mir gegangen, und das hätte ich nicht ertragen. Nun gehe ich von dir; das ist viel besser."

Er wußte nichts anderes, als an ihrem Lager niederzuknieen, ihre Hand mit Küssen zu bedecken und mit Thränen zu benetzen.

„Wir sind sehr glücklich zusammen gewesen, mein lieber, lieber Fritz. Weißt du noch, wie du auf die weite Reise gingst, damals? Die letzte Nacht — der Abschied — weißt du noch?" —

Er drückte zur Antwort nur ihre Hand. Sie sprach über sein Haupt geneigt, ganz sanft, wie eine Mutter zu ihrem Kinde.

„Denke nur manchmal an mich, mein Fritz! Und mache dir meinetwegen keine Vorwürfe. Wir waren beide sehr jung und unerfahren, als wir uns kennen lernten. Aber ich bereue es nicht und habe dir auch nichts zu verzeihen. Du hast mich oftmals sehr, sehr glücklich gemacht. Und in der letzten Zeit bist du so liebreich zu mir gewesen, so liebreich! Auch das Kindchen habe ich ja von dir, Fritz! — Früher, als es noch nicht da war, wünschte ich

mir einen kleinen Jungen, damit ich jemand hätte, der dir ähnlich wäre. Aber nun bin ich froh, daß es ein Mädel geworden iſt. Da haſt du nun doch eine Alma, wenn ich auch gegangen bin. Erziehe ſie dir nur recht nach deinem Herzen, daß ſie geſcheiter wird als ich und dir mehr nützen kann! Daß du ſie haſt Alma taufen laſſen, iſt ſo lieb von dir, mein Fritz! Denke nur an mich, wenn du ſie rufſt! Und ſpäter, wenn ſie klug ſein wird, dann erzähle ihr auch von ihrer Mutter, hörſt du!“

Fritz wollte vergehen vor Wehmut. Wie ſchön und rein trat die Seele dieſes Geſchöpfes, einem lichten Engel gleich, aus ihrer ärmlichen Hülle hervor. Und er, ein Zwerg, ein Krüppel, ein häßlicher Krüppel gegen ſie.

Gutes und immer wieder nur Gutes that ſie ihm. Den größten Dienſt aber empfing er von ihr in dieſer Stunde: ganz vor ſich ſelbſt hatte ſie ihn einmal geſtellt, in Tiefen der Seele hinein hatte ſie ihn geführt, die er nicht kannte. Auf die Kniee zwang ihn ihre Güte und ſchlichte Größe, zum Bekennen, zur Reue. Er fühlte einen Schmerz, der frei war von jeder Sentimentalität, dem etwas Befreiendes, Religiöſes zugrunde lag: Ehrfurcht vor der Größe ſeines und ihres Schickſals.

Hier an dieſem Lager, in ihrer Sterbeſtunde, lernte Fritz Berting eine Liebe kennen, die ihm das Leben bisher verſagt hatte; keine Begierde, keine Eigenſucht gab es in dieſer Liebe. Nichts Häßliches, Herabziehendes ſtellte ſich

mehr zwiſchen ihn und Alma. Kein Hochmut trennte ihn von ihr; der Unterſchied des Standes, der Bildung war tief verſunken. Das Kind aus dem Volke war im Angeſicht des Todes ebenbürtig jeder Königin. Nur noch ihre Seele erblickte er, und die war angethan mit dem herrlichen Gewande des Mutes, der Treue und der Reinheit. Jungfräulich unentweiht trat ſie noch einmal vor ihn hin. Jetzt erſt erkannte er ſie. Sie war ſeine Geliebte geweſen; in der Sterbeſtunde wurde ſie ſeine Braut.

Die Schweſter war eingetreten. Fritz, der noch immer an dem Lager kniete, hatte es nicht bemerkt. Alma ſelbſt mußte ihn darauf aufmerkſam machen. Die Kranke ſollte neu gebettet werden.

Fritz mußte gehen. Beim Abſchied verſprach er Alma, in einigen Stunden wiederzukommen. Als er ſchon in der Thür war, winkte ihm die Kranke.

Er eilte zu ihr zurück. Alma legte ihm die Arme um den Hals und drückte ihn an ſich. „Vergiß mich nicht!“ flüſterte ſie ihm ins Ohr, gab ihm einen Kuß und ſank dann erſchöpft zurück.

Berting lief wie einer, der von Sinnen iſt, aus dem Zimmer, durch die langen Gänge, bis er, er wußte nicht wie, auf der Straße war.

In ſeiner Wohnung, die er ſeit vierundzwanzig Stunden nicht betreten hatte, fand er mehrere Briefe vor, unter anderem einen von Heinrich Lehmfink, der ihm in heiterſter Laune ſchrieb, und einen von Maximilian

Nackede, der um weitere Beiträge erſuchte für ſeine Korreſpondenz.

Wie weh ſolche Briefe thaten! Wußten denn die Menſchen nichts von ſeinen Gefühlen? — Er warf ſich auf das Bett, angezogen, wie er war, und wandte das Geſicht der Wand zu. Ein wenig nur wollte er ruhen; denn er fühlte ſich todmüde.

Als er aus bleiernem Schlafe erwachte, ſah er an dem Lichte, das ſchon ins dämmerige überging, ſofort, daß es ſpät ſei. Seine Uhr, die er nicht aufgezogen hatte, war ſtehen geblieben.

Ohne ſich viel mit Toilettemachen abzugeben, eilte er hinaus. Nur einen Gedanken hatte er: Alma! Würde er ſie noch am Leben finden? —

Im Anmeldezimmer der Anſtalt wurde ihm auf ſein zaghaftes Anfragen geantwortet, er könne jetzt nicht zu Fräulein Lux; ſie liege in ſchwerem Fieberdelirium. Man ſei eben dabei, es noch einmal mit kalten Bädern zu verſuchen. In einer Stunde möge er wiederkommen.

Von neuem war er auf der Straße. Ein ſehr alltägliches Gefühl beherrſchte ihn, ein Gefühl, deſſen er ſich ſchämte: Hunger. Seit jener Taſſe Kaffee in früher Morgenſtunde hatte er nichts zu ſich genommen, und jetzt war es gegen ſieben Uhr abends.

Er ging in das nächſte Reſtaurant und ließ das erſte Gericht, das ihm der Kellner vorſchlug, kommen. Die Gäſte betrachteten ihn erſtaunt, wohl ſeines Aufzuges halber, und machten ihre Gloſſen.

Ach, wie gleichgiltig war ihm, was die Leute dachten! Wie nichtig erſchien ihm alles außer dem einen, was ſich in dieſem Augenblicke vielleicht entſchied.

Nachdem er haſtig verzehrt hatte, was ihm vorgeſetzt worden war, eilte er wieder in das Krankenhaus zurück. Man geſtattete ihm, im Anmeldezimmer zu warten.

Endlos dehnte ſich die Zeit; er wußte nicht, ſaß er Stunden hier oder Minuten. Er verſuchte, an alles mögliche Fernliegende zu denken, um nur das furchtbare Bewußtſein zu übertäuben, die Angſt, die in ihm hämmerte, den Gedanken: ſie ringt mit dem Tode, ruft vielleicht nach dir, und du kannſt nicht zu ihr! —

Berting ertrug es ſchließlich nicht länger. Er ſuchte ſich den Weg nach dem Zimmer, in welchem Alma jetzt lag, und fand ihn nach einigem Umherirren. Einzutreten wagte er nicht, legte aber das Ohr an die Thür.

Er vernahm gedämpftes Sprechen von drinnen. Almas Stimme war nicht dabei. Nach langem Zögern klopfte er ſchüchtern an. Man öffnete. Die Schweſter trat zu ihm auf den Gang.

In ihrem Blicke las er alles. „Vor einer halben Stunde ſchlief ſie ein, ganz ſanft und friedlich, wie man ſelten einen Menſchen ſterben ſieht. Sie können ſie ſehen.“

Was nun folgte, geſchah ihm wie im Traume.

Er ſah ſich vor ein Lager geſtellt, darauf eine Geſtalt lang ausgeſtreckt lag, die Hände gefaltet über der Decke, die ſie bis zur Bruſt zudeckte, ein Körper, den er kannte, bis in ſeine letzten Heimlichkeiten hinein kannte,

aus vielen vertrauten Stunden. Heute war ſie ihm eine Fremde. Der ſtrenge Ausdruck ihrer Züge ſchien zu ſagen: ‚Ich kenne dich nicht!‘ Eiſig kalt lag ſie, weltentrückt, erhaben, unnahbar, vollendet.

Ein Furchtſchauer überfiel ihn vor der Leiche. Nie hätte er es gewagt, ſie zu berühren oder zu küſſen. Schön war der Anblick, unheimlich ſchön. Aber ſeine Geliebte war das nicht. Von der hatte er Abſchied genommen am Morgen, als ſie ihn noch einmal zu ſich herangewinkt und ihn an ihr warmes Herz gedrückt hatte.

* * *

Alma lag ſeit einer Woche unter der Erde. An dem Begräbnis hatte Heinrich Lehmfink, durch ſeine Schweſter telegraphiſch herbeigerufen, noch teilnehmen können. Zwiſchen Toni und Heinrich war Berting hinter dem Sarge dreingeſchritten. Weiter hatte ihr niemand das Geleit gegeben.

Fritz brachte jetzt den größten Teil ſeiner Tage bei Lehmfinks zu. Lange würde man einander nicht mehr haben; denn das Geſchwiſterpaar dachte ſtark ans Fortgehen. Man wollte die kurze Friſt, die einem blieb, nach Möglichkeit ausnutzen.

Eine wichtige Rolle in dem Leben der drei Menſchen ſpielte Klein-Alma.

Heinrich Lehmfink war nicht ganz frei von jenem Gefühl der Beklemmung, welches die meiſten Junggeſellen Kindern im Säuglingsalter gegenüber empfinden. Aber

er kämpfte tapfer dagegen an, ſchon aus Rückſicht auf Toni, die, nachſichtig wie ſie ſonſt war, keinen Spaß verſtand, wenn es ſich um das Wichtigſte handelte, was es für ſie auf der Welt gab, um ein kleines Kind.

Fritz war ſeit Almas Tode zu ſeiner Tochter in ein neues Verhältnis getreten. Ob es Vaterliebe ſei, wußte er nicht; darauf kam es ſchließlich auch nicht an. Ein Gefühl tiefer Rührung und innigen Mitgefühls ergriff ihn, ſo oft er das komiſche, alte Köpfchen ſah, das faltig ernſte Geſichtchen des hilfloſen, kleinen Weſens, welches zu fragen ſchien: Wer hat mich gerufen? — und das doch noch gar nicht einmal wußte, wie ſonderbar es auf dieſer Welt zugeht.

Ganz anders ſtand Toni zu dem Würmchen. Für ſie war die kleine Alma ein wirklicher Menſch. Daß dieſes winzige Geſchöpf noch gänzlich im unbewußt Pflanzenhaften befangen war, hinderte Toni nicht, ganz ernſthaft allerhand Eigenſchaften, Anlagen und Charakterzüge an ihr zu entdecken und dem auf dieſem Gebiete etwas ſkeptiſchen Bruder triumphierend zu verkünden. Sie behandelte das Kind nicht als ſeelenloſe Puppe, ſondern als eine kleine Schweſter, mit feinſtem, liebevollſtem Eingehen auf jede erſte Regung der Pſyche, die mit zuſammengefalteten Flügeln in dieſem Weſen ſchlummerte. Alle jene läſtigen und ſcheinbar widerwärtigen Handgriffe, die ein Kind in ſo zartem Alter verlangt, erfüllte ſie ſpielend mit jenem unverdroſſenen Enthuſiasmus, der mütterlichen Frauen eigen iſt.

Es beſtand ein ſtillſchweigendes Übereinkommen zwiſchen

den dreien, daß Klein-Alma in Tonis Obhut bleiben ſolle. Wo auf der ganzen weiten Welt hätte Fritz auch eine aufopferndere Pflegerin finden können für das verwaiſte Kind? — Mit tiefer Dankbarkeit mußte er annehmen, was das Geſchwiſterpaar an ihm that. Er konnte nur hoffen, daß er einmal in die Lage kommen werde, es ihnen heimzuzahlen.

Wie ſeine nächſte Zukunft ſich geſtalten würde, hing noch völlig in der Schwebe. Eines nur ſtand feſt, er wollte arbeiten. Heinrich Lehmfink ſtand zu Fritzens Gunſten in Unterhandlung mit der Redaktion, in der er früher gearbeitet hatte. Im ſchlimmſten Falle hätte Berting dort Arbeit genommen, um nur Verdienſt zu finden; aber im ſtillen hoffte er auf das Zuſtandekommen eines anderen Projekts.

Er hatte nach Berlin geſchrieben an Maximilian Nackede und ihn gefragt, ob er ihn bei ſeiner Korreſpondenz beſchäftigen könne. Berting ſehnte ſich nicht ſo ſehr nach Berlin zurück, als von dem Orte weg, wo er ſo viel Schmerzliches erlebt hatte, an den ihn nichts band als die Erinnerung bitterer Ereigniſſe.

Berlin war groß. In Berlin konnte man verſchwinden, untertauchen, unbeachtet leben und arbeiten. Weiter verlangte er ja nichts.

Heute nun war die Antwort eingetroffen von Nackede. Er ſchrieb, Fritzens Angebot komme ihm ſehr gelegen. Er habe ſowieſo vorgehabt, ſein Unternehmen zu erweitern. Fortan könnten ſie ſich in die Arbeit teilen. Berting ſolle

den feuilletoniſtiſchen Teil übernehmen, er wolle den politiſchen und wirtſchaftlichen behalten.

Das Honorar, das Nackede anbot, war nicht glänzend; aber er ſtellte gleichzeitig prozentualen Anteil am Reingewinn der Geſamteinnahmen in Ausſicht. Zeit zu eigener Arbeit würde ja wohl auch noch übrig bleiben.

Fritz Berting bedachte ſich keinen Augenblick, hier zuzugreifen. Daß Nackede keine goldenen Berge in Ausſicht ſtellte, ſprach für die Solidität ſeiner Sache. Mit dieſem Manne würde angenehmes Arbeiten ſein. Nackede war ein klarer Kopf, nüchtern und praktiſch, und einer, der ſein Handwerk verſtand. Von ihm brauchte man dünkelhafte Überhebung nicht zu befürchten.

Wie froh war Berting jetzt, daß er Siegfried Silbers Anerbieten damals abgelehnt hatte. Wie viel Demütigung blieb ihm dadurch erſpart!

Als Fritz an dieſem Tage zu den Lehmfinks kam, las ihm Heinrich die guten Nachrichten ſofort am Geſicht ab. Zum erſten Male wieder ſeit Almas Tode war die Freude bei den dreien eingekehrt. Eine wehmütige Freude allerdings, denn ſie rückte das Auseinandergehen nahe.

Nackede hatte den Wunſch ausgeſprochen, Berting möge ſobald wie möglich nach Berlin kommen. Fritz hatte ſich daher entſchloſſen, ſofort zu reiſen. Sein Gepäck war leicht, und Abſchied zu nehmen hatte er nur von dem Geſchwiſterpaar, von ſeinem Töchterchen und von Almas Grabe.

Heinrich und Fritz gingen zu einem Spaziergang in

den nahen Wald. Toni, die bei ſolchen Gelegenheiten früher niemals gefehlt hatte, war des Kindes wegen zurückgeblieben.

„Es iſt merkwürdig," ſagte Heinrich Lehmfink, „mein Schweſterchen geht nicht hundert Schritte vom Hauſe fort, da erfaßt ſie ſchon Angſt um das Baby. Daß ein Kind dieſe Macht hat, das ganze Weſen einer Frau ſo um und um zu modeln. Mit irgend einer Naturkraft muß es zuſammen hängen, dieſes magnetiſche Hingezogen-werden des Weibes zum Kinde. Gut, daß es ſo iſt!"

„Ja, ſehr gut, wahrhaftig!" rief Fritz. „Was wäre aus meiner Kleinen geworden ohne deine Schweſter?"

„Ich will dir etwas ſagen, Berting! Mir war manchmal bange um mein Schweſterchen. Ein Mädchen wie Toni ſich als alte Jungfer zu denken — ſchrecklich! Nun wird ſie noch lange Jahre jung bleiben. Denn es iſt eine alte Erfahrung: nichts konſerviert die Frauen beſſer als Mutterſchaft. Wunderbar, wunderbar, wie ſich das alles gefügt hat!" —

Man ging eine Zeit lang ſchweigend nebeneinander her. Beide waren vom Gefühl des nahen Abſchieds bewegt. Man hätte ſich noch manches zu ſagen gehabt und hegte doch die dem Manne angeborene Scheu davor, tiefere Gefühle offen blicken zu laſſen.

Endlich begann Heinrich: „Ich muß ſo viel an Alma denken; dir wird es auch ſo gehen, Berting. Ihresgleichen werden wir nie, nie wiederſehen. Sie hatte bei aller Schlichtheit und ſcheinbaren Einfalt doch

jene Genialität des Herzens, die ſie zur originellen, einzigartigen, unvergeßlichen Perſönlichkeit ſtempelte. Wir haben alle Grund zu tiefer Dankbarkeit gegen ſie. Es iſt eine Binſenwahrheit, daß der gute Menſch das ewige Leben hat, und daß nur der wirklich tot iſt, der in den Herzen ſeiner Lieben geſtorben iſt. Von Alma kann man ſagen, daß ſie jetzt erſt recht eigentlich zu leben beginnt. Sie iſt ein Grab an unſerem Wege geworden. Solche Gräber ſind die wichtigſten Markſteine des Lebens. Es mag grauſam klingen, aber: die Lebendigen brauchen Gräber. Den Sinn des Daſeins in ſeiner Tiefe erfaſſen kann allein der Menſch, der Tote hat, Tote, die nicht tot ſind für ihn.

„Alles iſt groß und gut in der Welt, was uns fühlen macht, daß wir eine unſterbliche Seele beſitzen. Darum iſt ſelbſt der Tod unſerer Lieben gut.“

* * *

Seit einem Vierteljahre lebte Fritz Berting in einem Vororte Berlins.

Die Arbeit an der Korreſpondenz ſeines Freundes Nackede war ſehr verſchieden von ſeinem bisherigen Schaffen. Er brauchte weit mehr Zeit und Mühe, als er angenommen hatte, um ſich in die litterariſch-kritiſche Thätigkeit einzuarbeiten.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem ſouveränen Waltenlaſſen der Einbildungskraft nach ſelbſterwählten Regeln,

wie er es gewöhnt war vom freien Dichterberufe her, und dem Abarbeiten eines Penſums, das ihm zugewieſen wurde.

Wie oft ſeufzte er über den Stoß von Büchern, der auf ſeinem Schreibtiſche lag, und der ſich, ſoviel man auch herunter nahm, immer wieder ergänzte, als ob er von unten her geheimnisvoll wachſe.

Und wenn noch viel Geſcheites dabei geweſen wäre! Aber wie ſelten waren Werke, bei denen einem das Herz aufging in Freude und in Bewunderung. Er hatte früher doch nicht geahnt, welcher Mißbrauch mit der Erfindung Gutenbergs getrieben wurde. Allmählich erſt kam er hinter den Kunſtkniff des diagonalen Leſens bei Werken, denen man mit ſorgſamem Durchſtudieren zuviel Ehre angethan hätte.

Hin und wieder aber ſtieß man doch auf ein Buch, das einen durch Gehalt und Schönheit entſchädigte für die Öde der anderen. Da hieß es dann nur, das Herz weit aufmachen und ſich ergreifen laſſen.

Der Widerwille, der ihn anfangs beherrſcht hatte gegen den endlos rauſchenden, grauen Strom litterariſcher Produktion, fing an ſich aufzulichten von dem Augenblicke an, als er ſein Amt zu begreifen begann. Es kam nicht darauf an, Stück für Stück der ihm vorgelegten Bücher zu prüfen und mit einer Zenſur zu entlaſſen, ſo etwa, wie es der Lehrer mit den Heften ſeiner Klaſſe macht. Die Aufgabe des Kritikers war eine fruchtbarere, konnte wenigſtens dazu gemacht werden. Man durfte auch als Rezenſent Werte ſchaffen, ſchöpferiſch ſein. Man mußte ſich

nur entſchließen, in die Tiefe zu bohren, nicht bloß des einzelnen, gerade vorliegenden Buches — das vielleicht gar keine Tiefe hatte — nein, bis zu den Wurzeln, aus denen es entſprungen war.

Jedes Werk war ſchließlich eine Zeiterſcheinung, fußte nicht bloß in der Individualität ſeines Schöpfers, ſondern vor allem auch in Zeit, Volk und Geſellſchaft. Dafür galt es, das Auge zu ſchärfen, für dieſe feinſten Zuſammenhänge der Einzelperſönlichkeit mit dem Ganzen. Wichtige Geſetze wurden einem da enthüllt. Die litterariſche Detailarbeit des Kritikers bekam, ſo aufgefaßt, einen großen, ſoziologiſchen Hintergrund.

Auch hier war das Einfachſte das Fruchtbarſte. Welch einen komplizierten Apparat von gelehrter Vielwiſſerei ſetzten manche der Herren Kollegen in Bewegung! Welches Feuerwerk geiſtreicher Phraſen wurde täglich in den Feuilletons abgebrannt! Wieviel Gift und Galle wurde verſpritzt zum Schaden beider Teile, des Kritikers und des Kritiſierten!

War denn nicht der einfache Wunſch des Verſtehenwollens, die ehrliche Abſicht mitzugehen und der gute Wille zu nützen viel natürlicher als das hochmütig frivole Aburteilen, dieſes ſpieleriſche Jonglieren mit der fremden Arbeit, das ſchließlich doch nur auf ein Zurſchauſtellen des eigenen Eſprits hinauslief?

Auch den Rezenſenten führte ſein Beruf, wenn er ihn groß auffaßte, ganz von ſelbſt zum edelſten Kern aller menſchlichen Bethätigung: zur Kunſt.

So war er auf Umwegen zurückgeführt worden zu der Göttin, die ſein Leben regierte. Er wußte es jetzt: Die Kunſt zeigt ein ſehr verſchiedenes Angeſicht, je nachdem man ihr dient. Ein keuſches Geſtirn kann ſie ſein, welches das ganze Leben nach oben zieht, aber ebenſogut auch eine trübe Leuchte über einem dunklen Abgrund.

In dieſer Periode, wo Berting alle Kräfte zuſammennehmen mußte, um ſich in den neuen Beruf einzuarbeiten, ruhte das eigene Produzieren. Aber die Zeiten würden kommen, wo auch er wieder innere Geſichte freiſchöpferiſch geſtalten durfte. Hie und da meldete ſich die geheime Kraft ſchon. Dann mußte er ſich Gewalt anthun, die Ideen, die an ſeine Thür klopften, zurückzuweiſen.

Das nächſte, was er ſchaffen würde, mußte ein großes, ernſtes Kunſtwerk ſein, oder er war nicht wert, erlebt zu haben, was er erlebt hatte.

Aber noch war es nicht ſo weit. Man durfte nicht ans Werk gehen, während einem von ſchweren Erlebniſſen noch die Hand zitterte. Man mußte den Eindrücken Zeit laſſen, tief hinabzuſinken. Der innere Spiegel wollte ſich abklären, das Leben ſeine Lüfte weben zwiſchen Künſtler und Vorbild. Erſt mußte das Erlebte für ihn ſelbſt zum Bildnis werden, ehe er es frei und ſchön aus ſich herausſtellen mochte.

Mit dem Geſchwiſterpaar Lehmfink ſtand Berting in regem Briefwechſel. Meiſt ſchrieb er an Heinrich, und Toni antwortete. Der außerordentliche Profeſſor Doktor Lehmfink hatte zum Briefſchreiben wenig Zeit. Er ließ

dem Freunde immer ein und dasſelbe ausrichten, nämlich: er arbeite. Fritz wußte, daß das heißen ſolle, er ſei glücklich.

Toni Lehmfink erwies ſich als eine ſehr treue Korreſpondentin. Der äußere Anlaß dieſes Briefwechſels war geweſen, Fritz über das Befinden von Klein-Alma auf dem laufenden zu erhalten. Mehr und mehr jedoch entwickelte ſich daraus etwas Tieferes. Ihr war jene glückliche Gabe eigen, die man faſt nur bei Frauen findet, im Briefe die Seele ganz unmittelbar ſprechen zu laſſen. Und weil ſie keinerlei künſtliche Abſichten hegte beim Schreiben, nichts wollte, als ſich mitteilen, bekam alles unter ihrer Feder Eigenart und Leben.

Tonis Briefe wurden immer mehr zum Ereignis für Berting. Gleichzeitig wuchs in ihm das Bedürfnis, dieſer Freundin gegenüber ſich rückhaltlos auszuſprechen über alles, was ſein inneres wie äußeres Leben bewegte.

Seine Erlebniſſe waren neuerdings ſcheinbar ſehr unbedeutende. Obgleich er vor den Thoren einer Millionenſtadt wohnte, kam er nur mit wenigen Menſchen in Berührung. Am häufigſten noch ſah er Nackede. Doch hatten ſie, wenn ſie zuſammenkamen, meiſt von Geſchäften zu ſprechen.

Maximilian Nackede ſtellte im beſten Sinne den Typus des modernen Berliners dar. Er war frei von jeder falſchen Sentimentalität, vorurteilslos, ſchnell im Begreifen und Handeln, freimütig, wageluſtig und nicht leicht zu verblüffen.

Er ließ dem Mitarbeiter, nachdem einmal die Grenzen ihrer Gebiete abgeſteckt waren, durchaus freie Hand. Fritzens Annahme, daß es ſich mit dieſem Manne gut arbeiten laſſen würde, hatte ſich vollauf beſtätigt.

Häufiger, als er das urſprünglich erwartet, ſah Berting ſeine Schweſter Konſtanze. Zwar hatte er keinen Beſuch bei Wedners gemacht und wollte auch ſo bald keinen machen; denn er war der Anſicht, daß man mit Verwandten, die ihr Kind ängſtlich vor einem wie vor einem anſteckenden Kranken hüteten, den Verkehr nicht allzueifrig ſuchen ſolle. Konſtanze hatte den Bruder jedoch ſelbſt aufgeſucht, ſobald ſie erfahren, daß er in Berlin ſei. Sie kam hin und wieder nachſehen, wie es ihm gehe, aber ſtets nur auf kurzen Beſuch; denn lächerlicherweiſe durfte ihr Mann nichts davon erfahren, daß ſie mit dem eigenen Bruder verkehre.

Fritz hatte das Gefühl, daß dieſe Beſuche einem inneren Bedürfniſſe Konſtanzens entſprangen. Sie war nicht glücklich, die Ärmſte! Der Gatte quälte ſie mit Pedanterie, Engherzigkeit und mit hochfahrendem Schulmeiſterweſen. Und auch der ſechzehnjährige Arthur benahm ſich durchaus nicht nett gegen die Mutter. Das Bürſchchen ſchien in phariſäiſchem Hochmut früh mit dem Vater wetteifern zu wollen.

Konſtanze beklagte ſich niemals über Gatten und Sohn; ja, ſie war ſich der unwürdigen Behandlung durch dieſe beiden vielleicht gar nicht bewußt. Aber gerade aus dem, was ſie verſchwieg, konnte man entnehmen,

wie traurig es um ihr häusliches Leben bestellt sein müsse.

Immer klarer wurde es für Fritz, daß sein Schwager Wedner unverantwortlich an Konstanze handle. Sie war von Natur ein liebenswürdiges, harmloses, leicht zu lenkendes Geschöpf, durchaus nicht ohne gute, natürliche Anlagen. Manchmal brach der ursprüngliche Freimut ihres Wesens durch alle von dem Gatten ihr künstlich anerzogenen engherzigen Grundsätze sieghaft hindurch, so, als sie die Entdeckung gemacht hatte, daß Fritz ein Kind besitze.

Herausgekommen war das durch eine Photographie der kleinen Alma, welche Toni Lehmfink ihm zugeschickt hatte. Fritz war so unvorsichtig gewesen, das Bildchen umherliegen zu lassen, und Konstanze war mit der den Frauen eigenen Spürnase in solchen Sachen darauf gestoßen.

Im ersten Augenblicke war Konstanze völlig die Frau ihres Mannes, zeigte sich entsetzt und im höchsten Grade entrüstet. Allmählich jedoch bekam ihr besseres Selbst die Oberhand.

Zunächst forschte sie schüchtern nach dem Kindchen und seiner Mutter. Almas Geschick, das ihr Fritz in einfachen Zügen schilderte, ergriff sie. Immer und immer wieder kam sie darauf zurück. Es war nicht gewöhnliche Neugier, was Konstanze in diesem Falle empfand. Eine Art Verständnis brach sich bei ihr Bahn, daß es Verhältnisse im Leben giebt, denen man mit bloßem Aburteilen nicht gerecht wird.

Es war ein eigentümliches Gefühl der Genugthuung

für Berting, die Schweſter, die ihm durch lange Jahre ſo gut wie eine Fremde geweſen, nun ganz von ſelbſt ſich ihm wieder zuwenden zu ſehen. Ob mit der Zeit daraus wirklich fruchtbare Beziehungen erwachſen würden, mußte die Zukunft lehren.

Von ſonſtigen Freunden ſah und hörte Fritz Berting wenig. Es war erſtaunlich, wie ſchnell einem gewiſſe Menſchen, die man für wichtig gehalten hatte, im Verlaufe kürzeſter Friſt völlig gleichgiltig wurden. Was bedeutete ihm jetzt Annie Eſchauer, Frau Hilſchius und dieſer ganze Kreis? —

Und doch, als er im Annoncenteil einer Zeitung unter den Familiennachrichten las, daß der Bankier Eſchauer um ſtilles Beileid bitte zum Verluſt ſeiner innig geliebten Gattin, die von ſchwerem Leiden durch den Tod erlöſt worden ſei, überkam Fritz das wehmutsvolle Bewußtſein, daß er auch in Annie wieder ein Stück ſeiner Vergangenheit verliere.

Ganz andere Gefühle erweckte ihm eine Nachricht, die er auf Umwegen von Hedwig von Lavan erhielt. Siegfried Silber, von dem man neuerdings Artikel über die verſchiedenartigſten Materien in der Preſſe fand, hatte in einer litterariſchen Revue einen Aufſatz über „hoffnungerweckende weibliche Talente der neueren deutſchen Litteratur“ erſcheinen laſſen.

Beim Leſen dieſes Artikels ward es Fritz zumute, als ob er den kleinen Silber ſprechen höre. Genau der an Übertreibungen und Gemeinplätzen reiche Stil. Wenig

originelle Gedanken, dafür ein ſpieleriſches Kokettieren mit aktuellen Stoffen und Ideenkreiſen. Keine Ruhe, keine Sachlichkeit, vielmehr ein ſtetes ſich Überſchlagen und Herausſtreichen des eigenen Geiſtesreichtums.

Unter den Frauen, von denen Silber am meiſten erwartete für unſer Schrifttum, nannte er in erſter Linie Fräulein von Lavan. — Das heißt, er bezeichnete ſie mit dem männlichen Pſeudonym, das Berting einſt für Hedwig erfunden hatte. — Sie beſaß, nach Silbers Behauptung, jene großartige Ungeniertheit, welche es wagte, ſich „im ſeeliſchen Evaskoſtüm“ vor aller Welt zu zeigen, gleichſam „nur bekleidet mit der keuſchen Linie ihrer Kunſt.“ Hier ſpreche endlich einmal das Weib rein als Geſchlechtsweſen. Zu tiefem Danke ſei ihr dafür nicht allein die Litteratur, ſondern ebenſoſehr auch die Wiſſenſchaft verpflichtet. Denn hier ſei zum erſten Male eine zuverläſſige Enquete über das Triebleben der Frau von einer Kennerin eröffnet.

Die gerühmten Vorzüge fand Silber vor allem in dem neueſten Buche der Verfaſſerin. Es führte den Titel: „Die Unbefleckte“.

Der begeiſterte Kritiker gab eine detaillierte Inhaltsangabe des Romanes. Danach ſchien die Forderung, welche die Verfaſſerin aufſtellte, zu ſein, daß das Weib ſich geſchlechtlich ausleben dürfe. Sinnlichkeit heilige jedes Liebesverhältnis, während Ehe ohne Sinnentrieb ſchlimmer ſei als Proſtitution. Es war dies an zwei Lebensläufen illuſtriert. Ein Mädchen wurde geſchildert, die, trotzdem ſie ihrem

Geliebten mehrere Kinder geboren hatte, „unbefleckt“ geblieben war, während ihre Schweſter ſich in einer Vernunftehe ohne Liebe zur Dirne erniedrigt hatte.

Berting trug kein Verlangen danach, das Buch zu leſen. Es mochte immerhin einen wichtigen Beitrag bedeuten zur Frauenpſychologie; ihm graute davor. Er kannte die Verfaſſerin zu gut. Vor allem wußte er zu genau, was für ſie das treibende Motiv war, ſich mit ſolchen Problemen abzugeben, nicht „die rückſichtsloſe Kühnheit des Wahrheitspioniers“, wie Silber glaubte, ſondern Neugier.

Hedwig war noch jung; Fritz ſchätzte ſie jetzt auf etwa neunzehn. Siegfried Silber mochte recht behalten mit ſeiner Prophezeiung, daß Fräulein von Lavan bald zu den führenden Schriftſtellerinnen gehören werde. Ihre Beanlagung war unzweifelhaft vielſeitig und ihr Weſen ungewöhnlich. Berting hatte den Zauber, den ſie auszuüben vermochte, an ſich ſelbſt erfahren. Aber daß ſie den Typus des Zukunftsweibes darſtelle, wie Michael Chubsky von ihr behauptet hatte, glaubte er nicht.

Bei aller Klugheit, Schärfe des Verſtandes und Kultur des Geſchmackes war ſie ſeeliſch unfruchtbar, ein impotentes Weib. Ihre Auffaſſung von Liebe war brutal, öde, verſtandesmäßig konſtruiert, ihr Begriff von Mutterſchaft oberflächlich. Sie operierte gern mit dieſen Worten; man hatte aber bei näherem Zuſehen doch das Gefühl, daß ſie von Liebe und Mutterſchaft ſpreche wie der Blinde von der Farbe.

Und was das große Verdienſt anlangte, welches Silber ihr nachrühmte, daß ſie die dem Weibe eigene Zimperlichkeit in dieſen Dingen ganz beiſeite gelaſſen habe, um „das geſchlechtliche Martyrium“ der modernen Frau in ſeiner Kraßheit zu enthüllen, ſo ſchien dieſes Verdienſt wirklich nicht groß; Scham brauchte nicht zu überwinden, wer keine beſaß. —

Die Zeiten waren vorüber, wo ihm das geſchriebene Wort an ſich imponierte. Durch ſeine Thätigkeit als Kritiker hatte er Übung bekommen im Durchſchauen von Büchern und im Erkennen der Motive und Tendenzen, die hinter den Büchern ſtanden.

Immer wichtiger wurde ihm der lebendige Sinn alles Geſchriebenen, nämlich die Perſönlichkeit, die Seele, die Schöpferkraft des Autors, das, was er zu geben, was er Neues zu ſagen hatte. Immer mißtrauiſcher dagegen wurde er gegen das, was ihm früher als das bei weitem Wichtigſte erſchienen war, das aktuell Litterariſche.

Was war Litteratur? Eine Sammlung von Schulbegriffen, die heute galten, morgen verworfen wurden. Eine Abſtraktion von klugen Köpfen aus ſo und ſo viel Beiſpielen zurecht gemacht und als Syſtem ausgegeben; die lebendige Dichtung ſah anders aus. Was hatte ein Dichter mit den Moden der Litteratur zu thun? —

Durch Nackede war Berting in flüchtige Berührung gekommen mit einigen Vertretern der allerjüngſten Dichtergeneration. Vor kurzem noch hatte er ſelbſt zu dieſen Grünſten gehört. Nun ſtand ſchon ein neues Geſchlecht

fix und fertig da, begierig, ihn und seine Zeitgenossen abzulösen.

Ihm ward, als er in diesen Kreis verschlagen wurde, als sei er verdammt, schon einmal Verdautes noch einmal zu essen. Genau derselbe litterarische Kaffeehaus-Klatsch wie damals! Ähnliche Physiognomieen, ähnliche Allüren, der nämliche Geist in wenig veränderter Form. Einige neue Schlagworte waren allerdings aufgekommen. Geblieben war das Geistreich-sein-wollen, das Wichtigthun und die Großmannssucht. Jeder dieser Jünglinge gebärdete sich, als habe er das Dichten überhaupt erst erfunden, als hänge von seinen Einfällen Sein oder Nichtsein der deutschen Kunst ab.

Berting merkte, daß er älter geworden sei, und das war in diesem Falle kein unangenehmes Gefühl. Er erfuhr an sich, daß es weniger die Jahre sind, die den Menschen formen, als das, was man in ihnen durchmacht.

Er hatte etwas erlebt; das war es, was ihn von den Kollegen schied. Auch diese brüsteten sich zwar mit Erlebnissen. Aber was nannten sie so? —

Sie glaubten, das Leben sei ein Spektakelstück, aufgeführt zu ihrer besonderen Ergötzung. Dabei ahnten sie nicht, daß sie mit dem Rücken saßen gegen die Welt, daß das große, ernste Leben, das Leben der Arbeit, der Thaten und der Erfahrungen sich weit, weit weg von ihnen abspielte, ohne sich im geringsten um sie zu bekümmern.

Überall wollten sie nur Freude und ästhetischen Genuß, vom Leben genau so wie vom Weibe. Die Weiber

erniedrigten ſie zu Dirnen, und auch das Leben machten ſie ſich zur Dirne. Ihnen tief ins Auge zu blicken, beſaßen ſie nicht den Mut. Darum enthüllte ihnen weder das Weib ſeine Schönheit, noch das Leben ſeine Größe.

Berting wußte, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo er nicht anders geweſen war als dieſe. Wenn er ſich jetzt ſagen durfte, daß er mehr ſei als ſie, daß er in feſterem Boden wurzele, daß er ein tieferes und reineres Verhältnis habe zum Leben und zur Kunſt, ſo fühlte er Grund zu Dankbarkeit. Den Toten und den Lebenden hatte er dankbar zu ſein für große Aufopferung, Nachſicht und Geduld. Auch er war mit dem Gedanken ausgezogen, das Leben ſei ein Feſt, welches man nur zu genießen brauche; aber es war mehr. Wert bekam das Leben erſt, wenn es von ſeinem Träger geſtaltet wurde.

Ein neues Gefühl wuchs in ihm heran, Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daſeins. Die Geſetze des Seins mußte der Menſch anerkennen und ſich ihnen unterwerfen, ſonſt glich er einem ſteuerloſen Schiff auf hoher See.

Berting war auf nichts ſtolzer als auf ſein Künſtlertum. Aber das Gottesgnadentum des Dichters wurde nur dem fruchtbar, der ſich dieſe Würde verdiente.

Dichten und Leben ſtehen in innigem, unzertrennlichem Zuſammenhang. Alles echte Dichten iſt ein geheimnisvolles Rinnen von tief aus dem Innerſten quellenden Gefühlen, ein Überfließen von erlebten Dingen.

RD COLLEGE LIBRARY,
19